

Constantin Redzich
Zugvogel

Constantin Redzich
Zugvogel.

Bodo Adolp
Tabora
D. A. H.

Zugvogel

Reise-Erinnerungen und -Erlebnisse
aus Deutsch-Ost-Afrika zur Zeit der
ersten Landerwerbungen

von

Constantin Redzich.

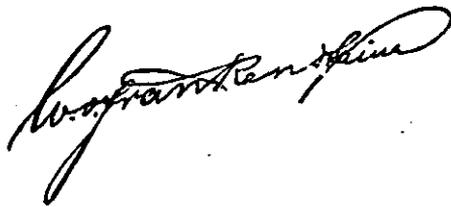
BERLIN 1913
J. Frankenstein-Verlag, Berlin N. 06,
Luxemburgerstr. 35.

**Nachdruck verboten.
Alle Rechte, sowie auch Uebersetzungsrecht
vorbehalten.**

Die bessere Würdigung der Bedeutung unseres deutschen Kolonial-Besitzes ist ein dringendes Bedürfnis.

Möge Redzich's Zugvogel dazu beisteuern, in weitesten Schichten des Volkes eine größere Wertschätzung unserer Kolonien und unserer Kolonialpolitik fruchtbringend anzubahnen,

Berlin, im Juli 1913.

A handwritten signature in cursive script, likely belonging to W. Franke, written in dark ink on a white background.

Vorwort.

Irgendwo ist behauptet worden, daß den Germanen das Wandern im Blute gelegen habe und durch Atavismus auf die Nachkommen übergegangen sei. Heutzutage kann diese Hypothese nicht mehr als stichhaltig gelten, denn es wandern alle Völker der Erde. Teils erzeugt der angeborene Selbsterhaltungstrieb sowie Forschungsgeist und Lernbegierde Nomaden, dann aber auch die Lust nach Abenteuern, Gewinnsucht und der Drang nach dem Bewundern der Naturschönheiten, Wanderlustige, welche fremde Welten durchziehen, nirgends zu Hause sind und keinen Anlaß zu einer Seßhaftigkeit in sich verspüren.

Zu welcher Kategorie von Zugvögeln ich selbst mich zu rechnen habe, überlasse ich dem Urteil meiner Leser. Tatsache ist jedoch, daß mich schon in der frühesten Jugend eine unbezähmbare Sehnsucht nach dem mir Unbekannten, Unfaßlichen und Geheimnisvollen zog, und meine kindliche Phantasie sich Bilder von fernen Himmelsstrichen ausmalte, Ideale schuf, wie sie mir aus den Beschreibungen des Paradieses und schöner Märchen im Geiste vorgaukelten, alles andere daraus verdrängend, sich weiterbildeten und fortentwickelten.

Dieses geheimnisvolle Sehnen und der Drang nach anregender Betätigung erfüllte mein ganzes Sein, beherrschte mein Fühlen und Denken und schwebte mir im Wachen und Träumen als einziges Ziel aller meiner Wünsche vor Augen, so daß ich es als eine förmliche Erlösung wie von einem Zwange empfand, als ich nach Absolvierung der

Schul-, Lehr- und Militärjahre meine Zurückhaltung abstreifen konnte und nunmehr als erwachsener Mensch in selbständigem Handeln meine Neigung befriedigt zu sehen erhoffte. Welche Enttäuschungen mir wurden, welche Mühsale und Entbehrungen, Gefahren und Abenteuer meiner harrten, und wie oft bittere Wehmut mein Herz im Gedanken an die Heimat beschlich, soll in Nachstehendem geschildert werden; doch auch die Schönheiten der Natur seien nicht vergessen, ebenso die heiteren und auffrischenden Episoden aus meinem vielbewegten Leben, welche mir immer wieder neue Anregung zum Weiterkämpfen gaben, wenn Zagen und Zweifel mich zu übermannen drohten.

Hatte sich in meiner freudlosen Kindheit schon so manche lehrreiche Erfahrung meinem Gedächtnisse eingeprägt, so wirkten die Eindrücke, welche ich auf meinen Wander- und Irrfahrten empfand, desto nachhaltiger auf mein Gemüt ein, was zur Folge hatte, daß die an meinem frühgereiften Auge vorüberziehenden Bilder und Szenerien ein ungleich höheres Interesse in mir erweckten, als dies der Fall etwa bei gleichalterigen, doch anders gearteten, jungen Leuten möglich gewesen wäre.

Und weil ich nun die Dinge so zu schildern versuchen will, wie sie sich vor meinen Augen abspielten und sich meinem Gedächtnisse einprägten, so wird mancher abenteuerlüsterne Leser kaum auf seine Kosten kommen, wenn er hinter diesen Zeilen eine romanhaft-phantastisch ausgeschmückte und phantasiengespickte Geistesarbeit eines Berufsschriftstellers vermutet. Solchen Personen, welche nur blutrünstige und nervenkitzelnde Romane leidenschaftlich-gierig verschlingen, kann ich leider die Enttäuschung nicht ersparen, daß es sich hier um einfache, doch sachliche Wiedergabe von Erlebnissen handelt, wie sie tatsächlich vorgekommen sind, also den Vorzug der Wahrheit besitzen. Mögen sie einesteils zur Unterhaltung dienen, andererseits aber auch auf manchen angehenden Zugvogel eine belehrende Wirkung ausüben.

I.

An einem sonnigen Märztage des Jahres 18.. befand ich mich in einer Jolle, welche uns Passagiere unter geschickten Wendungen durch ein Tohuwabohu von Wasserfahrzeugen aller Art vom Hübnerquai in Hamburg zu einem jener schwimmenden, stählernen Ungetüme brachte, welche, durch die Kraft gigantischer Dampfmaschinen in Bewegung gesetzt, auf Windesflügeln die Wogen der Weltmeere durchheilen. Glückliche mit meinem Gepäck an Bord, richte ich es mir in meiner Kabine so behaglich wie möglich ein und harre nun der Dinge, die da kommen sollen. Ungeheure Massen von Gütern wandern in den geöffneten Leib des Titanen, und es scheint, als ob der Inersättliche den Rieseninhalt der Speicher total verschlingen wolle.

Endlich ertönen Kommandorufe von der Kapitänbrücke. Klingeln rasseln, Pfeifen trillern, und ein Zittern befällt den Koloß vom Gang der Maschinen. Ein sinnverwirrendes Heulen des Nebelhorns durchhallt die Lüfte, und am Heck peitscht die Schiffsschraube das Wasser zu Schaum. Langsam gleiten wir den schmutzig-gelben Strom hinab an den reizenden Villenortschaften vorüber, abwechselnd mit fruchtbaren Landschaften, Windmühlen und Fischerdörfern, bis nach etwa dreistündiger Fahrt die Befestigungswerke Cuxhavens passiert werden und die offene See erreicht ist.

Soweit ging es ganz gut. Vergnügt sehen wir den Hantierungen der Matrosen zu, mit dem behaglichen Gefühl, uns einmal tüchtig ausfaulen zu können und ein wochenlang andauerndes Dolce far niente zu genießen. Das Schaukeln des Schiffes ist doch so selbstverständlich und mit einer Seefahrt so eng verknüpft, daß es uns wunder-

nimmt, von der so gefürchteten Seekrankheit nichts zu verspüren; doch setzen wir diesen Umstand auf das Konto unserer kernfesten Gesundheit, und sorglos wird die Deckpromenade, rauchend und gemütlich plaudernd, weitergeführt.

Nichtsahnend habe ich mir meine zwanzigste Zigarette entzündet und spähe nach einem am fernen Horizont erscheinenden Segel, als der widerliche Geschmack des glimmenden Krautes mich in meiner Beschäftigung innehalten läßt. Mit energischem Ruck fliegt der Bösewicht über Bord. Mich umblickend, gewahre ich meinen soeben noch munter schwatzenden Reisegeossen, wie derselbe, sich krampfhaft am Geländer festhaltend, stumm, mit geisterbleichem Antlitz über die Bordwand beugt und unentwegt in die See hineinstarrt, während konvulsisches Zucken zeitweise seinen Körper erschüttert. Ein Taumel erfaßt mich, der Geruch von dampfendem Oel legt sich wie ein Schleier auf das Gehirn, das Drehen im Kopfe erzeugt eine häßliche Uebelkeit, und schwankend, wie im Rausch, haste ich zur Treppe, um mich, jeden erreichbaren Vorsprung umklammernd und in Schweiß gebadet, in meine Kabine zu flüchten, um hier kraftlos übers Bett zu sinken.

Die Glocke ruft zum Lunch, und ich verspüre gewaltigen Hunger; doch in Anbetracht meines mir unerklärlichen Zustandes wage ich nicht, mich zu bewegen, noch weniger, mich zu erheben. Das Stampfen des Schiffes nimmt auch merklich zu, und jede neue Veränderung meiner Körperlage erzeugt neue Uebelkeit. Das Klappern der Teller und Bestecke im Speisesaal dringt verlockend zu mir herüber, und im Gedanken an die mir auf solche dumme Weise entgehenden Genüsse steigert sich mein Unbehagen bis zur Unerträglichkeit. Gelinde Wut und das rebellische Knurren des Magens zeitigen in mir ein namenloses Gefühl der Ohnmacht, und um dieser gräßlichen Situation ein Ende zu bereiten, raffe ich alle Energie zusammen und springe mit gewaltigem Satz zur Erde.

In demselben Moment bekomme ich einen so heftigen Stoß, daß ich wie ein Gummiball auf die gegenüberliegende Ecke und zwar direkt in meine Waschoilette geschleudert werde. Ehe ich noch recht zur Besinnung komme und nachdenken kann, was mit mir vorgegangen, wirft mich eine entgegengesetzte Bewegung wie einen Sack wieder zurück und quer über das Bett hinüber. Jetzt umfasse ich jedoch mit aller Kraft mit beiden Händen einen Bettpfosten und richte mich daran

in die Höhe. Wie ein Kreisel dreht es sich in meinem Kopfe, und die Gegenstände ringsumher scheinen wie Kobolde um mich herumzutanzten. Auch der Bettpfosten schwankt und zerrt mich von einer Seite auf die andere, während dröhnend die Wogen gegen die Schiffswand schlagen, um rauschend in hohem Bogen zu zerstieben. Ich versuche, mich umzuwenden. Ein erstickendes Gefühl in der Kehle, welches in der Magengegend seinen Ursprung hat, will mich trotz aller energischen Beruhigungsversuche überwältigen, und plötzlich, ehe ich's mir versehe, ergießt sich ein Strom aus meinem Munde mit gewaltiger Vehemenz schnurgerade an die gegenüberliegende Wand und ausgerechnet über die danebenstehenden, frischgeputzten Stiefel. Mein letzter Gedanke ist noch, was wohl für ein verwundertes Gesicht der Steward machen wird, wenn er anderntags die Kabine säubert und nachher, beim Schuhputzen, die Bescherung entdeckt; doch ich werde Stein und Bein schwören, daß ich den Täter nicht kenne.

Nachdem ich wie ein Murmeltier eine Ewigkeit geschlafen habe, weckt mich ein Jucken und Kribbeln am ganzen Leibe, als wenn eine Legion Ameisen mich attackiert hätten. Die Schwankungen des Schiffes sind auch auf ein Minimum begrenzt, im Kopfe scheint es sich geklärt zu haben, und so springe ich behende aus dem Bett. Nachdem ich Licht gemacht, begeben sich mich daran, die Ursache dieses lebhaften Gekrabbels zu erforschen; doch voll Grauen schüttelte ich mich, als ich die Erreger desselben entdeckte. Bett, Wände, Kleider, alle Gegenstände und ebenfalls ich selbst, sind von oben bis unten wie übersät mit den kleinen, roten Schwaben; und Ritzen und Winkel, Decke, Wände und Fußboden, alles starrt von lebendigem Gewimmel dieser ekelhaften Insekten. Ich reiße die Kleider vom Leibe, um dieselben nebst der Wäsche auszuschütteln, und dann beginnt eine sonderbare Jagd: In jeder Hand einen Pantoffel, klopfe ich taktmäßig auf die Plagegeister, soweit diese bei dem Aufleuchten der elektrischen Glühbirne noch nicht entflohen sind, bis einige Dutzende der zerquetschten roten Leiber wie Arabesken die weißen Linnen zieren.

Mit dem Schlafen ist es jetzt natürlich vorbei; und nachdem ich mich langsam angekleidet, beginnt es an Deck auch lebendig zu werden. Um sechs Uhr morgens beginnt der Dienst der neuen Matrosenwache. Der Bootsmann kommandiert die Leute zum Deckwaschen und Messingputzen; der Schiffszimmermann kontrolliert den

Wasserstand im Ballastraum sowie die Pumpen, Luken und etwaige Undichtigkeiten; die Köche bereiten das erste Frühstück, und die Stewards reinigen Kleider, Stiefel, Salon und Speisesaal. An Deck empfängt mich eine frische Brise, welche den Lungen so wohltut, und bald fängt es auch an, im Osten zu dämmern. Einen vorübergehenden Matrosen halte ich an, um ihm mein Abenteuer zu erzählen. Grinsend, doch schweigend hört er geduldig zu, um auf meine direkte Frage nach der Herkunft des Ungeziefers achselzuckend zu erwidern: „Jo, ick hew noch keen' een' seihn!“ Sprach's, überläßt mir, seine lange, anstrengende Rede zu deuten und stolpert, in seinen Wasserstiefeln schwer auftretend, davon, um seine unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen.

Später erfuhr ich, daß diese Käfer auf vielen Schiffen, welche tropische Länder besuchen, zu einer wahren Plage geworden sind. Die heiße Zone ist die Heimat dieser Tierchen, und verkriechen sich gelegentlich ganze Massen in zum Transport bestimmte Kisten und Warenballen, um mit diesen zusammen sodann in den Schiffsraum zu gelangen, und sich dort auszubreiten und zu vermehren. Die Fortpflanzung geschieht nun, wie bei fast allen Insekten, in so unverhältnismäßig kurzer Zeit, daß große Schiffe im Heimathafen öfters ausgeräuchert werden müssen, um einem Ueberhandnehmen wenigstens etwas zu steuern.

Inzwischen ist es völlig hell geworden, und ein Rundblick vom Oberdeck läßt erkennen, wo wir uns befinden. Vor uns steigen gewaltige Bauwerke aus den Fluten empor. Massig in ihrer Starrheit und ungefügen Form; es sind hier sogenannte Wellenbrecher weit ins Meer hineingeschoben und nehmen sich wie umbrandete Klippen an einer Felsenküste aus. Zwei Leuchttürme, in riesigen Dimensionen, flankieren die Einfahrt zum Kanal von Amsterdam, und bald gleitet unser Koloß in eine Schleuse, welche ein würdiges Werk moderner Ingenieurbaukunst darstellt.

Dieser Abschluß der Wasserstraße dient dem Zwecke der Sicherung der Kanalufer gegen stetes Spülen des zerstörungswütigen Elements. Denn das Fallen und Steigen des Wasserspiegels bei Ebbe und Flut würde, aus dem Meere in den Kanal übertragen, die sandigen Ufer unterwaschen. Eine Stunde geht es in gemäßiger Fahrt an grünen Auen und saftigen Wiesen vorüber, und schmucke Landhäuser wechseln mit einer auffallend großen Anzahl von Windmühlen.

Prächtigt genährtes Vieh tummelt sich auf fruchtbaren Grasflächen und ganze Herden wohlgepflegter Pferde stieben beim Heulen der Dampfsirene erschreckt davon, die unsinnigsten Kapriolen ausführend.

Am Amerikaquai in Amsterdam ist festgemacht, und einen Rundgang durch die Residenz des Niederländischen Königreiches wollen wir uns nicht versagen, weil sie so manches Sehens- und Wissenwerte aufweist, wie uralte Wohnsitze der Menschen solche überall, in der verschiedenartigsten Mannigfaltigkeit zu bieten haben. Ein ganzes Netz von Kanälen durchzieht die Stadt, und über Hunderte von Brücken führt uns der Weg an ehrwürdigen Bauwerken und modernen Palästen vorbei. Vornehmlich ist es das schmucke, reinliche Aussehen aller, auch der unscheinbarsten Wohnhäuser, was jedem Fremden ins Auge fällt, und in anerkennenswerter Weise ist ja auch holländische Sauberkeit sprichwörtlich geworden. Alles in allem drängt sich uns durch das nette und gefällige Aussehen des Gesamtbildes die Ueberzeugung auf, daß wir es hier mit einem arbeitsamen und rührigen Völkchen zu tun haben, dem es vorzüglich gelungen ist, auch dem unscheinbarsten Besitz durch peinliche Ordnung einen edlen, vornehmen Anstrich zu geben.

Auch das Königsschloß ist ein wuchtiges Wahrzeichen vergangener Jahrhunderte. Aus einem mittelalterlichen Rathause in die jetzige Gestalt umgewandelt, erhebt es sich auf einem Fundament von Pfahlrosten. Der Untergrund ist sumpfig, und mußten zur Herstellung dieses Stützwerkes die Kleinigkeit von 13 695 bis zu zwanzig Meter lange Pfähle eingerammt werden. Außer vielen, gediegenen Kunstwerken, wie solche jedoch in vornehmen Gebäuden ebenfalls nicht selten zu finden sind, ist besonders der neben dem Thronsaal belegene Beratungssaal bemerkenswert. Dieser 36 Meter lange, 20 Meter breite und 30 Meter hohe Raum ist mit nur einem, völlig freitragenden Gewölbebogen überspannt. Ganz ohne jegliches Sprengwerk oder sonstige Verankerungen trägt diese Decke außer der Eigenlast noch sieben Stück 300 Kilogramm schwere, massive Kronleuchter. Durch sechs Stück an der einen Längswand angebrachte Bogenfenster von sechs Metern Höhe erhält diese Halle genügend Tageslicht; auf der gegenüberliegenden Seite wölbt sich ein imposanter Durchgang zu den Nebenräumen. Die Wände bedeckt kostbarer Marmor, 4 Meter hoch, darüber Riesengemälde alter Meister,

Reliefs namhafter Künstler, und über dem Präsidentensitz eine Dekoration, würdig dem tapferen Geschlecht der Niederländer, achtungsgebietend in seiner weihevollen Erhabenheit: An die zwölfhundert Fahnen und Standarten, teils zerfetzt, teils gut erhalten, blutgetränkte Reliquien aus all den Schlachten, in welchen Holländer in aller Herren Ländern fochten. Wahrlich, ein respektheischendes Denkmal, welches ein mutiges und opferfreudiges Volk seinen Heldensöhnen errichtete.

Den Fußboden bedeckt ein Teppich aus einem Stück, in der Welt wohl einzig dastehend in seiner Größe und Herstellungsweise: 33 Meter lang und 19 Meter breit, stellt derselbe ein einheimisches Kunstwerk der Weberei dar, und sollen 170 Menschen ein Jahr und vier Monate an dieser unschätzbaren Nationalspende gearbeitet haben.

Nach dem Schiffe zurückgekehrt, befriedige ich zuerst Hunger und Durst, denn der leibliche Mensch überbietet in seinen Ansprüchen auch die höchsten geistigen Genüsse. An der Tafel werden die Erlebnisse ausgetauscht, und so manche heitere Erzählung trägt zur allgemeinen Unterhaltung bei. Ein Musikkundiger bearbeitet das Piano, die Skattische werden wieder besetzt, und in das Geplauder und die Musik dröhnt das schaurige: „Pfu—u—u—h!“ des Nebelhorns hinein, den Beginn der Weiterreise ankündigend.

Der Aufenthalt an Deck erscheint mir interessanter als das Anhören der faulen Witze der Skatspieler, und da der Klaviervirtuose nur sehnsuchtsvolle Liebeslieder — der Damen wegen — zum Vortrag bringt, so habe ich bald meine Deckpromenade wieder aufgenommen. Eine Stunde später haben wir die offene See erreicht, und im Englischen Kanal bietet sich ein abwechslungsreiches Bild, infolge der hier verkehrenden, vielen Fahrzeuge aller Größen und Gattungen. Merkwürdigerweise verdichtet sich die vordem noch ganz klare Luft zusehends, je mehr wir uns dem Ausgange des Kanals nähern, und mit verminderter Geschwindigkeit und größerer Vorsicht zertheilt der scharfe Bug die dampfende Flut. Aus mehr oder minder großer Nähe dröhnt das tiefe, warnende Heulen eines Nebelhorns, von unserem Kollegen prompt erwidert. Durch Mark und Bein dringt dieser nervenerschütternde Ton, und schreckhaft zuckt man bei jedem Signal zusammen.

Dunkle Rauchwolken qualmen aus dem Schornstein und helfen die Unsichtigkeit noch vermehren. Auf dem Maschinentelegraphen

weisen die Zeiger auf „Achtung“. Ein Mann sitzt im „Auskiek“, während ein zweiter Quartermelster auf der Back, hart am Bug Aufstellung genommen hat und unablässig in den weißlichen Dunst hineinspät. Verschwommen treten die Umrise der Befestigungswerke von Dower hervor, und eine Stunde später haben wir den Atlantischen Ozean vor uns. Inzwischen ist es Abend geworden; die Signallichter flammen auf, und auch in den Kabinen und Salons verbreitet sich eine Lichtflut, welche, durch die runden, zahllosen Fenster der Schiffswände dringend, den Dampfer in einer feenhaften Beleuchtung erscheinen läßt.

Die Stunde des Dinners ist gekommen, und im Speisesaale decken die Stewards die Tische. Der Klaviervirtuose spielt ein Liebeslied und blickt mit schmachtenden Augen zu den geputzten Damen hinüber, welche lächelnd die Köpfe nach dem Takte der Musik wiegen. Von den Skattischen tönt lautes Gelächter herüber, und ein unger, bartloser Mensch renommiert mit seinen Reisekenntnissen. „Pfu—u—uh!“ dröhnt das Nebelhorn zornig dazwischen, so daß die zarten Frauen erschreckt zusammenfahren und die Passagiere aufmerksam werden. Ein Reisender erzählt von den treibenden Eisbergen, die um die jetzige Zeit im Atlantischen Ozean umherschwimmen und öfters sogar sich bis in diese Breiten verirren, um im Nebel eine der furchtbarsten Gefahren für die Schifffahrt zu bilden. Doch der Renommist unterbricht ihn lachend: „Aber meine Herrschaften, lassen Sie sich doch keinen Eisberg aufbinden. Ich bin hier ein Dutzendmal durchgefahren und habe noch nie einen gesehen. Und wenn einer kommt, na, so fahren wir einfach drum rum, basta!“

Die Passagiere lachen mit, außer dem einen, welcher ernst sein ergrautes Haupt wiegt, und die Unterhaltung nimmt sorglos ihren Fortgang.

Doch auf der Kommandobrücke steht auf seinem verantwortungsvollen Posten der Kapitän neben dem Wachthabenden, und auch zwei andere Offiziere haben sich hinzugesellt, um mit ihren Gläsern in das neblige Dunkel zu spähen. Der Quartermelster am Steuerrad schaut unausgesetzt auf den Kompaß, während er zeitweise das Steuerrad dreht, um den Dampfer in Kurs zu halten. Von Zeit zu Zeit tönt wieder das gräßliche „Pfu—u—h!“ des Nebelhorns.

Im Speisesaal klappern Teller und Messer, während Stimmengewirr, untermischt mit Lachen, aus den Oeffnungen mitsamt der

Lichtflut herausdringt. Man scheint sich bei leckerem Mahl auszeichnet zu unterhalten, während die Stewards geräuschlos hin und her eilen.

Die Telegraphenapparate auf der Kommandobrücke stehen mit denen im Maschinenraum in Verbindung, und ein rasselndes Läutemacht die Maschinisten auf jede Veränderung der Zeiger aufmerksam. Auf das gegebene Signal „Achtung“ stellte sich ein Ingenieur mit zwei Assistenten in die Nähe der Apparate und der Umsteuerungsmaschine, welche die ganze, gewaltige Maschinerie beherrscht, um jeden Augenblick die Befehle prompt ausführen zu können.

Auf der Kommandobrücke ist der Kapitän unruhig auf- und abgegangen; jetzt bleibt er beim Wachhabenden stehen und sagt: „Mir ist so, als ob es merklich kühler würde, finden Sie nicht auch?“ Der Wachhabende dreht sich um und schnüffelt in der Luft umher, als ob er Kälte sehen oder riechen wolle, und erwidert: „Es ist mir schon längst aufgefallen, Herr Kapitän!“ Der dritte Offizier setzt sein Glas ab und bemerkt: „Es wird auffallend kühler!“ Alle drei treten zum Steuerhaus, um nach dem Thermometer zu sehen: Die Säule ist einige Grad gefallen, fällt zusehends. „Dam'n, das kann nur ein Eisberg sein!“ brummt ärgerlich der Kapitän. „Rufen Sie den Matrosen an! Halbe Fahrt! Achtung!“ Pfu—u—uh! dröhnt das Nebelhorn, während die Klingeln im Telegraphen rasseln. Kaum ist der Ton verhallt, als aus dem Auskiek eine geisterhafte Stimme durch das Sprachrohr hallt: „Eisberg Steuerbord!“ Auch schon taucht aus dem Nebel ein erschreckendes, gigantisches Ungeheuer auf, gerade vor den Bug des Schiffes gleitend.

An Ausweichen ist nicht mehr zu denken, das sieht der Kapitän und mit einem Satz ist er am Telegraphenapparat, um den Hebel umzuwerfen. Der Zeiger weist jetzt auf: „Volle Kraft rückwärts.“ Im Maschinenraum stürzt der Assistent zur Umsteuerungsmaschine, und wirft die Griffstange nach der gegenüberliegenden Seite, der Ingenieur telegraphiert das Kommando nach oben zurück, wobei die Glocken in den Apparaten wie unsinnig läuten, und einen Moment später dreht sich die gewaltige Schraube sausend und brausend in der entgegengesetzten Richtung, wobei ein Zittern durch den Schiffskörper läuft. Blaß und regungslos stehen die Maschinisten in angstvoller Spannung und Erwartung dessen, was da kommen wird. Was ist vorgefallen? Was wird der nächste Augenblick bringen?

kommt jetzt der betäubende Krach? Von welcher Seite wird die
alzige Flut tosend in den Maschinenraum hineinbrechen, um ihnen,
eden Ausweg versperrend, den sicheren Tod zu bringen? Sollen sie
etzt schon die einzig mögliche Rettung versuchen und die steilen,
schmalen Eisenleitern hinaufklettern? Doch die anderen achtundvierzig
Menschen, welche rußgeschwärzt und schweißüberströmt, vor den
glühenden Kesselöffnungen hantieren, um das schwarze Futter in die
inersättlichen, feuerspeienden Rachen zu schleudern? Sind sie nicht
noch übler dran im Fall einer Katastrophe und fünfhundert Passa-
gieren an Bord, deren Leben vertrauensvoll in ihre Hände gelegt sind?
Und die eiserne Pflicht? Nein, hier heißt es, bis zum letzten Ende
auf dem übernommenen Posten ausharren! Aushalten, wenn auch
der sichere Tod vor Augen steht!

Auch oben auf der Kommandobrücke stehen sie starr und wort-
los, als wenn die Eiskälte, die von dem Gespenst da vorn ausgeht, sie
allesamt hätte zu Eis erstarren lassen. Unaufhaltsam, geisterhaft
weiß, die Kälte des Todes ausatmend, treibt die unheimliche Masse
auf das Schiff zu. Immer näher kommt es heran, lautlos und sich
immer noch vergrößernd, immer höher, an die 200 Meter hoch aus
dem Wasser ragend und wie gewöhnlich noch zu sieben Achtern unter
der Oberfläche sich erstreckend. Direkt nach vorn zu neigt die ge-
mealtige Spitze, genau über das Schiff beugt sie sich hin vor, und
in sie umkippt und das Fahrzeug trifft, dann sinkt dieses unter wie
der Blechkahn, mit dem die Kinder auf dem Ententeich spielen. Dann
lass in Sekunden alles vorbei, und sechshundert Menschen
Duschlingt die gierige Flut wie ein Atom.

Das wissen die Männer, die dort in regungslosem Entsetzen das
rchterliche Ungeheuer anstarren, wortlos — stumm. Sie haben die
öhne aufeinandergebissen und senden Stoßgebete zum Himmel
empor. Es ist ihnen bekannt, nur zu gewiß: drei Minuten braucht
das Schiff, bis es der Schraube gehorcht und rückwärts geht, bis
vornhin läuft es vorwärts unter dem enormen Druck der Fahrgeschwin-
digkeit. Drei Minuten! Eine Ewigkeit. Es wird immer kälter, und
denn näher kommt der Eiskoloß in seiner grausigen, drohenden,
schauen Gespenstigkeit, immer höher, breiter, massiger wird er zu-
Steuends; den ganzen Horizont, den ganzen Himmel scheint er anzu-
tönt en; man sieht nichts anderes mehr als Eis. Von der Brücke, vom
skiek, vom Bug starren sieben Paar Augen unverwandt aus fahlen

Gesichtern auf das gigantische Ungeheuer da vor ihnen, und sieben Herzen stehen fast still. Das Schiff hat immer noch Fahrt; krampfhaft umklammern die Hände das Geländer. Wenn man doch aufhalten könnte! In ohnmächtigem Zorn spannen sich die Muskeln, und Schweißbäche rinnen trotz der Eiskälte über Gesicht und Nacken. Jetzt muß der Anprall kommen! jetzt! — Wie zum Sprung stehen die Männer vornübergebeugt, und keuchend pfeift der Atem aus trockenen Kehlen. — Jetzt! Jetzt! Der Mann am Bug schließt die Augen, der Matrose im Auskier dreht sich um, als ob er flüchten wolle. — Jetzt! — Alles hält den Atem an — jetzt! — Doch das Schiff steht, leise, doch unheimlich und markerschütternd knirscht der Bug gegen einen Vorsprung der Eismasse, den er soeben noch getroffen, ein ganz geringer Stoß, eine leise Erschütterung des Schiffsrumpfes, und es beginnt langsam rückwärts zu gehen — etwas schneller — noch schneller — die Entfernung zwischen dem gespenstischen, riesigen Ungeheuer und dem Schiffe wird größer, doch noch ist die Gefahr nicht vorüber, sie können von einem Vorsprung unter Wasser erfaßt werden; noch kann das Gebirge umkippen, um alles zu zerschmettern — doch mehr wächst der Zwischenraum — hundert Meter — man wagt schon, aufzuatmen; schneller bewegt sich das Schiff, der Eisberg gleitet langsam vorüber — jetzt ist er schon auf Backbord — doch immer noch furchtbar in seiner starren Riesenhaftigkeit. Wie Herkules auf eine Fliege, so blickt er verächtlich auf die elende Nußschale da vor ihm herunter. Zweihundert Meter! immer weiter — immer ferner — und jetzt gleitet er in den Nebeldunst zurück. — Alles holt tief Atem. Der Kapitän nimmt die Mütze ab und trocknet sich den Schweiß. Dann tritt er an den Telegraphenapparat und telegraphiert zum Maschinenraum hinunter: Halbe Kraft vorwärts!

Wieder dreht sich die Schraube in umgekehrter Richtung und schlägt das Wasser zu Seifenschaum. „Gott sei Dank!“ spricht der Wachhabende, indem er sich mit dem Taschentuch Gesicht und Nacken reibt. „Um ein Haar!“ echot der zweite Offizier, indem er sein Glas zusammenschiebt. „Amen!“ beendet der Kapitän das Gespräch. Der Quartermeister von der Back tritt zur Glocke, die unter der Kommandobrücke hängt, und schlägt dreimal doppelt an: Sechs Glasen! In der Seemannsprache elf Uhr nachts. Vom Auskier schallt es in langgezogenen Tönen durch das Sprachrohr: „Lampen — bren—nen — al—les — wo—o—o—ohl!“

Jetzt lichtet sich auch der Nebel, und man erkennt die See in immer weiterem Umkreis. Der Wachhabende schaut durch das Glas nach Süden, wo man am Horizont noch etwas Weißes erkennt, das wie eine harmlose Wolke aussieht. Inzwischen ist der Kapitän zum Steuerhaus getreten, um das Thermometer zu beobachten. Es steigt, ist schon ziemlich auf der vorherigen Höhe angelangt. Befriedigt tritt er zum Telegraphenapparat und dreht den Hebel auf: „Volle Kraft voraus!“ Wieder rasseln die Klingeln, das Signal wird zurückgegeben, und im Maschinenraum atmet ebenfalls alles auf. Die Gefahr ist also vorüber, die Starrheit der Gesichtsmuskeln löst sich, und nun laufen die Maschinen wieder ihren gewohnten Gang. Der Ingenieur nickt dem Assistenten zu, und dieser hat vollkommen verstanden, denn bei dem Sausen und Stampfen der Kolben und des Räderwerkes würde das gesprochene Wort nicht durchdringen.

Bald hat das Schiff wieder volle Fahrt, und an Bord ist die gewohnte Tätigkeit wieder aufgenommen worden. Dunkle Rauchwolken qualmen aus dem Schornstein, und brausend zerschneidet der Bug das hochaufspritzende Wasser, dessen einzelne Tropfen im Dunkeln phosphoreszierend, wie Diamanten, leuchten. Es wird immer wärmer und heller, und nach einem eingehenden Rundblick entfernt sich der Kapitän grüßend von der Kommandobrücke, um sich in seine Kabine zu begeben, wohin ihm die beiden dienstfreien Offiziere bald nachfolgen.

Die Lichter in den Salons sind teilweise ausgelöscht, und nur noch einige Nachzügler im Trinken und Skatspielen unterhalten sich lachend und harmlos, ohne Ahnung von der überstandenen Gefahr. Der Renommist hatte wohl soeben eine Seemannsanekdote zum besten gegeben, denn auf das Gelächter der Uebrigen meint er wichtig: „Na, meine Herrschaften, in Wirklichkeit zählen solche Vorkommnisse allerdings zu den größten Seltenheiten und sind meist kolossal übertrieben; dazu ist das Meer viel zu groß und zu weit, als daß ein Schiff der Gefahr ausgesetzt wäre, mit einem anderen Fahrzeuge, einem Wrack oder einem Eisberg zusammenzustoßen. Uebrigens sind doch auch die Leute dort oben, an Deck, verpflichtet, gut aufzupassen, und sich einander aus dem Wege zu fahren. Für unser Geld können wir verlangen, daß das Schiffspersonal jederzeit auf dem Posten ist, denn es könnte ihnen eklig an den Kragen gehen, wenn etwa das Gegenteil einträte!“ Lebhaft stimmen die Zuhörer diesen geistreichen Aus-

führungen bei, und allgemein erhebt man sich, um mit Gutenachtwünschen die Lagerstätten aufzusuchen.

Im Mannschaftslogis hat der Quartermeister die Ablösung geweckt, und während die Leute sich ankleiden, erzählt er ihnen die soeben überstandenen Vorgänge. Schweigend haben diese gefahrgewohnten Leute die Erzählung angehört, bis ein Hünenmaat einen Anlauf zu einer Gegenrede nimmt. Nachdem er zuvörderst ein gewaltiges Stück Kautabak in seine Backbordkuse verstaut, die Ladung einigemal nach Steuerbord und zurück geschoben und dreimal nach Lee ausgespuckt hat, meint er: „’t is man gaud, dat vun de PASSESchehrs keen’ boben weest is!“ Der Quartermeister setzt sich in Positur, nickt ein paarmal mit dem mächtigen Haupte, spuckt aus und erwidert: „Jo, ’t is man gaud, dat hett een Gebrüll gewen!“

Damit ist der Meinungs-austausch unter diesen Seebären erledigt, und schwerauftretend begibt sich ein jeder auf seinen ihm zugewiesenen Posten, neuen Gefahren entgegen.



II.

Frankreichs nordöstliche Küste bei Brest ist umsegelt, und diesen 900 Seemeilen breiten Meerbusen dauert drei Tage die Bai von Biskaya nimmt uns auf. Die Durchfahrt durch und ist insofern merkwürdig, als hier die See zu allen Zeiten stark bewegt ist. Die aus dem Ozean hereingeworfenen Wogen prallen an den steilen Küstenfelsen ab, werden zurückgeworfen und erzeugen mit dem Wiederanprall an neu ankommende Wasserberge ein Wellenchaos, das manchem wackeren Fahrzeuge schon verhängnisvoll geworden ist. Auch unser Schiff „rollt“ ganz gewaltig, und tief versunken stehe ich an Deck, um dieses erhabene Schauspiel voll auszukosten. In gewaltigen Atemzügen hebt und senkt sich der Ozean und wälzt mit elementarer Gewalt riesige Wasserberge gegen die steile Küste. Donnernd zerstieben die Wogen, recken sich in blendend weißem Gischt gen Himmel und überziehen die Kalkfelsen mit silbernem Glast, rinne zurück zu neuem, wütendem Anprall — ein unendlicher Streit des lebensprühenden Wassers mit der starren Festigkeit der steinernen Gebilde.

Nachdem Kap Finsterre passiert ist geht es in ruhiger Fahrt an Portugals Küste entlang und sodann in den mächtigen Tajo hinein, in welchem vor Lissabon Anker geworfen wird.

Der Eindruck, den ich von Lissabon mitgenommen, wirkt nur vorteilhaft in meiner Erinnerung, wenn ich mir den reizenden Anblick von Bord aus vergegenwärtige. Die kreidigen Häuser, von der Mittagssonne beschienen, strahlen ein Licht aus, welches einen Maler zur Verzweiflung bringen kann, denn niemand ist imstande, auch nur

annähernd die Farben wiederzugeben. In buntem, regellosem Durcheinander steigt ein Meer der verschiedenartigsten Gebäulichkeiten terrassenförmig auf, um von imposanten, türmeflankierten Schloßbauten bekrönt zu werden. Grünende Abhänge und lebhaftes Gewimmel geben dem Ganzen einen so eigenartigen, romantischen Reiz, der dem Auge wohltut. Alle Schönheit ist jedoch relativ. Und zwar tritt dieser krasse Gegensatz nirgends wo anders so deutlich hervor, wie in dieser portugiesischen Hauptstadt. Eine eingehende Besichtigung des lockenden Ufers erbringt uns nämlich die Ueberzeugung, daß sich hier unsägliches und unermeßliches Elend verbirgt.

Hinter Cap la Rook öffnet sich hinter den majestätischen, himmelanstrebenden Felsen von Gibraltar die Meerenge gleichen Namens und erinnerte mich an eine Sage aus dem Altertum, wonach diese Durchfahrt ehemals nicht vorhanden war. An deren Stelle erhob sich eine breite Landzunge, auf welcher der Tempel des Herkules gestanden haben soll. Nach einem furchtbaren Erdbeben soll jedoch der die Kontinente verbindende Streifen im Meere versunken sein, und die hereinbrechenden Wogen hätten alles gierig verschlungen, Land und Gebäude in die Tiefe gerissen. Bei gutem Wetter und klarer See könne man jedoch noch Ueberreste dieses Weltwunders auf dem Meeresgrunde erkennen.

Aufmerksam spähe ich nun während der Durchfahrt in die bläuliche Flut, und in dem kristallhellen Wasser lassen sich einzelne Gegenstände deutlich erkennen. Sonderbar, der Meeresboden steigt plötzlich rapide in die Höhe, immer gewaltiger türmen sich Felsmassen übereinander, zerklüftet, zerrissen und alle möglichen Figuren bildend, und plötzlich scheint ein Steinblock von riesigen Dimensionen sich bis zur Oberfläche des Wassers zu erheben. In gelindem Schreck bin ich zurückgefahren, denn die Täuschung wirkte so stark, daß ich im Moment den Kiel des Schiffes auf diesem steinernen Koloß knirschend auffahren zu sehen vermeinte. Doch in voller Geschwindigkeit schießt das Fahrzeug wie ein Schatten darüber hin, und wie eine Vision aus einer anderen Welt verschwindet alles wieder, wie es gekommen.

In einigen Stunden ist auch das Land nur noch wie ein grauer Nebelstreifen am Horizonte sichtbar. Die See ist wenig bewegt, nur eine starke Dünung versetzt das Schiff in angenehm wiegende Bewegungen. In der Ferne zieht ein anderer Dampfer seine vorgeschrie-

bene Straße. Winzig klein erscheint er nur und taucht zeitweise ganz hinter die Wellenberge hinunter, um nach Minuten banger Pause wieder daraus emporzutauchen.

Im Speisesaale, nimmt man das Frühstück ein. Das Gewirr der Sprechenden dringt verworren bis an Deck, und die lockenden Töne des Pianos zaubern auf das ernste Gesicht des Wachhabenden den Anflug eines Lächelns. Offenbar ist ihm die Melodie gut bekannt, denn zeitweise summt er sie leise mit.

„Segler voraus!“ Wie elektrisierend wirkt der Ruf auf die Mannschaft und dringt die Schiffstreppe hinunter, in den Speisesaal, mitten zwischen die schmatzenden, schwatzenden Menschen. „Segler voraus!“ Einer ruft es hastig dem andern zu und eilt die Treppe hinauf, um sich dieses Ereignis nicht entgehen zu lassen. Eßtische und Piano stehen verödet, und sogar die Stewards sind an Deck geeilt, wo tausend bewaffnete und unbewaffnete Augen nach dem mit vollen Segeln heranrauschenden Vollschiife spähen, um dessen Nationalität festzustellen. Die gewaltige Segelpyramide zeigt sich allmählich in ihrer ganzen, imposanten Breite, und jetzt entfaltet sich stolz an der Gaffel die deutsche Trikolore, während zu gleicher Zeit im Top des Großmastes die Reedereiflagge unter dem Heimatswimpel erscheint. Auch an unserem Dampfer flattern die gleichen Zeichen, jedoch ohne Heimatswimpel, lustig im Winde, während in rascher Folge hüben wie drüben die bekannten, kleinen, bunten Signalflaggen in die Takelage fliegen. Der Segler hat etwas beigedreht, und man erkennt, wenn auch nicht ganz deutlich, die hantierenden Matrosen. Jetzt sind wir in gleicher Höhe mit dem Segler angelangt; majestätisch wiegt sich der stattliche Dreimaster auf den Wellen. „Alles wohl!“ signalisiert er herüber, und grüßend senkt sich die Nationalflagge, um vom Heck unseres Dampfers erwidert zu werden.

„Braßt voll!“ tönt jetzt deutlich das kurze Kommando vom Halbdeck des Seglers herüber. Knarrend drehen sich die Raaen, die etwas gegen den Wind gestellt waren, und vorüber schießt das Vollschiif, während die Signalflaggen noch ununterbrochen auf und ab gleiten. „Gute Reise, bleibt gesund!“ und „Gleichfalls, grüßt daheim!“ lauten die letzten Austausche. Schneller und immer schneller entfernen sich die beiden Schiffe von einander, bis die Formen zu verschwimmen beginnen, und die gewaltigen Segel nur noch wie eine kleine, weiße Fläche am Horizont sichtbar bleiben.

„Hol die Flaggen ein!“ kommandiert der Wachhabende; einige kurze, schrille Triller der Bootsmannspfeife, und rasch ist der Befehl vollzogen, das Schauspiel beendet. Wer von den Passagieren nicht Lust zum Weiteressen, Skatspielen oder Musizieren hat, promeniert an Deck; man unterhält, belügt sich, renommiert oder liegt rauchend in bequemen Stühlen, lesend oder mit halbgeschlossenen Lidern die Nacht verlängernd.

Wieder nichts als Himmel und Wasser ringsumher, so weit das Auge reicht, und doch ein herrlich erhabener Anblick, für denjenigen, der es sehen will. Denn diese Weiten erinnern an die Größe der Welt. Diese gewaltige Strecke, welche wir zurückgelegt haben, bedeutet im Verhältnis nur ein winziges Stückchen vom Ganzen. Frei und unbeengt kann der Blick umherschweifen. Die Luft ist klarer wie auf dem Lande, weil staubfrei, und weit hinaus zieht das Auge über die blaue Unendlichkeit.

Neigt der Tag sodann sich seinem Ende, so bietet das Schauspiel des Sonnenunterganges einen anderen Stoff zur Bewunderung. Zu riesenhaftem Umfange vergrößert sich zusehends der Feuerball und wirft sein rosig-magisches Licht über den halben Horizont. Eine zauberhafte Beleuchtung spiegelt sich wie eine Fata morgana in den klaren Fluten und zuerst langsam, dann immer schneller, immer mehr sich vergrößernd, taucht der gigantische Feuerball in abgestumpftem Glanze ins Meer, unbeschreibliche Lichteffekte hervorbringend und in Reflexen am Himmel nach und nach ausklingend.

Ist auch der letzte Tagesschimmer der völligen Dunkelheit gewichen, so flammen Myriaden Sterne durch den klaren Aether zu uns hernieder. Greifbar nahe erscheinen sie, uns um viele tausend Meilen näher gerückt und immer neue Figuren bildend, in ihrem verlockenden Glanze und ihrer Mannigfaltigkeit zum Nachdenken anregend; zu bewundern dieses große Geheimnis des Weltalls, welches zu enträtseln wohl niemals unserem armseligem menschlichen Geiste gelingen wird.

„Bim-bam, bim-bam, bim-bam!“ Sechs Glasen, also Schlafenszeit. Der Glockenton hat uns unseren überirdischen Träumen entrissen und in die rauhe Wirklichkeit zurückversetzt. Von irgend welcher Müdigkeit und Schlafenslust ist zwar nichts zu verspüren, doch die Vorschrift an Bord muß strikte befolgt werden, und um elf Uhr heißt es: „Lampen aus! Ruhe im Schiff!“

Das mehrmalige Heulen der Dampfpeife hat mich eines Morgens schon sehr früh an Deck gelockt und sich die Umgebung zu meiner Ueberraschung wie mit einem Schlage gänzlich verwandelt. Von zwei Seiten zeigt sich Land. Rechts die rötlichen zerklüfteten Fels- grotten von Capri und geradeaus die sonnige Küste des italischen Festlandes mit dem terrassenförmig aufsteigenden Häusermeere Neapels. Dahinter der gewaltige Bergkegel des Vesuv, welcher un- aufhörlich graue Wolken zum Himmel emporsendet. Die rings um Stadt und Küste ausgebreiteten Abhänge sind dicht mit Weinpflan- zungen bedeckt, und Männer, Frauen und Kinder in bunten Trachten beleben das anmutige Bild.

Dieser Anblick muß auch denjenigen zur Begeisterung entflammt haben, welcher den gewagten Ausspruch tat: „Neapel sehen und dann sterben!“ Denn gewiß hat er den Ausruf nur im Bewußtsein seiner freudigen Ueberraschung durch die Perspektive getan, wie auch alle diejenigen einen Anblick von der Seeseite unvergleichlich finden, welche vom Bord eines Schiffes aus zum erstenmale die Landschaft im Glanze der strahlenden Sonne bewundern. Aus dieser Bewun- derung heraus hat sich sodann die zum geflügelten Wort gewordene Lobhymne auf das schöne Fleckchen bis heute erhalten.

Bei näherem Zusehen zeigt sich jedoch Land und Volk von einer weniger bewundernswerten Seite. Vernachlässigte, halbzer- fallene Häuser und Hütten, schmutzige, zerlumpte Individuen, halb- nackte Kinder und zitternde Greise in unsagbarem Zustande auf halb- verfaulten Strohhaufen kampfierend, jedem Vorübergehenden bittend die Hände entgegenstreckend, träge sich räkelnde Lazzaroni. — dies alles gibt gewiß wohl romantische Motive für ein überspanntes Maler- gehirn, jedoch einem mit normalem Verstande und offenem Geist aus- gestatteteten Menschen kann solch widerlicher Anblick einzig nur Ekel einflößen. Als ganz scheußliche Belästigung empfindet man denn auch dieses aufdringliche Betteln. Haufenweise stürzt sich der Pöbel auf den Fremden, jammernd, winselnd, betend, die schmutzstarrenden, oft von abstoßenden Wunden zerwühlten Arme erhebend, sich um einen Papierfetzen, einen Zigarrenstummel oder eine Kupfermünze herumbalgend. Man kann sich dieser Horde nicht anders erwehren, als daß man eine Handvoll Kupfermünzen weit über ihre Köpfe hin- wegwirft und dann im vollen Trabe die nächste Straßenecke zu gewinnen sucht, währenddessen die ganze Gesellschaft in wirrem

Knäuel sich im Straßenkot herumwälzt und förmliche Schlachten um die verstreuten Geldstücke geschlagen werden.

Im Stadttinnern scheinen die Geschäfte nur durchweg auf die regelrechte Ausbeutung der Unkundigen zugeschnitten zu sein. Für eine Kanne Wein fordert man den dreifach höheren Preis, als derselbe unter gewöhnlichen Umständen allerorts zu haben ist, und trotzdem ist es nur Surrogat, was der Fremde erhält; den berühmten echten Südwein setzt der menschenfreundliche Wirt wohl nur seinen fachkundigen Stammgästen vor. Ebenso verhält es sich bei Einkäufen in den Warenläden. Harmlos wechselt man ein Goldstück und streicht den Rest in Papier- und Kupfergeld, auf die Versicherung hin, daß Silber momentan nicht vorhanden wäre, achtlos ein, um an anderer Stelle zu erfahren, daß man um die Hälfte der Summe betrogen worden ist; denn Papiergeld steht so tief im Kurse, daß der Wert einer solch halbzerfetzten, schmutzigen Banknote nur etwa zu drei Fünfteln der aufgedruckten Zahl entspricht. Das Kupfergeld ist ebenfalls nur im Lande überhaupt verwendbar, und hat man keine Gelegenheit, dasselbe auf irgend eine Weise auszugeben, so kann man es nur ruhig auf die Straße werfen, wenn es nicht etwa als unangenehmes Andenken dienen soll.

Um solche und ähnliche Erfahrungen reicher nahm ich meinen Weg zum Hafen, um an Bord zurückzukehren. Die beiden, nicht besonders vertrauenerweckend aussehenden Gondoliere schienen mich schon erwartet zu haben, dienerten vor mir her und halfen mir bereitwillig beim Einsteigen. Im Geiste zollte ich ihnen schon meine Anerkennung für ihre Aufmerksamkeit und rechnete schon im Stillen das Trinkgeld aus, was ich ihnen außer dem Fahrpreise großmütig einhändigen würde. Mitten im Hafen hielten sie aber plötzlich mit Rudern inne und verlangten ihren Lohn im voraus bezahlt. Meine Einwendungen wurden überschrien, und in drohender Haltung wurde mir kategorisch zu verstehen gegeben, daß, wenn ich nicht gutwillig zahlte, würde man sich einfach selbst bezahlt machen und mich ins Wasser werfen, wo ich dann den weiteren Weg zum Schiffe zurücklegen könnte.

Mein Blut kochte in gerechtem Zorn ob dieser bodenlosen Unverschämtheit, doch was sollte ich allein gegen diese beiden, kräftig gebauten Banditen, denen je ein langes Dolchmesser griffgerecht am Gürtel hing anfangen? Land und Schiff waren weit entfernt, auf der

Wasserfläche ringsumher keine Hilfe zu erspähen, und eine Waffe mitzunehmen, hatte ich nicht für nötig befunden. Den letzteren Umstand mochten die Raubgesellen wohl kennen, daher ihre Dreistigkeit. Und zuzutrauen war ihnen, daß sie mich mit einigen Löchern in der Haut über Bord würfen. Hätte ich nur ein Verteidigungsgerät zur Hand gehabt, dann würde ich ihnen heimleuchten, doch in meiner Lage war es jedenfalls verständiger, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und so griff ich in die Tasche, ihnen zwei Lire, die gleiche Summe wie für die Hinfahrt, auszuhändigen. Wohl steckten sie schmunzelnd das Geld ein, verlangten aber mehr, unter dem Hinweis, daß die Rückfahrt s e c h s Lire koste. Ich war starr, einfach baff, über diese Frechheit. Im letzten Moment überkam mich jedoch glücklicherweise die volle Ueberlegung über die Situation, und mit erzwungener Ruhe händigte ich ihnen weitere zwei Lire ein, die ich noch lose in der Westentasche trug, und bedeutete, daß ich das andere an Bord bezahlen wolle, ihnen auch, wenn sie eilig zuruderten, außerdem noch ein Trinkgeld geben würde. Ich hätte nicht mehr Geld mitgenommen und müßte weitere Summen erst meiner Kasse im Kabinenkoffer entnehmen. Meine überzeugungsvoll vorgebrachte Ausrede mag ihnen wohl glaubhaft erschienen sein, denn sie setzten das Boot wieder in Bewegung, und unter kräftigen Ruderschlägen schoß das kleine Fahrzeug auf das Schiff zu.

Innerlich befriedigt, doch eine gleichgültige Miene heuchelnd, blickte ich erwartungsvoll zum Deck des Dampfers hinauf und bemerkte mit Genugtuung zwei herkulisch gebaute Matrosen an der Schiffstreppe postiert, welche mir meinen inzwischen überlegten Plan ausführen helfen sollten. Ich nötigte die Kerle an Bord und raunte den Blaujacken zu, Acht auf die beiden zu geben, da etwas vorgefallen sei. Etwas Derartiges schien den Seeleuten nichts Neues zu sein, denn sie nickten bestätigend, ließen die Gondoliere eintreten und stellten sich breitspurig am Eingang der Treppe auf.

Ich bedeutete den Italienern, ein wenig zu warten, da ich ihnen das Geld sofort bringen wolle, und begab mich in meine Kabine zu meinem Koffer, aus welchem ich — einen mit feinem Sand gefüllten Gummischlauch hervorholte. Hastig erzähle ich dem Obersteward mein Abenteuer, und schleunigst begibt sich dieser zum Mannschaftslogis, um dort die dienstfreien Matrosen zusammenzutrommeln. Nun steige ich mit gleichgültiger Miene an Deck, ziehe meine Börse hervor

und suche umständlich darin herum, während die Frechlinge gierig die Hände ausstrecken. Unbemerkt sind sie jedoch von einem Dutzend handfester Schiffsleute umringt worden, und zu ihrer unangenehmen Ueberraschung stecke ich plötzlich die Börse in die Tasche und ziehe blitzschnell meinen bis dahin im Aermel verborgenen Gummischlauch hervor, der im nächsten Augenblick auch schon auf ihre Köpfe niedersaust. Ehe sie jedoch Zeit gewinnen, ihre Dolchmesser zu ziehen, haben zwanzig nervige Fäuste zugepackt und sie zu Boden geworfen. Wie Klammern schließen sich die Hände um Arme und Beine und — unfähig, ein Glied zu rühren — müssen sie nun eine wahre Sintflut von Hieben über sich ergehen lassen.

Auf das jämmerliche Geschrei eilte eine Anzahl Passagiere herbei, um gleichfalls wütend auf die Wehrlosen dreinzuschlagen, als sie die Veranlassung zur Vornahme dieses Strafgerichtes erfahren haben. Windelweich geklopft, läßt man die Uebeltäter endlich frei. Heulend, stöhnend und hinkend schleichen diese, so schnell und so gut sie es nach den empfangenen Schlägen vermögen, von Bord und in ihr Boot, um fluchend und drohend davonzurudern.

Daß derartige Erlebnisse nicht dazu beitragen, dieser Stätte ein angenehmes Gedächtnis zu bewahren, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung, und bildet Neapel in meiner Erinnerung einen dunklen Fleck. Und womit wird diesem verwerflichen Treiben obendrein noch Vorschub geleistet? Durch die sinnlose Freigebigkeit protziger Reisenden und die übertriebene Humanitätsduselei der das Land überschwemmenden Touristen. Die Art und Weise, wie pekuniär gut gestellte und mit Glücksgütern reich gesegnete Vergnügungsreisende einander im Geldausgeben überbieten, führt buchstäblich zur organisatorisch betriebenen Züchtung von Berufsbettlern, und fabelhafte Summen werden mit einer Achtlosigkeit unter Menschen verteilt, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, ausschließlich diese gedankenlose Gutmütigkeit der Spender gewerbsmäßig auszubeuken.

Kann es da wundernehmen, wenn solche ziellose Wohltätigkeit zu Auswüchsen führt, wie die oben geschilderten Gauner-Gondoliere? Wie nun, wenn ich zufällig diese Bestien weder durch Geld, noch durch Worte zu befriedigen in der Lage gewesen wäre? Zweifellos läge ich jetzt von Dolchstichen durchbohrt, beraubt auf dem Grunde des Hafenbeckens, und niemand könnte beim Wiederauftauchen

meiner Leiche feststellen, ob ich einem Unglücksfall oder einem Verbrechen zum Opfer gefallen sei oder — wer meine Mörder gewesen.

Mit voller Berechtigung kann also die Behauptung aufgestellt werden, daß jede Kupfermünze, die in die Hände dieser Unholde gleitet, den moralischen Untergang eines sonst intelligenten Volkes beschleunigen hilft.

In der Straße von Messina steigt ein schlanker vulkanischer Kegel, 942 Meter hoch, steil aus dem Meere heraus und bildet insofern eine Merkwürdigkeit, als sich eine Zusammengehörigkeit mit dem Festlande noch nicht hat feststellen lassen. Aus diesem Grunde mag er wohl auch den Namen Stromboli — der Einsame — erhalten haben. Seltsamerweise wird der Fuß dieses Riesen jedoch von einem zahlreichen Fischervölkchen, trotz seiner Unfruchtbarkeit, bewohnt, und unter Abhängen, sowie steilen Lavagebilden erscheinen schmucke Häuschen wie Schwalbennester angeklebt. Sogar zwischen Felspalten und Geröll hat der rastlose Mensch einzelne Fleckchen fruchtbaren Grundes zu entdecken vermocht und versucht, dem mageren Boden einige, wenn auch ebenso kärgliche Gewächse zu entringen.

Weiter führt uns der Weg in die endlose Bläue hinein, an Siziliens Küste entlang und vorbei an dem zu einem gewaltigen Handelsplatz emporgewachsenen Messina. Ebenso wie alle anderen Ansiedelungen an den sonnigen Gestaden des Mittelmeeres hat auch dieser Ort seine Geschichte einer versunkenen Urzeit. Im Jahre 628 v. Chr. von flüchtigen Messenern bevölkert, nannten ihn diese Messana, kam 264 v. Chr. unter römische Herrschaft und entwickelte sich im Laufe der Jahrhunderte unter wechselvollen Schicksalen zu seiner jetzigen Größe und Gestalt. Als Festung ausgebaut, zählt es 150 000 Einwohner, besitzt eine Anzahl vorzüglicher Schulen, eine Kathedrale und Universität und, als Lebensader, einen vorzüglich ausgebauten und gutbesuchten Hafen.

Nicht weit davon, an der paradiesischen Küste idyllisch dahingestreckt, erscheint uns wie aus einer Spielzeugschachtel aufgebaut, zwischen blühenden Hainen, das liebliche Catani, die Heimat des berühmten Komponisten Bellini.

Rastlos eilt unser Schiff um die Südwestspitze des italischen Festlandes herum dem folgenden Anlegehafen entgegen, und ein kräftiger Nordost empfängt uns beim Verlassen des schützenden Hochlandes. Je mehr wir uns der hohen See nähern, desto gewaltiger tanzen

riesenhafte Wasserberge heran und erreichen zeitweise eine Höhe, die den Ausblick von der beträchtlich hoch belegenen Kommandobrücke noch um ein Bedeutendes überragen. Ein gelinder Schauer überfällt den Neuling, wenn eine solch gigantische, grünschimmernde und schaumgekrönte Woge sich unter tosendem Rauschen mit Windesgeschwindigkeit heranwältzt, um sich auf das Schiff zu stürzen. Wie ein Papierkahn erscheint unser Dampfer diesen unförmlichen Massen gegenüber, und man erkennt mit Grausen, daß im Vergleich zu diesen sich in unermeßlichen Dimensionen auftürmenden Gebilden unser Eisenkoloß, trotz seiner ganz respektablen Größe, nur ein Spielzeug, ein winziges Machwerk von Menschenhänden vorstellt. In grausigem Entsetzen wendet man sich zur Flucht, wenn eine neue mächtige Flut mit donnerndem Getöse gegen die Schiffswand schlägt, zur Hälfte über Deck stürzt und mit vernichtender Gewalt alles ihr den Weg Versperrende in Atome zerschellt. Weit auf die Seite hinüber hat der machtvolle Stoß den Dampfer geschleudert, und kaum hat er sich mit der äußerstmöglichen Anstrengung wieder aufgerichtet, als eine neue Welle ihn wie einen Ball turmhoch emporhebt, um ihn im nächsten Augenblick wieder abgrundtief hinunterzuschleudern.

Krachend und in allen Fugen knackend, ringt unser Riese mit dem ihm bei weitem überlegenen Gegner, während die angstbebenden Zuschauer in dem gräßlichen Gefühl ihrer Hilflosigkeit, diesem überwältigenden Titanenkampfe tatenlos zuzuschauen gezwungen sind. Unaufhörlich jagt die sturmgepeitschte Flut mit stets erneuerter Wucht auf das bedauernswerte Schiff, bald es überstürzend, bald das Vorder- und kurz darauf das Hinterteil hoch aus dem Wasser werfend, so daß die riesige Schiffsschraube, einige Sekunden frei in der Luft schwebend, unter durchdringendem Geratter, wie besessen, mit verdoppelter Geschwindigkeit rotiert.

Doch stetig und sicher erholt sich der eiserne Kämpfer von allen wütenden Angriffen, um trotzig, grimmig zugleich, wie ein brüllender Löwe, sich die Wasserströme aus der Mähne zu schütteln und seinerseits sich mit todesverachtendem Mute auf den unheimlichen und unfaßbaren Feind zu stürzen. — Ein unvergleichlicher Anblick, dieses übernatürliche Ringen mit den entfesselten Elementen um die Oberherrschaft.

An Deck ist naturgemäß der Aufenthalt in diesem Hexensabbath nicht nur unmöglich, sondern sogar direkt lebensgefährlich. Nicht

minder hat es jedoch auch seine Eigentümlichkeiten in den Schiffsräumen selbst. Alles, was nicht niet- und nagelfest, gut verstaut oder festgebunden, benutzt eifrigst die Gelegenheit, seine wiedergewonnene Bewegungsfreiheit voll und ganz auszunutzen. Und so tanzen denn die unglaublichsten Gegenstände aus aufgegangenen Koffern mit diesen selbst um die Wette. Handtaschen, Stiefel, Stöcke, Schirme, Wasserkannen und Waschschüsseln, Damenhüte neben Herrenmützen, undefinierbare Dinge, zu wüsten Knäueln zusammengeballt, hüpfen, rutschen, rollen und kanten zur Abwechslung über- und durcheinander, dazwischen schimpfende Männlein und Fräulein, auf allen Vieren die Ausreißer einzufangen versuchend, was öfter sogar wirklich gelingt. Trotz des Ernstes der Situation wirkt der Anblick so komisch, daß unbändiges Gelächter die Bemühungen der Eifrigen begleitet. Doch wer sollte in dieser Lage auch wohl ernst bleiben. Soeben hat ein dicker Fünfziger sich mit aller Anstrengung, prustend und keuchend, auf dem Bauche bis zur Hinterwand vorgeschoben und streckt die Hand aus, um ein Wäschebündel zu ergreifen, als eine heftige Bewegung das Paket, über seinen Körper hinweg, einer sich krampfhaft am Tische haltenden Dame in den Schoß wirft. Aufkreischend läßt diese ihren Halt fahren und kippt im nächsten Augenblick über die Sitzbank, zwei Lackstiefeletten mit daranhängenden wohlgeformten Wädchen gen Himmel streckend. Eilig ist ihr Verehrer hinzugesprungen, um ihr beim Aufrichten zu helfen, als eine neue Schwankung die beiden sich ängstlich Aneinanderklammernden mitten in den Salon übereinanderfallen läßt.

Erst die herbeieilenden Stewards bringen einige Ordnung in das Chaos, und mit ihrer Hilfe können denn auch die wie trunken schwankenden Menschen an den inzwischen gedeckten Tischen Platz nehmen. Jetzt ist es auch verständlich, warum Tische und Bänke fest am Fußboden verankert sind. Bei diesen heftigen Bewegungen würden dieselben selbstverständlich nicht an ihrer Stelle verblieben sein, sondern sich dem Ringel-Reihen der übrigen lebendig gewordenen Gebrauchsgegenstände angeschlossen haben.

Auch die Tischplatten sind zweckentsprechend umgewandelt worden. Durch fünf Zentimeter hohe, kreuz und quer eingeschobene Holzleisten sind regelmäßige Vierecke aufgebaut, und in jedem Kästchen steht — nein: tanzt je ein Teller oder eine Schüssel. Die Suppe wird serviert. Das heißt mit anderen Worten: kaum ist von einer Seite der

Teller gefüllt, so läuft die heiße Brühe auch schon auf der anderen Seite herunter und ausgerechnet dem Nachbar auf die Beinkleider. Erschrocken springt dieser auf, doch in demselben Moment verliert er die Balance, tappt ängstlich nach einem Halt und patscht mit aller Macht und beiden Händen mitten in die Saucenschüssel, deren goldbrauner Inhalt mit Vehemenz in hohem Bogen entweder in die Gesichter der Essenden spritzt oder das blütenweiße Tafeltuch in eine schlammige Masse verwandelt.

Plötzlich kracht es im Rücken; mit fürchterlichem Getöse und Donneregepolter springt eine Kajütentür auf, und ein dunkles Etwas, das wie ein Kabinenkoffer aussieht, trifft einen zusammenfahrenden Esser dumpf aufschlagend in den Rücken. Ein Steward präsentiert den Braten, ein anderer eine Schüssel mit Gemüse. Mit unnachahmlicher Grandezza balancieren die Leute die Gefäße auf dem Tablett, und eine equilibristische Kunstfertigkeit erfordert die Behandlung der Speisen. Da klirrt und ruckt es am Ende der Tafel; einer Dame entfällt das Besteck, und geisterbleich, die Hände vor den Mund pressend, springt sie auf, um strauchelnd mit dem Kellner zu karambolieren, dem sie im selben Moment eine Mischung von Kakao und Suppe ins Gesicht schleudert. Prustend und eine entsetzliche Grimasse schneidend, steht der verblüffte Mensch da, starrt betäubt auf seine Schüssel und deren so seltsam veränderten Inhalt, bis ihm wohl schließlich das Absonderliche seines Anblicks aufdämmert und er breitbeinig davonschleicht.

Derartige und unzählige, hier nicht wiederzugebende Szenen wiederholen sich in kurzer Folge und verursachen bei empfindlichen Personen einen Zustand, der den Symptomen bei der Seekrankheit bedenklich ähnelt, auch wenn die Betroffenen wirklich seefest sind. Um solch erbarmungswürdiges Schicksal nicht zu teilen, habe ich mich in meine Kabine begeben und ins Bett gelegt. Doch wie ich mich auch hinlege, nie ist es richtig. Bald stehe ich auf dem Kopfe, dann wieder aufrecht; ein Ruck wirft mich dröhnend gegen die Wand, einen Augenblick später habe ich Mühe, mich vor dem Hinauskugeln zu schützen. Dazu das Klappern und Getöse von fallendem und gegeneinanderschlagendem Geschirr und sonstigen Geräten, das Schimpfen ärgerlicher Passagiere, Aufkreischen von Frauen und Kindern und das Klatschen, Gurgeln und Rauschen des Wassers, untermischt mit dem Pfeifen und Heulen des Sturmes und dem Gestampf der Maschinen, welches den ganzen Schiffsrumpf erzittern läßt.

MIßMUTIG erhebe ich mich, um zu versuchen, einen gegen die Spritzer geschützten Platz am Oberdeck zu erreichen. Ich komme mir vor, wie ein angehender Seiltänzer oder wie ein Rekonvaleszent, der wieder seine ersten Gehversuche macht. Das Erklimmen der Treppe ist nichts weniger als eine buchstäblich halsbrecherische Arbeit, und ohne Beulen ist es trotz äußerster Kraftanstrengung nicht abgegangen. Auf der obersten Stufe angelangt, warte ich einen günstigen Moment ab, um rasch die Tür zu öffnen und mich hinauszuschwingen. Doch eine soeben über Deck gehende See leckt gierig in die plötzlich entstandene Oeffnung hinein und schwemmt mich wie einen Korkstöpsel wieder die Treppe hinunter, mitsamt einem abgerissenen Hühnerstall mitten in den Salon hinein. Allgemeine Angstrufe infolge des überall hineindringenden Wassers, verstörte Mienen der Stewards ob des unerklärlichen Vorganges und in wilder, panikartiger Flucht stürmt ein Menschenknäuel die Treppe, um in wahnsinniger Furcht dem vermeintlich drohenden Unheil zu entgehen. Doch schon macht sich ein meertriefender Matrose daran, mit einem kernigen Fluch die obere Tür wieder zu schließen und die zu Tode erschrockenen Fahrgäste in hastigen Worten aufzuklären, daß keine Gefahr vorhanden sei. Nicht weniger als die aufgeregten Flüchtlinge bin ich jedoch über diese selbst und deren wie unsinniges Gebaren erschrocken. Und dann dämmert mir die Erkenntnis dessen, was ich angerichtet habe. Bei schwerer See ist nämlich außer dem Schiffspersonal jedermann streng verboten, die oberen Türen zu öffnen, und wie berechtigt diese Vorschrift ist, hatte ich soeben am eigenen Leibe erfahren. Zufällig war mein Verbrechen jedoch von niemandem bemerkt worden, sonst konnte ich mich auf eine empfindliche Strafe gefaßt machen.

An allen Gliedern zerschlagen, zerschunden und total durchnäßt, war die Vergeltung meiner unüberlegten Uebeltat trotzdem sofort auf dem Fuße gefolgt, und frostklappernd hinke ich, von zwei Stewards unterstützt, zu meinem Schlafraum, um mich umzukleiden. Noch damit beschäftigt, tritt ein Kabinennachbar, geröteten Gesichts und mit eigentümlich glänzenden Augen zu mir herein, um mir schwankend eine halbgefüllte Whiskyflasche entgegenzustrecken: „Hier, Herr Nachbar, das trocknet von innen und macht einen anderen Menschen!“ Selbstredend tue ich Bescheid und reiche die Flasche zurück. Doch abwehrend winkt jener mit der Hand, um lachend hinzuzufügen: „Nur nicht genießen, warum soll denn der andere Mensch nicht auch

.....

einen nehmen!?" Um ihn nicht zu beleidigen, muß ich auf seinen Scherz eingehen und schütte noch einmal ein Quantum des anregenden Getränks hinter die Binde. Die Flasche scheint ein Loch zu haben oder man hatte jedenfalls bei der Fabrikation meines lebenswürdigen Nachbars vergessen, eine Klappe in seiner Kehle vorzusehen, denn ohne eine Miene zu verziehen oder nur noch einmal abzusetzen, läßt er den ansehnlichen Rest behaglich grunzend hinabgluckern. „So, jetzt hat mein anderer Mensch auch sein Teil!“ bemerkt er grinsend, öffnet im geeigneten Moment eines der kleinen runden Fenster und wirft in kühnem Schwunge die leere Flasche weit in die See hinein. Ebenfalls ein gröblicher Verstoß gegen die Schiffsordnung, denn erstens sollen unbrauchbar gewordene Gegenstände nicht nach der Luvseite geworfen werden, damit der Wind sie nicht wieder zurück und gegen die Schiffswand treibt, zweitens darf man bei stürmischem Wetter auch kein Fenster öffnen, damit die Kabine nicht durch hereinbrechendes Wasser überschwemmt wird, und last not least: ist das Mitnehmen von alkoholischen Getränken zum eigenen Verbrauch an Bord auf das strengste untersagt und mit hoher Strafe, sogar eventuellem Ausschluß von der Weiterreise verknüpft.

Nichtsdestoweniger tut der süßige Stoff in diesem Falle mehr als die beabsichtigte Wirkung, denn nicht nur bin ich bald „von innen“ vollständig „getrocknet“, sondern eine bleierne Müdigkeit überfällt Körper und Sinne, so daß ich wie ein Klotz in meine Koje hineinfalle und trotz Stampfens, Lärmens und Schaukelns in einen todesähnlichen Schlaf verfalle, der mich bald in höhere Regionen entführt hat und das ausgestandene Ungemach vergessen läßt. Doch auch in diesem Falle darf sich das Sprichwort: „Wer schläft, der sündigt nicht!“ durchaus nicht bewahrheiten, denn bei gefahrdrohenden Situationen soll man sich bereithalten, jederzeit, ohne Aufenthalt von Bord gehen zu können.



den. Das war nun allerdings etwas ganz Neues, und die ungeheuerlichsten Vorstellungen der Neulinge über die Ausführungsweise dieser Prozedur wurden dann noch durch übertriebene Bemerkungen der „Seebeflissenen“ ins Fabelhafte gesteigert.

„Es schwimmen tatsächlich menschenähnliche Geschöpfe am Aequator herum!“ behauptete ein südafrikanischer Farmer. „Ja, und das Meerwasser sieht dort ganz anders aus, bedeutend dunkler!“ repliziert der bartlose Jüngling. „Das hat aber auch eine besondere Ursache!“ bemerkt in ernstem Tone der Zahlmeister, der soeben in den Salon getreten ist. „Gerade hier am Aequator birgt das Meer eine Unzahl der verschiedenartigsten Tiere, die ganz plötzlich aus der Tiefe emporsteigen, um ebenso schnell wieder zu verschwinden, so daß es bis jetzt auch noch nicht gelungen ist, eines dieser Wesen einzufangen, um dessen Form und Größe feststellen zu können. Erwiesenermaßen existieren jedoch in diesen Breiten Meerungeheuer von fabelhaften Dimensionen und grauenerregendem Aussehen, und wenn solche Körper plötzlich zur Oberfläche emporsteigen, so erscheint das Meerwasser in weitem Umkreise dunkel gefärbt, weil die Tiere instande sind, eine tintenähnliche Flüssigkeit abzusondern, um sich bei etwaiger Verfolgung unsichtbar zu machen. Einem Dampfer mit seinen Eisenplatten und dem enormen Geräusch gehen sie meist aus dem Wege, den Segelschiffen werden sie aber in vereinzeltten Fällen gefährlich, namentlich kleineren. Daher kommt es auch, daß man heutzutage nur wenig mehr von solchen Ueberfällen hört, weil die modernen Segelschiffe auch schon alle eine respektable Größe aufweisen. Früher jedoch kam es öfters vor, daß ein solcher Meerriese ein Schiff angriff und nicht nur einzelne Leute herunterriß, sondern zuweilen das gesamte Fahrzeug demolierte und auch in den Grund hinabzog. Als Schiffsjunge hatte ich selbst einmal Gelegenheit, einen Kampf mit solch einem Riesenkraaken mitzumachen und dabei um ein Haar mein Leben eingebüßt!“ „Erzählen!“ „Bitte, erzählen!“ ruft man von allen Seiten, und der alte graubärtige Hüne legt sein wettergebräuntes Gesicht in nachdenkliche Falten, blickt im Kreise auf die mit gespannten Mienen und glänzenden Augen atemlos lauschenden Zuhörer, räuspert sich vernehmlich und beginnt:

„Es ist jetzt 46 Jahre her, und ich machte meine Probefahrt als Leichtmatrose an Bord eines Schoners, der mit einer Ladung Stückgut nach Buenos-Aires bestimmt war. In Aequatornähe wurden eben-

falls die üblichen Vorbereitungen zur Linientaufe getroffen, denn wir führten infolge der Windstille ein Faulenzerleben, als plötzlich in langgezogenen Tönen der Ruf des Auskiermannes aus dem Mars herunterschallt: „Wrack — Steu—er—bord!“ Alles stürzte an Deck und an die Reling, um sich zur Ausführung der Befehle bei etwaiger Wendung des Schiffes bereitzuhalten. Denn es ist immer eine gefährliche Sache, mit einem treibenden Wrack zusammenzustoßen.

Der Kapitän steht aufgerichtet auf dem Halbdeck und späht durch das Fernrohr nach einem sich aus den Fluten erhebenden Etwas, das wie eine schwarzbraune, schwimmende Insel aussieht, sich aber zu bewegen scheint. Näherkommend, erkennen wir ein breites, unebenes Feld von einer halben Meile im Durchmesser, welches immer höher aus dem Wasser heraussteigt und stellenweise an die dreißig Fuß über die Oberfläche hinausquillt. In den Vertiefungen, welche die Unebenheiten des Rückens bilden, ist Wasser zurückgeblieben, und in diesem sieht man Fische springen. Nach und nach entwickeln sich die Hügel und Berge dieser Insel zu immer steilerer Höhe, und wie die Fühlhörner einer Schnecke steigen die Arme empor, größer als der Großmast unseres Schoners und mächtig genug, auch einen hundert Kanonen führenden Schiffskoloß zu erfassen und in den Abgrund zu ziehen!

„„Gott sei uns gnädig, der Kraken!““ stöhnt ein älterer Bootsmann, und die meisten Matrosen bekreuzigen sich, indem sie mit entsetzten Mienen und weitaufgerissenen Augen furchtbebend auf das grauenhafte Meerungeheuer dadrüben hinstarren. Nur der Kapitän bewahrt seine Ruhe, und laut und deutlich dringt sein Kommando über das Deck, die Erstarrung der Seeleute wie mit einem Schlage lösend und sie in die Wirklichkeit zurückversetzend. „Enter auf! Leg aus! Klar! Laß fallen! Marsschooten vor! Marsjollen bemannt! Heiß Marssegel! Enter auf! Bram und Oberbramschooten und Fallen! Schoot vor! Heiß auf!“ Klüver, Stagssegel, Besan und Untersegel folgen blitzschnell, und in kurzer Zeit ist jeder Fetzen Leinwand gesetzt und wird dem Winde entsprechend gestellt. „„An die Geitau und Gordings! Braßt voll!““ Und wie die Katzen klettern die Matrosen von uns zur Takelage, um die Befehle in größter Eile auszuführen, denn es geht um das Leben, das wissen die Leute. Wenn es uns nicht gelingt, aus der unheimlichen Nähe dieses gewaltigen Unholdes zu entfliehen, so ist das Schiff unrettbar verloren.

Schweißtriefend zerren wir an den Segelleinen, doch wie die Segel auch stehen, der leise Luftzug bringt sie kaum zum Anschwellen, und untätig müssen wir in angstvollem Zagen mitansehen, wie das Schiff sich immer mehr dem fürchterlichen Kraken nähert.

„„Klar zum Entern!““ dröhnt jetzt die Stimme des Kapitäns über Deck, und der Bootsmann gibt aus einem aufgeschlossenen Kasten allerlei seltsame Werkzeuge heraus, als wenn es in eine Schlacht gehen sollte. Handliche Stangen mit einem scharfen und schweren Widerhaken bewehrt, klobige Messer, wie ein breiter, korbloser Säbel und breitschneidige, wuchtige Enterbeile. Jeder Mann ergreift seine Waffen und erwartet weiteres Kommando.

„„Alles klar zum Entern!““ ruft der Bootsmann zum Halbdeck hinauf, und „„Steuerbordwache enter auf!““ tönt es von dort zurück. Zwölf Matrosen klettern die Wanten hinauf und verteilen sich hier und in die Marsen. Jeder sucht sich einen guten Halt und faßt sein Enterbeil mit schwerem Griff, während wir anderen uns über Deck zerstreuen und unsere Waffen neben uns zum Zugreifen bereit gelegt haben. Welche Empfindung ich bei all diesen Vorbereitungen hatte, kann ich nicht beschreiben, denn ich kannte die Gefahr, in welcher wir schwebten, nur vom Hörensagen, und da solche Geschichten meist übertrieben wurden, so glaubte ich nicht recht daran.

Doch jetzt waren wir ganz in der Nähe dieses Ungeheuers angelangt, und man erkannte dessen Einzelheiten etwas genauer. Die rauhe, zersprungene und rindenartige Haut des Rumpfes spielte aus dem dunklen Untergrunde in allen Farben im Sonnenlichte, und die gewaltigen Arme krümmten sich wie ungeheure Schlangen fortwährend in allen möglichen Stellungen, als wenn sie in der Luft etwas ergreifen und zerdrücken wollten. Immer näher treibt das Schiff heran, und jetzt trifft es ein krachender Stoß, dem ein gewaltiges Rauschen und Umherwirbeln im Wasser folgt, so daß es wie Schaum weit umherspritzt und in hohem Bogen das Deck und die untersten Segel benetzt. Nacheinander strecken sich an die zwanzig Arme aus der wirbelnden, gurgelnden Flut heraus und fuchteln in der Luft wie Mastbäume aus weichem Gummi umher, während wohl ebensoviele unter der Oberfläche die See in eine derartige Wallung versetzen, daß unser gewiß recht stattliches Schiff wie zwischen einer Dünung zu schwanken beginnt.

„„Achtung!““ dröhnt es jetzt vom Halbdeck, und „„Achtung!““

aus dem Munde des zwischen uns stehenden Bootsmannes. Jeder faßt seine Waffe fester und spannt seine Muskeln zu wuchtigem Schlag. Die Riesenarme schwanken und greifen von einer Seite zur anderen, nun hat ein solcher sich über die Reling gelegt und umklammert den Großmast. Wie eine Streichholzschachtel zieht er das Schiff hinüber und legt es weit zur Seite, doch in demselben Moment haben den Körper ein Dutzend Beilhiebe dicht vor der Reling abgetrennt, und eine dunkle tintenartige Flüssigkeit, welcher ein intensiver Gestank entströmt, ergießt sich in gewaltiger Masse über Deck, während der Stumpf über Bord zurückgleitet. Der abgehauene Arm springt wie besessen an Deck umher, rollt sich zusammen, schnellt auseinander und droht alles in Grund und Boden zu schlagen. Alles ist zur Seite geflüchtet, um von dem Ungetüm nicht zermalmt zu werden. Jetzt ist es bis zur Reling gerutscht, hat sich fest zusammengerollt — schnellt auseinander — und mit gewaltigem Schwung in die Höhe und über Bord ins Wasser zurück.

Inzwischen hat sich am Besan ein ergreifendes Drama abgespielt. Dort waren drei Arme zu gleicher Zeit aufgetaucht, einer hatte die Marsrahe erfaßt, diese mit dem Segel abgerissen und über Bord gerissen und über Bord gezogen, wobei zwei Matrosen, in die Tauen verwickelt, nicht rechtzeitig flüchten konnten und mitsamt dem wirren Durcheinander von zersplittertem Holz, zerfetztem Segeltuch und zerrissenen Tauen über Bord fielen, wo keine Spur mehr von ihnen zu entdecken war. Zu längerem Umsehen blieb jedoch keine Zeit, denn neue, gigantische Schlangen fuchtelten über Deck, rissen einen Teil des Schiffsgeländers ab, zerfetzten das große Bramsegel und umklammerten die Masten, daran zerrend und das Schiff ganz auf die Seite legend. Unaufhörlich sausten die Axthiebe in das rötlich-bläuliche Fleisch, und das ganze Deck war nur noch eine dunkle, klebrige Masse, in welcher der Fuß ausglitt, und die einen pestilenzartigen Gestank ausströmte.

Soeben bin ich wieder von einem abgehauenen Arm zurückgesprungen, als ich mit unwiderstehlicher Gewalt umklammert und dermaßen zusammengepreßt werde, daß mir der Atem ausgeht, und während ich das Beil kraftlos fallen lasse, schwinden mir die Sinne. —

Als ich wieder erwache, steht der Bootsmann an meiner Kojе und macht mir wieder einen neuen Umschlag um den Leib, und ich erfahre jetzt, daß ich drei volle Tage ohne Besinnung gelegen habe, da

mir der unförmliche Krakenarm einige Rippen gebrochen und mich unbedingt zu seinem Fraße über Bord gezogen hätte, wenn nicht glücklicherweise einige Leute den Unfall bemerkt und mit furchtbaren Hieben den Arm abgetrennt haben würden. Der weitere Verlauf war, daß sich, wohl durch den Blutgeruch angelockt, unzählige Haie um das Schiff und den Kraken sammelten, um die abgehauenen Arme gierig zu zerreißen und zu verschlingen. Bei dieser Gelegenheit mögen auch wohl einige wütende Angriffe auf die furchtbar verwundeten und verstümmelten Glieder des Meerungeheuers stattgefunden haben, denn plötzlich hatte dasselbe vom Schiffe abgelassen, war mit ungeheurer Gewalt einige Male hin- und her-, auf- und niedergeschossen, wobei das Wasser in weitem Umkreis turmhoch aufgewirbelt wurde und unser Schiff wie bei einem heftigen Sturm umhertanzte, und war dann mit einem Mal spurlos verschwunden.

In Buenos-Aires habe ich infolge meiner Verletzungen zweiundeinenhalben Monat im Krankenhause zubringen müssen, denn nicht nur waren mir drei Rippen gebrochen, sondern auch noch sonstige innere Verletzungen festgestellt worden. Glücklicherweise war die Wirbelsäule nicht beschädigt, sonst wäre es mit meiner Seemannskarriere, an der ich wie am Leben hing, vorbei gewesen. Bei schlechtem Wetter verspüre ich jedoch noch stets ein Ziehen und Prickeln in der Gegend der verheilten Stellen, was mich immer an den damaligen Kampf mit dem Riesenkraken erinnert.“

Atemlos haben die Passagiere der Erzählung des alten Seebären gelauscht. Ungläubiges Staunen ist auf allen Gesichtern zu lesen, doch wagt niemand eine Einwendung zu machen, zumal auch der Zahlmeister sich umständlich erhebt und grüßend das Zimmer verläßt, um sich an Deck zu begeben.

Einige Augenblicke später läßt die sich lebhaft unterhaltenden und heftig diskutierenden Gruppen eine durchdringende Detonation an Deck erschreckt zusammenfahren. Verstört blickt man sich gegenseitig an, um dann eilig die Treppe hinaufzustürmen und beim Anblick der sich hier bietenden Ueberraschung in helles Gelächter auszubrechen.

Auf einem improvisierten Throne hat der Meeresgott Neptun Platz genommen, und um ihn herum gruppiert sich eine Anzahl Sejungfern in malerischen Stellungen zu einem lebenden Bild. Ein riesiger Matrose ist es, der in wallendem Bart und Haupthaar aus gezupf-

tem Hanf, behangen mit Seetang, und einen riesigen Dreizack in der Rechten, lächelnd und nickend seine „Täuflinge“ willkommen heißt und eine kleine Ansprache, halb hochdeutsch und zum Teil mit kernigen Seemannsausdrücken gespickt, vom Stapel läßt. „Ick werde mir nu wedder in mein nasses Element bejeben und hoffe Ihnen allen morgen wiederzusehen. Und datt sich mich keener etwa'n Drückeberger machen dut, datt nützt ihm doch nix nich, denn ick lasse ihm suchen!“ So endet er seine lange Rede und gibt dem Bootsmann ein Zeichen. Ein schriller Triller, und von der entgegengesetzten Bordwand leuchtet buntfarbiges Licht auf, Raketen steigen, und helle Leuchtkugeln sausen zischend durch die Luft, die inzwischen eingetretene Dunkelheit mit zauberhaftem Scheine erfüllend.

Inzwischen hat sich Neptun mit seinem Gefolge von den das Feuerwerk bewundernden Zuschauern unbemerkt, auf französisch gedrückt, d. h. er war zum Fallreep gegangen und dort hinabgestiegen. Hier erwartete die ganze Meergottfamilie wieder ihr Muschelschiff, mit dem sie in ihr nasses Reich zurückglitten. Sogar ein Signallicht hatten sie aufgesteckt, welches in der Dunkelheit hell emporflamnte, und dessen Schein noch nach Stunden zu uns herüberblinkte. Es war dies nämlich ein mit Teer, Werg, Petroleum und allen möglichen brennbaren Stoffen gefülltes Faß, das im geeigneten Moment brennend über Bord ging.

Am anderen Tage, nachmittags um 3 Uhr, trat der denkwürdige Moment ein, wo wir die Null-Linie erreicht haben. Ein Kanonenschuß bestätigte die Tatsache, und alle Passagiere, sogar die Gruppe der eingefleischten und auffallend seßhaften Skatspieler, denen sonst alles „Wurscht“ blieb, und die sich sogar durch Ausnahmefälle nicht in ihrem Dauerskat stören ließen, legten heute die Karten zusammen und klommen pustend und keuchend an Deck. Kurz vorher waren alle „Täuflinge“ von den Stewards ersucht worden, sich mit möglichst älteren Sachen zu bekleiden und unter der Back Aufstellung zu nehmen. Hier wurden dieselben von den kostümierten Seeleuten empfangen und zu einem Zuge geordnet. Auf dem Promenadendeck unter dem Sonnensegel ist ein Stück grober Leinwand ausgespannt und halb voll Wasser gefüllt. In diesem „Taufbecken“ stehen zwei herkulisch gebaute Matrosen im Paradeanzuge: die „Taufpaten“. Dicht davor ist eine einfache Holzbank placiert und gegenüber eine improvisierte Kanzel errichtet, mit der Nationalflagge dekoriert.

„Achtung!“ erschallt eine rauhe Stimme über Deck, und im gleichen Moment erklingt der Hochzeitsmarsch von Mendelssohn aus einer Ziehharmonika, die den Anfang eines Zuges bildet, der sich von der Back aus nach dem Mittelschiff hin bewegt. Voran schreiten zwei Polizisten in vorsintflutlichen Uniformen und fordern fortwährend die garnicht vorhandene Volksmenge auf, doch „gefälligst auseinanderzugehen“ und „nicht so zu drängeln“. Dahinter ziehen sechs Feuerleute einen Karren, der hübsch dekoriert, blumen- und seetangeschmückt, den Meeresherrn Neptun mit Weib und Kindern, sowie die gleiche Anzahl Seejungfern, wie gestern abend, trägt. Dann folgen Schiffsoffiziere mit riesigen, hölzernen Navigationsapparaten, ein Pastor und ein Aktuar, jeder mit einem unförmlichen Buche unter dem Arm, dann der Mundschenk mit einer großen Flasche mit dem Riesenaufdruck „Kümmel“, ein Friseur mit seinem Gehilfen, je einer eine gigantische hölzerne Schere und ein anderthalb Meter langes blecherns Rasiermesser schleppend, darauf Pagen, Diener, viel Volk und in dessen Mitte zu Paaren die „Taufkinder“, barhäuptig, in abgetragene, schäbige Gewänder gehüllt, die gegenseitig vertauscht worden waren und keinem passen. Der Schlanke hat des Korpulenten Kleider angezogen, der Kleine die des Langen und umgekehrt, und dieser unbeschreibliche Anblick verbunden mit der Ehrbarkeit der Mienen dieser langsam einerschreitenden Gestalten, verursacht naturgemäß nicht endenwollende, dröhnende Lachsalven.

Den Schluß bilden wiederum zwei Polizisten in derselben, unmöglichen Uniform, wie die vorhergehenden. Sie haben blinkende Säbel gezogen und schauen so grimmig drein, als sollte es zu einer Hinrichtung gehen und nicht zu einem Tauffest. Die Spitze hat inzwischen den vorgesehenen Platz erreicht, und in malerischer Gruppe nimmt man Aufstellung. In der Mitte der Karren — alias Muschelschiff — Neptuns; um ihn herum die Pagen, Diener und die Polizei. Der Barbier mit seinem Gehilfen trifft vor dem „Taufbecken“ seine Vorbereitungen zur „Verschönerung“ der „Heidenkinder“, Offiziere und Beamte haben an der Reling Aufstellung genommen und die „Täuflinge“ in Reihen um die Kanzel herum, welche der Pastor jetzt betritt, seine Bibel aufschlägt und eine wuchtige Rede herunterdonnert. „... Drum laßt Euch bekehren, Ihr Ungläubigen, und Eure Seele reinigen! Laßt das Saufen und tuet Buße! Würmer seien Eure Speise und klares Wasser Euer Getränk! Noch ist es Zeit, die schwarze Kruste abzu-

waschen, und zu baden in der kühlenden Flut, welche Neptun in seiner Erhabenheit geweiht hat! Entsaget den berausenden Getränken und der Schlemmerei! Meidet den Alkohol, denn er ist Gift für . . .“ In diesem Moment hat Neptun seinem Mundschenk einen Wink gegeben, und dieser kredenzt dem aufgeregten und mit heftigen Gestikulationen Predigenden das Monstrum von Kümmelflasche. Verständnislos starrt dieser das Ünding zuerst eine Weile wortlos an, dreht sie bedächtig nach allen Seiten, vermutlich weil er den Eingang nicht finden kann, und plötzlich geht ein Leuchten des Verständnisses über sein gerötetes Gesicht, denn er hat den Stöpsel herausgezogen und bringt die Flasche an den Mund. In unaufhaltsamem Zuge fließt das Getränk seine Kehle hinunter, bis die Flasche geleert ist; doch dann befällt ihn eine Schwäche, das Gefäß entgleitet seinen Händen und — todmüde sinkt er unter seine Kanzel.

Jetzt treten die Beamten in Aktion. Der eine Schiffsoffizier als Wachthabender betritt die Kommandobrücke und stellt dort seine Instrumente auf. Von seinem hölzernen Sextanten liest er mit der ernsthaftesten Miene der Welt die Messungen ab und brüllt in plattdeutschen Ausdrücken die Zahlen zu dem Assistenten hinunter, der sie ebenso laut wiederholt und in seinem Logbuch notiert. Auf Null Grad angelangt, schwenkt er seine Mütze in der Richtung nach der Back, und ein Kanonenschuß bestätigt auch hier wieder vorschriftsmäßig den feierlichen Moment.

Nun beginnt die eigentliche Taufzeremonie. Der Sekretär entfaltet die Passagierliste und liest, in mitunter recht drastischen Reimlein, die Namen der „Täuflinge“ ab, welche einzeln vortreten und von den Polizisten zum Platze des Friseurs geführt werden. Eine Probe dieser poetischen Herzensergüsse sei hier wiedergegeben:

„Karl Johann Schulz wirst Du hiermit benannt;
Du bist als Säufer in der Hölle schon bekannt.
Daß Neptun Dich aus Deinem Sündenschlaf erwecke,
Tritt her zum Taufaltar, Du blonder Recke!“

Der Friseur ersucht den auf der Bank Platz Nehmenden höflichst, sich seines Rockes zu entledigen, ergreift seine Holzschere und zwickt dem Ahnungslosen mit einem „Bitte, recht freundlich!“ etwas derb in die Ohrmuscheln. Der Erschrockene sucht sich zu wehren, doch unvermutet klatscht ihm ein Scheuerquast, der verborgen in einem Eimer,

gefüllt mit buntfarbigem Seifenschaum, gesteckt hat, von dem Gehilfen sicher gezielt, mitten ins Gesicht, und das Rasiermesser tritt in Tätigkeit. Aufspringend schüttelt sich der also Behandelte und versucht auszureißen, doch da packen die bisher unsichtbaren „Taufpaten“ zu, und in hohem, elegantem Schwunge fliegt der Körper aufklatschend in das „Taufbecken“, wo er etwas unsanft mehreremale untergetaucht wird. „He möt woll düchtig über de Tauf hollen wer'n, dormit de griese Seel sik afspeult!“ rufen ihm grinsend die Teerjacken nach, während der nun endgültig Getaufte pudelnaß, prustend und keuchend aus dem Segel herausklettert.

Daß jede dieser Prozeduren mit ungeheurem Jubel begleitet wird, kann nicht wundernehmen, wenn man sich vergegenwärtigt, welche Grimassen jeder einzelne bei der etwas rauhen Behandlung schneidet, und Tränen werden tatsächlich gelacht, wenn einige Witzbolde die Sache noch schlimmer markieren, als wie sie wirklich ist.

Ein Zwang zum Mitmachen aller dieser, mitunter etwas gewagten Scherze besteht selbstverständlich nicht, und wird es jedem Fahrgast überlassen, wie weit sich derselbe einer Behandlung dieses Brauches unterziehen will. Auch sind es meist nur jüngere Leute, denen es ein Vergnügen bereitet, eine Maskerade aufzuführen und übermütig herumzutollen. Damen und ältere Herren werden überhaupt nicht heran-gezogen und ihnen im Höchsthalle mit der in Seewasser getauchten Hand ein Spritzer über den Kopf verabfolgt.

Nach der Abfertigung des letzten Aufgerufenen werden die Geräte wieder zusammengepackt, und der Zug setzt sich in der gleichen Reihenfolge wieder mit Musik in Bewegung, um den Rückweg zur Back zu nehmen und dort zu verschwinden. Die durchnäßten und nunmehr zu richtiggehenden Christen umgewandelten Hauptpersonen der Handlung haben sich inzwischen ihrer Kostümierung entledigt und an der unterdes gedeckten Tafel Platz genommen, wo sie mit Hallo und Scherzworten empfangen werden. Die Gesamtunterhaltung dreht sich begreiflicherweise um die soeben beendete Komödie und die Wiederholung einiger besonders urkomischer Szenen erweckt neue, unbändige Heiterkeit.

Unter humorgewürzten Bemerkungen und Ausrufen wird das Mahl beendet, und schäumender Sekt ersetzt heute zur Feier des Tages den sonst üblichen leichteren Wein. Als die fröhliche Stimmung ihren Höhepunkt erreicht hat, erscheinen schweren Schrittes

die beiden „Taufpaten“. Unter Glückwünschen und Ausrichten eines letzten Grußes vom Meeresbeherrscher Neptun werden uns unsere hübsch ausgefertigten Taufscheine überreicht. Ein Obolus wird dankend entgegengenommen, und müssen die Spenden anscheinend recht reichlich ausgefallen sein, denn die Groggläser klangen an diesem Abend im Mannschaftslogis bis spät in die Nacht.

Die uns ausgehändigten Dokumente hatten folgenden Wortlaut:

Taufschein.

Herr: Karl Johann Schulz

hat beim Passieren der Linie an Bord des R. P. d. H. . . . am heutigen Tage die Seetaufe empfangen, was hiermit amtlich bescheinigt wird.

Aequator, den 10. April 18.

Stempel.

Neptun.

IV

Der Indische Ozean birgt, wie alle tropischen Meere, eine eigentümliche und verschiedenartige Welt von Lebewesen. Es dürfte wohlbekannt sein, daß die Sonnenstrahlen dort, wo sie ihre volle Wirkung ausüben können, sei es zu Wasser, sei es zu Lande, das meiste Leben erzeugen und entwickeln. Vorbedingung ist jedoch, daß für die sich heranbildenden Geschöpfe auch die zum Unterhalt notwendigen Nährstoffe vorhanden sind. Ist dies nicht der Fall, so können naturgemäß keine lebenden Geschöpfe existieren und müssen zugrunde gehen. Doch die Mutter Natur hat in ihrer Weisheit für alle Dinge vorgesorgt und nichts vergessen. Betrachten wir also das organische Leben mit dem Auge des Philosophen, so wird uns auch der Ausspruch eines unserer größten Gelehrten verständlich, daß alles Wesen seinen Zweck in der Natur habe. Und doch bleibt uns so mancher Organismus, wenigstens im ersten Augenblicke, unerklärlich und rätselhaft, der Zweck und Ursprung verschleiert, so daß es uns verzeihlicherweise öfters vorkommt, als ob die Existenz so mancher Schöpfungen überflüssig, unnötig, sogar schädlich sei, ihre Daseinsberechtigungsmöglichkeit also auf verwerflichen und falschen Prinzipien beruht.

Doch jede, auch die verschiedenartigste Ansicht, von welcher Seite sie auch auftauchen möge, wird durch die unumstößliche Tatsache umgrenzt, daß überhaupt nichts Ueberflüssiges, Zweckloses oder Schädliches im Weltenraume sowohl wie bis in seine geringsten Details hinab, existiert, daß bei der Schöpfung alles wohlwogen, jedes auf den richtigen Platz gestellt worden und Wertloses nur schein-

bar vorhanden ist. Fangen wir doch einmal mit dem Handgreiflichen an, um uns zu überzeugen und zu versuchen, ob wir der Natur in ihrem ihr gesteckten und vorgezeichneten Schaffensziele folgen können:

Bäume, Sträucher und Halme wachsen, um den Säugetieren zur Nahrung zu dienen. Diese letzteren geben dem Menschen ihr Fleisch, Haare, Wolle, Haut, Knochen, Zähne, Fett und noch andere Bestandteile, die er sich in überaus praktischer Weise nutzbar zu machen verstanden hat. Nun gibt es aber Geschöpfe, deren Körper absolut nicht verwendbar sind, und unter diesen treten insbesondere Hyänen, Schakale und Schlangen hervor. Der Daseinszweck der beiden ersteren wird uns ohne weiteres klar, wenn wir uns zugestehen, daß es auch Reinigungsbeamte und Totengräber geben muß. Die in der Natur begrenzte Lebensfähigkeit aller Organismen bringt es mit sich, daß die Tierkörper nach der ihnen gesetzten Lebensdauer, dem Prozeß der Auflösung anheimfallen und nunmehr durch die bei der Verwesung auftretenden Begleiterscheinungen die Atmosphäre verunreinigen und mit Krankheitskeimen durchsetzen würden. Um dies zu vermeiden, treten mit erstaunlichster Pünktlichkeit die beorderten Aastiere in Aktion, und in einem verschwindend kleinen Zeitraum sind alle Leichenspuren verwischt, und die Unfallstelle mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit gesäubert.

Anders verhält es sich mit den Schlangen, denn diese verzehren ausnahmslos lebende Tiere und sind insofern auch noch schädlich, soweit es sich um giftige Exemplare handelt. Sie wurden daher allgemein als eine Plage und absolut zweckloses Naturprodukt verschrien, bis genauere Beobachtungen zu einem überraschenden Resultat führten. Der Körperbau einer Schlange ist nämlich eine unvergleichlich funktionierende chemische Fabrik zur Herstellung eines vorzüglichen und einzig existierenden Heilmittels. Indem das Reptil nämlich den Tierkörper mit Haut und Haaren verschlingt, wandeln sich die Bestandteile des letzteren in den Verdauungsapparaten zum kleinen Teil in Nährstoffe, die zum Fabrikbetriebe — wenn es gestattet werden soll, diese Bezeichnung in vorliegendem Spezialfalle anzuwenden — dienen, der ansehnliche Rest wird als sogenannte Exkreme ausgeworfen und den bedürftigen tierischen und menschlichen Kranken kostenlos zur Verfügung gestellt. Zuerst haben die tierischen Hilfesuchenden die kostbare und ausgezeichnete Arznei entdeckt und er-

folgreich benutzt. Dann lernte der Mensch von den vernunftlosen Wesen die Anwendung kennen und schätzen, und heute wird das Mittel nicht nur in ausgedehntem Maße begehrt, sondern von den orientalischen Heilkundigen vielfach — speziell bei Geschlechtskrankheiten zur äußerlichen Anwendung — verordnet.

Doch bleiben wir vorerst noch auf der unendlichen See mit ihrem vielgestaltigen Organismus. Hier, in diesen unermeßlichen Tiefen hausen eine Unzahl uns noch gänzlich unbekannter Geschöpfe, deren Daseinszweck uns aus eben diesem Grunde auch noch unerklärlich bleibt. Im allgemeinen dürfte es sich jedoch hier ebenso wie allerorts verhalten, daß nach dem feststehenden Naturgesetz der Schwächere dem Stärkeren entweder zur Nahrung oder Bedienung zur Verfügung stehen muß.

Auch die soeben in hellen Scharen in der Nähe des Schiffes auffliegenden Fische gebrauchen ihre verlängerten Flossen nur dazu, um ihrem Verfolger zu entfliehen. Doch lange wird auch ihre Kunst ihnen keinen ausreichenden Schutz gewähren, denn da sie im Sinne des Wortes nicht „fliegen“ können, sondern sich nur aus dem Wasser heraus-schnellen, um eine Strecke von einigen hundert Metern fünf bis sechs Fuß über der Oberfläche dahinzufattern, werden sie von dem äußerst beweglichen und raschen Feinde eingeholt und ergriffen, wenn sie sich nach dieser kurzen Zeit der Anstrengung erschöpft in ihr Element zurückfallen lassen. Ihre eigentümliche Gabe dient also scheinbar nur dem Zwecke, dem gefräßigen Räuber das Erhaschen seiner Beute nicht allzu leicht zu machen.

Wo fliegende Fische auftauchen, werden sie gewöhnlich von Haien verfolgt, und richtig bemerke ich denn auch nach aufmerksamer Beobachtung in der das Schiff umgebenden Flut einige wuchtige Walzen, welche nach dem hinteren Ende verjüngt, in eine riesige Schwanzflosse auslaufen. Eine der größten steigt zeitweise bis dicht unter die Oberfläche, so daß die mächtige Rückenflosse wie ein kleines, dunkles und dreieckiges Segel aus dem Wasser herausragt und im Sonnenlicht, wie mit durchsichtigem Seifenschäum überzogen, in allen Farben schillert. Das vordere Ende des unförmlichen Kopfes verbreitert sich nach beiden Seiten und bildet mit der Wurzel ein gequetschtes T, welche Form das charakteristische Merkmal der im Indischen Meere so gefürchteten und äußerst gefräßigen Hammerhaie bezeichnet. Die schwimmenden Bewegungen sind kaum merklich zu unterscheiden,

und trotzdem halten die Tiere, ohne besonders sichtbare Anstrengung mit dem in voller Fahrt dahinbrausenden Dampfer gleichen Schritt, überholen ihn sogar öfters, um wieder zurückzukehren, auf- und niederzutauchen und nach und nach in der Tiefe zu verschwinden.

Hat nun dieses Raubtier, das schon so unsägliches Unheil anrichtete, dessen einzigste Beschäftigung nur aus Mord und Freßgier zu bestehen scheint, auch einen Daseinszweck? Unwillkürlich muß man sich doch sagen, daß die Verwendungsmöglichkeit seiner organischen Materie in absolut keinem Verhältnis zu der Schädlichkeit dieses Ungeheuers steht. Seine sogenannten Untugenden übersteigen doch alles Maß von Grausamkeit und Bestialität. Nichts ist vor dem Unersättlichen sicher; er verschont weder Mensch noch Tier und macht nicht den geringsten Unterschied in der Auswahl seiner Opfer und in der Beschaffenheit der zu verschlingenden Gegenstände. Sogar solche von keinem anderen Lebewesen verdaulichen Dinge, wie Holz, Metallteile, Tuchfetzen, Leder, Konservenbüchsen, Abfälle — halt! Also auch Abfälle, Exkreme, Tierkadaver und sonstige üble Beigaben, welche sein Element verpesten, verjauchen, verunreinigen, die etwa anderen Lebewesen unangenehm, hinderlich und unerträglich werden könnten, verzehrt er wahllos — erscheint uns jetzt schon merkbar in einem günstigeren Lichte. Also ebenso wie auf dem Lande hat die Schöpfung auch hier, in der ausgedehnten Unterwelt, ihre Meerpolizei organisiert und jedem dieser grimmigen Wächter sein besonderes Revier angewiesen. Es stimmt also doch, und an den Gesetzen dieser weisesten aller Einrichtungen, der Weltordnung, läßt sich nicht rütteln, noch deuten.

Das leise Wiegen des Fahrzeuges und der unter dem Sonnensegel brütende Druck, nur zeitweise von einem kühlenden Luftzuge durchweht, wirkt förmlich einschläfernd und ermattend. Es herrscht deshalb auch eine träge Ruhe an Bord, welche nur durch das Summen, Brummen und Zittern der Maschinen unterbrochen wird, an das man sich jedoch bald ebenso gewöhnt hat, wie an das Ticken einer Wanduhr. Man verspürt es schließlich gar nicht mehr.

Die Schiffsleute gehen ihren gewohnten Dienstleistungen nach, und die wachefreien Matrosen beschäftigen sich mit Privatangelegenheiten, indem sie entweder „große Wäsche“ abhalten oder reparaturbedürftige Gegenstände einer eingehenden Visitation unterziehen. Mit riesigen Nadeln in den groben Fäusten bearbeiten einige emsig je

einen klaffenden Riß in einem undefinierbaren Kleidungsstück, so daß ihnen bei dieser ungewohnt anstrengenden Tätigkeit der helle Schweiß in kleinen Bächlein über die sonnengebräunten Stiernacken rieselt. Dabei qualmen aus kurzen Tonpfeifen mächtige Dampf Wolken auf, und zuweilen gleitet ein verstohlener Blick zur Kommandobrücke, wo der „Alte“ unruhig auf- und abwandert und das Fahrwasser abloten läßt.

Zu diesem Behufe steht ein Quartermeister auf einer kleinen viereckigen Platte, welche, außenbords gekippt, von in den Ecken eingesteckten Eisenstäben, um welche ein Tau ringsherum gespannt ist, gehalten wird. An einer langen Leine ist durch bunte Bänder je ein „Faden“ (6 Fuß Länge) markiert und am Ende ein schweres Bleigewicht (Lot) befestigt. Der Mann schwenkt nun das Gewicht ein paar mal hin und her, und wenn der nötige Abschwung erreicht ist, läßt er die Leine fahren, so daß die Bleirolle in weitem Bogen voraus fliegt, in das Wasser plumpst und schnell auf den Grund sinkt. Nun zieht der Messende die Leine straff und muß immer eilig nachziehen, weil das Schiff in rascher Fahrt an dem gesunkenen Lot vorüberfährt, und die Leine stetig länger wird, bis sie senkrecht hängt. In dieser Lage liest der Mann die Tiefe ab, d. h. er zählt nach, wieviel Bändermarken im Wasser hängen müssen, und gibt die Anzahl derselben nach der Kommandobrücke hinauf. Erleichtert wird ihm das Zählen dadurch, daß die Farben der Bänder regelmäßig abwechseln, also: weiß, rot, gelb, blau, grün, schwarz, um dann wieder mit weiß anzufangen.

Notwendig ist dieses Peilen hier in den noch wenig bekannten Gewässern, weil an der ganzen ostafrikanischen Küste entlang Untiefen vorhanden sind, die zum Teil noch nicht aufgenommen und in die Seekarten eingetragen wurden. Ein Auflaufen auf solche Sandanhäufung ist, wenn auch nicht immer gleich verhängnisvoll, so doch von unangenehmen Folgen, sowohl für das Schiff, als auch für die Schiffsführer, und deshalb lassen die letzteren das Fahrzeug in verrufenen Gegenden lieber mit halber Kraft laufen und untersuchen durch Peilen, ob die Tiefe des Meeresgrundes zu- oder abnimmt.

Ich stehe in der Nähe dieser Plattform und schaue dem Messen zu, wobei mir ein jedesmaliges Gurgeln und Wirbeln im Wasser auffällt, sobald das Gewicht ins Wasser klatscht. „Negentein Foa—den!“ singt der Quartermeister wieder ab und zieht die Leine aus dem Wasser, um dieselbe in langer Schleife um die linke Hand zu wickeln.

— Auf einmal gibt es einen heftigen Ruck — das Seil wird ihm ent-rissen — in die Tiefe gezerrt — er klammert sich am Geländer an — doch muß er das aufgewickelte Ende ebenfalls fahren lassen — dieses verwickelt sich zu einem wirren Knäuel, verdreht sich mit dem Ge-länder der Plattform — ein Krach — ein Poltern — der Mann springt, zu Tode erschrocken, mit mächtigem Satz an Deck, und in demselben Augenblick ist Plattform samt Leine und Geländer in den Fluten ver-schwunden.

Geisterbleich starrt der arme Kerl auf seine verwüstete Arbeits-stätte, doch ist auf den Spektakel hin auch schon der Zimmermann mit einigen Matrosen hinzugeeilt, und sogleich ruft der Kapitän den Bootsmann auf die Brücke. Nach einigen Minuten kommt er zurück und zwinkert den anderen listig zu, um mit ihnen zusammen unter der Back zu verschwinden. Bald darauf läuft ein Schiffsjunge im vollen Trabe zur Pantry und kommt mit einer Riesenquantität Speck zurück, um diese ebenfalls ins Mannschaftslogis zu schleppen. In-zwischen hat der Zimmermann den Geibalken gelöst und unter Bei-hilfe einiger Matrosen ein starkes Seil durch eine Talje gezogen. Der Ausleger wird nur halbschräg über Bord gestellt und das Tauende lose gehäufelt. Jetzt erscheint der Bootsmann mit seinen Leuten wieder, welche Enterhaken, Aexte und an einem krummgebogenen Stück Rundeisen das Speckstück herbeitragen. Das Eisen hat die Form eines ungeheuren Angelhakens und ist auch wie ein solcher mit zurückstehenden Stacheln versehen.

Nun befestigt man dieses Monstrum von Fanggerät an dem freien, herabhängenden Ende des Seiles, gibt ausreichend davon nach, und zwei Mann ergreifen den Haken mit dem Speck, um ihn mit kräfti-gem Schwunge weit über Bord zu werfen. Das enorme Gewicht des Hakens vermag den Speck mit Leichtigkeit niederzudrücken, und einige Meter unter Wasser schwimmend, wird diese verräterische Lockspeise in kurzer Entfernung von Bord mitgeschleift.

So vergehen einige Minuten atemloser Spannung und Erwartung, während welcher die wetterharten Blaujacken die Ärmel von den muskulösen Armen streifen und sich, mit dem anderen Ende des langen Taues in den sehnigen Fäusten, hinter dem Maste aufstellen, dann: „Datt mött fix gahn, wenn datt Beest anbitten deiht!“ sagt der Bootsmann. Und es geht fix. Nach dem ersten Ruck am Tau haben alle Mann kräftig zugezogen, und der Haken muß richtig gefaßt haben, denn aus dem Widerstande, mit dem das Seil durch die Talje gleitet,

läßt sich erkennen, daß ein schwerer Körper daran hängt. Mit dem singenden „Aho—i—ih!“ der Matrosen hebt sich die Last jedoch zusehends aus dem Wasser heraus, und bald verkündet ein Rauschen und Wirbeln in demselben, daß ein Riesenfisch sich mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht wehrt, seinem Elemente entrissen zu werden.

Doch alles energische Sträuben nützt ihm nichts. Der Haken sitzt fest, und die Hünen umklammern mit eisernem Griffe das Tau, daß es sich wie eine Bogensehne spannt und langsam aber stetig und sicher an Deck rollt. Jetzt ist der Hai — denn auf diesen war es abgesehen — mit dem mächtigen Haupte schon über der Oberfläche aufgetaucht, weitauf sperrt er den fürchterlichen Rachen und läßt am Ober- und Unterkiefer je zwei Reihen haarscharfer, nach hinten stehender Zähne sehen. Heftig peitscht er mit dem mächtigen Schwanze das Wasser und schlägt dasselbe zu weißlichem Gischt. Immer höher steigt er herauf, aus Leibeskräften ziehen die Matrosen an dem Seil — jetzt ist der Schwanz auch schon über der Oberfläche angelangt, furchtbare Hiebe fallen dröhnend und klatschend an die Schiffswand, — jetzt steigt der Kopf schon halb über Bord, und auf diesen Moment hat der Bootsmann gewartet, denn er beugt sich weit über die Reling und stößt mit aller Wucht einen der bereitliegenden Enterhaken mit der scharfen Spitze dem Tiere weit in den Rachen hinein. Ein Zucken und Zittern geht nun durch den mächtigen Körper, das Schlagen mit dem Schwanze hört auf, höher erhebt er sich über die Brüstung, kreischend fliegt der Ausleger herum, und mit dem Nachlassen des Haltetaues stürzt der Koloß auf die Deckplanken. Doch schon hat der Bootsmann die bereitgehaltene Axt geschwungen, sausende Hiebe treffen den Hals des Tieres — das Blut spritzt weit umher — breitet sich über Deck in einer großen Lache, rinnt in Bächen über Bord, und nach und nach hören die Zuckungen auf, der Körper fällt zusammen, die Flossen breiten sich aus — strecken sich — und der Kadaver liegt still.

Aufatmend wischen sich die Leute den rinnenden Schweiß, und ich habe Muße, mir den Riesen näher zu betrachten. Eine etwas abgeplattete Walze von etwa sieben Metern Länge, bewehrt mit einem glitzernden Schuppenpanzer, ist dieselbe am Rücken von grünlich-dunkelgrauer Farbe; der Bauch ist heller und an einigen Stellen fast weiß, ebenso die Bauchflossen. Der Körper verjüngt sich nach hinten, und die Wirbelsäule biegt sich mit dem Ende nach oben, wo-

bei sich unten die Schwanzflosse ansetzt. Das furchtbare Gebiß sitzt in zwei halbkreisförmigen Knochenringen, und da die Zähne nach hinten gebogen sind, so kann die einmal gefaßte Beute nicht mehr gelöst werden und auch nicht entgleiten, selbst wenn der Fisch beabsichtigte, dieselbe wieder auszuspeien. Das Gesamtgewicht schätze ich auf etwa 500—600 Kilogramm, und den Leibesumfang auf zwei Meter, über dem Magen gemessen. Für diesen Titanen dürfte ein ausgewachsener Mensch also dasselbe bedeuten, als etwa ein Würmchen, welches ein Walroß zur Kostprobe verschlingt.

Die Seeleute hacken eifrig an dem Kadaver herum, und ein penetranter Fischgeruch zieht durchdringend über Deck. Die Zähne werden aus dem Rachen gelöst, die Flossen abgeschnitten und der Magensack geöffnet, in welchem sich wirklich das Bleilot mit einem abgerissenen Ende Peilleine vorfand. Er war also der Richtige und mochte unser Schiff schon meilenweit verfolgt haben. Nach Beendigung der Ausschachtung wanderten die Flossen als seltene Delikatesse in die Küche, während die Ueberreste über Bord geworfen und die Spuren an Deck wieder beseitigt wurden.

Später erzählte uns der alte Zahlmeister, daß man auf Segelschiffen auch Fett und Haut verwertet. Aus letzterer wird das sogenannte Chigrin hergestellt, während aus dem fetten Fleische Tran ausgekocht wird. Der rastlose Mensch versucht eben, sich auch gänzlich wertlos Scheinendes zu seinem Nutzen umzugestalten und zu seinem Vorteil zu verwenden.

Mit unverminderter Kraft ist unser Eisenriese weitergeeilt, und in der Ferne voraus zeigt sich Land. In kurzer Zeit werden wir die Insel Sansibar anlaufen, und von dort trennt uns — die meisten wenigstens — nur noch ein in drei Stunden zu durchschiffender Meeresarm von unserem Reiseziel. Wir haben aber nicht nur gefaulenzt, sondern auch fleißig gelernt, denn wenn wir uns in der neuen Heimat mit unseren schwarzen Brüdern verständigen wollen, so müssen wir ihre Sprache reden, sonst glauben diese Herrschaften gar, wir sind noch dümmer wie sie selbst. Und so etwas darf man sich doch nicht bieten lassen, denn wir sind hergekommen, um den Wollköpfen als ihre neuen Herren zu imponieren, und ihnen unsere Befehle zu übermitteln. Können wir unsere Wünsche jedoch nicht in ihnen verständliche Worte kleiden, so ist es mit dem Kommandieren Essig, und man ist blamiert, bis auf die Schuhsohlen.

Was „Bakschisch“ heißt, das haben wir ohne weiteres schon in Port Said erfahren, denn Bakschisch (Trinkgeld, Geschenk) ist mit dem Orient so eng verknüpft, daß es den minder begüterten Orientalen zu einer Lebensbedingung geworden ist. Bei jedem Schritt, bei jedem Einkauf, bei jeder Handreichung tönt das ominöse Wort in unser Ohr, und für Bakschisch ist auch merkwürdigerweise alles zu haben. Die Geschäfte wickeln sich rascher ab; die dunkelhäutigen Geschöpfe bewegen sich gewandter; sie werden liebenswürdiger; Türen öffnen sich, die sonst stets verschlossen gehalten werden, kurzum — Bakschisch verwandelt den Sonnensohn erst in einen brauchbaren Menschen und erweckt ihn mit einem Schlage aus seiner apathischen, vornehmen Ruhe.

Doch wir haben noch mehr gelernt und es in der Aussprache der Worte schon zu einer gewissen Fertigkeit gebracht. Unsere Unterhaltung ist mit Suahelibrocken untermischt, und einer sucht es dem anderen an Reichhaltigkeit der Worte zuvorzutun und an Sicherheit der richtigen Aussprache derselben zu übertreffen. Auf diese Weise ist es möglich geworden, eine gediegene Grundlage zu schaffen. Das weitere müssen wir dem zukünftigen Umgang mit den Eingeborenen überlassen, denn der ununterbrochene Verkehr mit denselben wird uns wohl oder übel zu einer raschen Auffassung zwingen.

Ebenso ist unser Schulenglisch erst hier an Bord zu einer wirklichen Sprache geworden. Die Hälfte der Passagiere sind nämlich Engländer und des Deutschen nicht mächtig. Man irrt sich jedoch gewaltig, wenn man annimmt, daß die Leute sich auf einem deutschen Schiffe befeißigen würden, sich uns verständlich zu machen, — im Gegenteil! sie behandeln den Umstand, daß viele Mitreisende ihre Sprache nicht verstehen, mit einer Gleichgültigkeit, die einfach empörend ist. Mitten in die lebhafteste Konversation hinein platzen mit einer Anmaßung ohnegleichen, ihre englischen Fragen und Bemerkungen, ohne daß sie sich darum zu kümmern scheinen, ob dieselben verstanden werden oder nicht. Vermutlich wird ihre Rücksichtslosigkeit durch die Annahme unterstützt, daß jeder gebildete Mensch, der sich auf Ueberseereisen begibt, auch die in der halben Welt verbreitete und zu einem förmlichen Volapük gewordene englische Sprache erlernt hat.

Die Unterhaltung wird durch einen Kanonenschuß unterbrochen, der in diesem Falle als Signal dem Postbeamten in Sansibar die An-

kunft eines Reichs-Postdampfers verkündet. Donnernd und rasselnd ist der 3000 Kilo schwere Anker in die Tiefe gestürzt, und unser Koloß schwenkt nach dem Winde herum. Ein lautes Geschrei veranlaßt uns, über Backbord zu blicken, und hier erwartet den Zuschauer ein interessantes Getümmel. Ein Dutzend kleiner Boote, nicht größer als eine Säuglingsbadewanne, schießen hin und her und durcheinander, jedes von einem schwarzen, etwa fünf- bis sechsjährigen und bis auf einen Schurz nackten Kerlchen bemannt, welches mit einem hölzernen Kochlöffel geschickt sein Miniaturboot in Bewegung erhält. Grinsend und zwei Reihen blenden weißer Zähne zeigend, rufen sie in wirrem Durcheinander zum Deck hinauf und übermitteln ihre Wünsche mehr durch Gebärden, als durch Worte, von welchen nur das eine: „Bakschisch“ ausnahmsweise deutlich durch den Spektakel hindurchdringt. Etwas später sind auch einzelne andere Worte zu verstehen: „Nipe bakschisch bwana nikuba!“¹⁾ „Tupa hapa bibi!“²⁾ „Legesa bakschischi n'dogo kidogo!“³⁾ „Bakschisch!“ „Bakschisch!“ „Bakschisch!“ Ein wirrer, ohrenbetäubender Lärm.

Zuerst wußten wir garnicht, was die Schlingel eigentlich wollten, bis ein Eingeweihter uns erklärte, daß es alles kleine Kunsttaucher wären und wir nur einige Kupfermünzen über Bord zu werfen brauchten, um ihre Fertigkeit kennen zu lernen. Nun wurde es uns erst klar, auf welche Weise wir ihnen ihren Bakschisch zugänglich machen sollten, und flugs öffneten sich einige Geldbörsen und ebensoviele Kupferstücke flogen ins Wasser. Nun geschah der ergötzlichste Vorgang, von dem man sich je einen Begriff machen kann. Wie eine Herde großer, schwarzer Frösche springt die ganze Gesellschaft mit einem Satz kopfüber in die See, und man erkennt in der durchsichtigen Flut, wie die kleinen Schwimmkünstler, aufrecht und wassertretend, mit weit aufgerissenen Augen die langsam im Zickzack hinabgleitenden Münzen mit den zusammengelegten Händen sicher auffangen. Im Nu sind sie wieder an der Oberfläche erschienen und gewandt wie ein Eichhörnchen in ihr Boot geklettert. Jetzt hebt das Geschrei von neuem an, und wieder verschwinden die kleinen Kerlchen in der Tiefe, um ebenso wie das erstemal, nach ganz unverhältnismäßig

1) Gib mir ein Geschenk, großer Herr.

2) Wirf hierher, Frau.

3) Laß doch ein ganz kleines Geschenk herunterfallen.

kurzer Zeit wieder emporzutauchen. Weitere Münzen fliegen über Bord, und einige der kleinen Schlauberger haben, wie die Affen, ihre Bäckentaschen zur Vorratskammer benutzt und dermaßen gefüllt, daß die Gesichter an diesen Stellen wie kleine Kürbisse angeschwollen sind.

Merkwürdigerweise haben jedoch nach kurzer Zeit plötzlich die vordem so stürmisch begehrten Kupferstücke jegliches Interesse verloren, denn die Bengel lassen dieselben achtlos versinken. „Jetzt werden sie wohl erschöpft sein,“ bemerkt jemand. „O nein, im Gegenteil!“ lacht der dicke Farmer, „das war erst mal eine Probe, ein Vorspiel, die Hauptsache kommt noch! Die Jungen wissen ganz genau, daß, wenn das Kupfer auf die Neige geht, die Silberstücke an die Reihe kommen!“ Und richtig, kräht auch schon ein Bürschchen hinauf: „Silver, bwana, Silver!“ und „Silver! Silver! Silver!“ brüllt die kleine, schwarze Schar zu uns herüber. Der Farmer zieht jetzt ein Silberstück heraus und spricht: „Nun passen Sie einmal auf, meine Herrschaften, der große Spitzbube dort soll uns mal zeigen was er kann!“ Und zu dem Genannten gewendet ruft er hinunter: „He, boy, lock here one rupie! you take him from the ground!“ Der Knabe nickt grinsend, denn er hat den Wert der Silbermünze längst erkannt, die jener in der Hand hält und ihm hinzeigt. Der Farmer wirft das Rupiестück jetzt in der Nähe des Schiffes ins Wasser, doch alles bleibt ruhig in den Booten sitzen und beachtet scheinbar gar nicht den Vorgang, bis auf den einen Jungen, der scharf das Heruntergleiten des Geldes beobachtet. Nach einigen Momenten nickt er befriedigt und bringt ein kleines Gerät zum Vorschein, mit dem er sich die Nasenflügel zusammendrückt. Sodann holt er einigemal tief und in vollen Zügen Atem und gleitet langsam kopfüber in die Tiefe, in welcher er dem Auge bald entschwindet.

Der Farmer erzählt, daß die Berufstaucher sich ebenfalls dieser Nasenklemmen bedienen und ohne jegliche Beihilfe, oft in einer Tiefe von dreißig Metern, bis vier Minuten unter Wasser zu bleiben vermögen. Er habe nach der Uhr gesehen und werde feststellen, wie lange dieser Junge sein Experiment auszudehnen instande sei. Fraglos würde er jedoch das Geld vom Grunde holen, trotzdem die Wassertiefe an dieser Stelle 18 Meter betrage und ein Silberstück sich von dem Untergrunde von grauem Sand wenig abhebt. Die Bengel ver-

fügen jedoch über eine Lungenkraft und ein Gesichtsvermögen unter Wasser, welches dem der Fische nahekäme.

Nach einer Pause steigen große Blasen aus der Tiefe an die Oberfläche, und zuerst erscheint ein Wollkopf, dann der ganze, schwarze Kerl, welcher zunächst einige Male prustend und schnaubend nach Luft schnappt, sich die Feuchtigkeit aus den Augen wischt und dann grinsend das Rupienstück vorzeigt. „Drei Minuten siebenundzwanzig Sekunden!“ erklärt der Farmer, und unsere erstaunten Gesichter sind erklärlich, da es sich doch nur um einen Knaben von etwa sieben Jahren handelt. „Eine großartige Leistung!“ „Einfach wunderbar!“ „Man sollt's nicht glauben, wenn man es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte!“ „Das wird ihm auch so leicht keiner nachmachen!“ „Der Junge verdiente ausgebildet zu werden!“ „Ein Vermögen wert!“ „Ja, in dem Bengel steckt Kapital!“ und solche und ähnliche Ausrufe schallen durcheinander, bis der Farmer wieder das Wort nimmt: „Ja, Sie sagen das so leicht hin, ‚Ausbilden lassen‘ — ‚Kapital schlagen‘ — glauben Sie denn wirklich, daß die Schlingel je einwilligen würden, ihr gewiß hervorragendes Talent zu künstlerischen oder gewerblichen Zwecken ausbilden zu lassen und zu verwerten? Eine Erörterung nur darüber, ihre Kunstfertigkeit etwa an anderer Stelle zu zeigen wäre gänzlich verfehlt, denn sie würden ihre Zustimmung in jedem Falle bestimmt versagen!“

„Aber reizt denn diese Leute nicht der Gewinn oder die Aussicht auf eine angenehme und behagliche Lebensweise?“ „Verdienen denn die Jungen hier so viel, daß sie es nicht nötig haben?“ „Steckt denn in diesen Leuten kein Betätigungstrieb und keine Spur von Bedürfnis?“ so lauten hastige Gegenfragen, und der Farmer als genauer Kenner von Land und Volk, gibt geduldig und bereitwilligst die gewünschte Auskunft: „Diese Leute betrachten ihre Kunstfertigkeit nur als bloße Spielerei, Nebenerwerb und Zeitvertreib, denn hier sowohl wie allorts leben diese kleinen und großen schwarzen Kinder heiter, sorglos und vergnügt in den Tag hinein, lassen sich von der Sonne bescheinen, weil diese nun einmal vorhanden ist, machen im übrigen wenig Ansprüche und verlassen sich zuguterletzt auf die Gutmütigkeit und Neugierde der fremden Reisenden, die ihnen den nötigen Bakschisch für die Beschaffung der erforderlichen Mittel zum Lebensunterhalt spenden. Dies Völkchen ist an eine unglaubliche Bedürfnislosigkeit gewöhnt, und Ansprüche oder einen Betätigungstrieb in unserem Sinne

kennt es einfach nicht. Der Wunsch nach einem Besitz gipfelt in der Beschaffung der nötigen Mittel zu einem Ankauf von glänzenden, wenn auch völlig wertlosen Gegenständen und sonstigen Kindereien. Eine regelmäßige Beschäftigung zum Broterwerb anzunehmen, wäre für die Leute gleichbedeutend mit dem Verlust ihrer Freiheit, und entschließt sich solch ein Individuum nur erst nach endlosem Zögern und ausnahmsweise einmal zur Annahme einer Arbeit als Verdienst, wenn ihn der allzu große Hunger dazu trieb, wenn er auf rechtmäßige Weise nicht mühelos, oder durch Diebstahl in den Besitz von Lebensmitteln gelangen kann, oder, wegen eines solchen Verbrechens abgefaßt und verurteilt, an der Kette seine ihm diktierte Strafzeit abbüßen muß und hierbei zur Verrichtung seines täglichen Arbeitspensums gezwungen wird.

„Die guten Leutchen sind gewöhnt, alles, was da überall herumwächst, als ihr ausschließliches Eigentum zu betrachten, und machen sich gar kein Gewissen daraus, sich die Dinge dort, wo sie dieselben finden, ohne weiteres anzueignen, um ihren Appetit zu befriedigen. Die Füllung des Magens erscheint ihnen übrigens als ihr einziger Lebenszweck, und es ist erstaunlich, was diese Menschen für ungeheure Quantitäten Lebensmittel zu sich zu nehmen imstande sind, wenn sie sich im Besitze von ausgiebigen Vorräten befinden. Wiederum ertragen sie aber auch die größten Entbehnungen mit einem Gleichmut, der einer besseren Sache würdig wäre, und Einzelfälle sind nicht selten, wo sich die ganze Familie lieber buchstäblich wochenlang ohne jegliche Nahrungsaufnahme in ihrer Hütte verkriecht, als daß es das eine oder andere Mitglied es übers Herz brächte, irgendwo Dienste anzunehmen, um solchergestalt Lebensmittel zu verdienen. Das ganze Grobzeug sitzt oder liegt dann einfach in träger Ruhe umher und wartet den Eintritt eines Umstandes ab, der ihnen ihr Futter vor die Nase setzt. Und daß solche Umstände eintreten, ist tatsächlich der Fall. Man braucht nur an die ungeheuren Heuschreckenschwärme zu erinnern.“

„Wieso, dienen denn Heuschrecken als Nahrung?“ wurde gefragt. „Gewiß,“ antwortete der Farmer, „die Tiere werden sogar als große Delikatesse in Mengen verzehrt. Und nun dürfte es ihnen begreiflich erscheinen, wenn ich die Erfahrung gemacht habe, daß viele von den schwarzen Kerlen in ihrem Leben überhaupt noch nicht gearbeitet haben. Na, Sie kommen ja bald mit den Völkern zusammen, ich ver-

sichere Ihnen, daß Sie Ihr blaues Wunder erleben werden. In gewisser Hinsicht sind unsere kleinen Komödianten hier unten sogar zu beneiden. Was sie erhaschen, ist für sie mühelos erworbenes Kapital,barer Gewinn ohne Spesen. Die heutige Einnahme setzt sie in den Stand, wochenlang sorglos ihr Leben zu fristen und sich obendrein noch alle möglichen Liebhabereien zu beschaffen. In kürzerer Zeit legt ein anderes Schiff hier an, und das Spiel wiederholt sich. So geht es fort — unverändert — jahraus, jahrein, die Menschen sind zufrieden, führen ein für ihre Begriffe behagliches Leben — mehr verlangen sie ja gar nicht!“

In diesem Augenblick brüllt das Nebelhorn dazwischen, und das Getöse und Geklapper des Ankeraufwindens, Maschinen- und Schraubenganges übertönt das Gespräch. Die kleinen schwarzen Teufel schlagen wie unsinnig mit ihren Kochlöffeln ins Wasser, um aus dem Bereich der Schraube zu kommen, und stieben schreiend und lachend wie eine Affenschar dem Strande zu. Der Dampfer macht eine Wendung, und bald ist er wieder in voller Fahrt gen Westen, der letzten Station und für mich auch das aussichtsvolle Ziel meiner Wünsche.

Aussichtsvoll? Die Erklärungen des Farmers gaben viel zu denken. Also mit diesen Leuten sollte man jahrelang zusammen hausen, sollte sie erziehen, ausbilden und ihnen imponieren!? — Lächerlich! Diesen Leuten konnte wohl überhaupt nichts imponieren, aus dem einfachen Grunde, weil ihnen das nötige Begriffsvermögen dazu fehlte. Aber wie kann man einen Menschen erziehen, wenn er wie ein Tier gar kein Bedürfnis zu einer veränderten Lebensweise in sich verspürt, der an weiter nichts, als an die Befriedigung seines Magens denkt, und dem im übrigen alles andere noch weniger als „Wurscht“ ist, weil er diesen nützlichen Artikel auch noch nicht einmal kennt. Und dann die Heuschrecken — brrr!

Doch wir wollen erst einmal sehen, wie die Sache da drüben aussieht. Der Farmer flunkerte gern und konnte in diesem Falle auch übertrieben haben. Auf See gibt es scheinbar ebensoviel „Lateiner“ wie zu Hause gewisse Leute im grünen Rock, welche Dackel zu besitzen pflegen, die das Gras wachsen hören. Also zuerst überzeugen wir uns einmal selbst von den paradiesischen Zuständen in unserem neuen Kolonialbesitz, dann werden wir ein gesundes Urteil abgeben.

Zum letzten Mal erklingt die Glocke, welche uns zur Tafel ruft und nicht so lebhaft wie sonst wird heute debattiert. Es ist merk-

würdig, wie gerne sich der Mensch in allen Lebenslagen an gleichgesinnte Geschöpfe anschließt, und wie schnell ein gewisses Freundschaftsband gerade auf dem engbegrenzten Raum eines Schiffes bisher fremde und gleichgültige Personen zusammenführt. Es herrscht hier ein so eigenartiges Zusammengehörigkeitsgefühl, in welchem sich der eine dem anderen gefällig zu erweisen wünscht, sich ihm nur von der besten Seite zeigen und in jeder Beziehung behilflich sein will. Der Grund für diese rätselhafte und unwiderstehliche Zuneigung liegt wohl in dem Umstand selbst, daß eine Seereise stets eine gewisse Gefahr in sich birgt, und in der Abwehr und Bekämpfung derselben einer auf den anderen angewiesen ist.

Daher kommt es denn auch, daß beim Scheiden ein gewisses Gefühl des Verlustes in uns aufsteigt, denn man weiß, daß man sich nie wiedersehen wird, daß dieser hierhin, jener dorthin wandert und die einzelne Spur auf den unendlichen Wegen des Erdballs recht bald verloren geht. Denn auf ein bestimmtes Wiedersehen zu hoffen, kann wohl nicht gewagt werden, dazu ist der Raum nicht eng genug, auf welchem sich die Wanderer zerstreuen; und wenn das Naturgesetz es auch vorschreibt, daß jeder Zugvogel nach gewissen Zeitläuften zu seinem Brutplatze zurückkehrt, ist es dann sicher, daß er zu derselben Zeit seiner Ankunft auch zufällig seine Freunde antrifft, mit welchen er damals den gemeinschaftlichen Flug ausführte? Können diese nicht soeben erst abgereist sein, um eine günstigere Gegend zur Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse auszukundschaften?

In diesem Sinne bewegt sich heute auch das Gespräch an der Tafel und seltene Vorkommnisse werden vielfach zum Besten gegeben, von zufälligen Begegnungen an weit abseits der Verkehrsstraßen gelegenen Plätzen, von unvermuteten Zusammenkünften, freudigem Wiedersehen nach unverhoffter Entdeckung und rätselhaftem, plötzlichem Verschwinden nach langjähriger Bekanntschaft. Der alte Zahlmeisterhüne erzählt eine Geschichte von dem wunderbaren Wiederauffinden eines Freundes, und zwar dazu noch bei einer Rettungsaktion auf hoher See, bei stürmischem Wetter:

„Wie das Schicksal zuweilen in heiteren und ernsten Lebensperioden dem Menschen mitspielt, Freundschaftsbande rücksichtslos vernichtet und die sich eng aneinander schließenden Geschöpfe durcheinanderwirft, davon kann sich nur derjenige einen vollendeten Begriff machen, dessen Beruf es erfordert, während eines Lebensalters

täglich, ja stündlich mit immer wieder neuen Personen zusammenzukommen," beginnt der alte Seebär mit seiner rauhen Baßstimme. „Dieser Verkehr mit Menschen bringt es auch mit sich, daß ein aufmerksamer Beobachter sich eine gewisse Routine im Beurteilen der Charaktere auf den ersten Blick aneignet. Daher kommt es denn auch, daß wir Seeleute meist so verschlossen und unzugänglich erscheinen, doch dürfte diese rauhe Art verzeihlich sein, wenn man sich vorzustellen der Mühe unterzieht, mit was für und mit wieviel verschiedenen gearteten Exemplaren von Herrgottskostgängern wir in einem Menschenalter zusammenkommen und zu kommunizieren gezwungen sind. Denn es muß bedacht werden, daß dieser Verkehr mit Völkern sich auf engem Raume an Bord eines Schiffes abspielt und hier bei dieser ununterbrochenen Berührung lernt man unvergleichlich besser und rascher den wirklichen Wert des Genossen, sowie die Bestie im Menschen erkennen, als auch wahre Freundschaft schätzen und das entgegengebrachte Vertrauen würdigen.

Ich hatte nun in meiner Jugend schon so viele unliebsame Erfahrungen gemacht, daß ich mir eine etwas scheue Zurückhaltung angewöhnt und jeder gesuchten Annäherung ein unwillkürliches Mißtrauen entgegenbrachte. Begründet war dieser Widerwillen jedenfalls durch den Umstand, daß mich einst ein Kamerad, dem ich in meiner Einfalt alle meine Herzensgeheimnisse offenbarte, schnöde verriet und ich ihn darauf wie einen Hund niederschlug, wofür mich eine empfindliche Strafe traf. Doch das gehört nicht hierher. Ich habe meine Strafe verbüßt und einen Strich durch das Konto gemacht.“

Tief aufseufzend strich sich der alte Herr, wie um die häßliche Erinnerung wegzuwischen, ein paarmal über die Stirn, dann fuhr er, tief Atem holend und sich räuspernd, mit ruhiger Stimme fort:

„Ein halbes Menschenalter ist es her und ich machte meine Uebungsreise für große Fahrt, als sich mir Gelegenheit bot, mich auszuzeichnen, und zwar auf eine tollkühne Art, die schwerlich Nachahmer finden dürfte.“ Hier schmunzelte der alte Graubart vergnügt im Gedanken an einen lustigen Jugendstreich.

„Es war im Atlantik, unweit der Linie, und es herrschte neben der Windstille eine fürchterliche Hitze. Das Thermometer zeigte 63 Grad Celsius und schon einige Leute waren schlapp geworden und lagen im Lazarett. Mit aller Mühe hielten wir uns aufrecht, doch

trotz Badens und aller möglichen Abkühlungsversuche steigerte sich während des Wachdienstes auf der Kommandobrücke der Zustand bis zur Unerträglichkeit. Die Hitze wirkte dermaßen furchtbar auf die Sinne ein, daß wir uns nach der Ablösung wie betäubt in die Kojen warfen, unfähig, unsere Mahlzeiten einzunehmen.

Besonders schrecklich hatte der dritte Offizier, ein Holsteiner, unter der sengenden, markdörrenden Glut zu leiden und man sah es ihm an, wenn er die Treppe zum Oberdeck hinunterstieg, wie ihn der überanstrengende Dienst mitnahm und er eine bei seinem schwächlichen Körperbau nicht zu vermutende Willenskraft besitzen mußte, die ihn vor dem Zusammenbrechen bewahrte. Er war ein bescheidener, gefälliger Mensch, mit hübschen Gesichtszügen und bei Offizieren und Mannschaft beliebt; sozusagen der einzige von allen, für den ich ein wenig Sympathie empfand. Aus diesem Grunde und weil ich sein Nachfolgender war, empfand ich es gewissermaßen als meine Pflicht, ihn etwas früher abzulösen, da ich mich für bedeutend kräftiger und widerstandsfähiger hielt. Doch stets lehnte er bescheiden und höflich, doch mit aller Bestimmtheit meine dargebotene Hilfe ab, mit der Begründung, daß er sich in dieser Weise, auf Kosten der Gesundheit seiner Kameraden keine Erleichterung seines Dienstes verschaffen wolle. Ich glaube, daß er sich obendrein noch in seiner Eitelkeit verletzt und im Ehrgefühl gekränkt fühlte.

Ich ließ jedoch nicht nach und trat wiederum eines Tages um elf Uhr dreißig, anstatt um 12 Uhr auf die Brücke. Die Luft flimmerte auf der See, daß die Augen schmerzten und vom Thermometer las ich 63 Grad dreißig Minuten ab. Es war ein unausstehlicher Dunst unter dem Sonnensegel und man empfand buchstäblich Backofenhitze.“

Hier machte der Erzähler eine Pause, um das vor ihm stehende Weinglas in einem Zuge zu leeren. Offenbar hatte ihn die Erinnerung an die ausgestandenen gräßlichen Stunden in einen Zustand des Verschmactens gesetzt. Nachdem er also seine Sprechwerkzeuge wieder geschmeidig gemacht, fuhr er fort:

„Unwillkürlich beuge ich mich über das Brückengeländer und betrachte das kühlende Naß dort unten, vergleichsweise den wohligen Zustand der Fische mit dem unsrigen resümierend, als mir die große Anzahl der dicht unter der Oberfläche spielenden Meeresbewohner auffällt. Rennecke, so hieß der dritte Offizier, lehnte apathisch am Steuerhaus und hatte die Augen halb geschlossen, als wenn er

jeden Augenblick einschlafen wollte. Um ihn aus seiner nervenschädigenden Erstarrung zu lösen, rief ich eine bezügliche Bemerkung zu ihm herüber und bat ihn, doch ebenfalls heranzutreten. Wie aus einer Betäubung fuhr er erschreckt zusammen und starrte mich blaß und mit entsetzlich aufgerissenen Augen an, so daß mich ein Schauer überlief und ich einen Wahnsinnigen vor mir zu haben glaubte.

In meiner Ratlosigkeit rief ich ihn nochmals an und wiederholte meine Bitte. Wirklich tritt er näher — doch ausdruckslosen Blickes — unbeweglichen Antlitzes — wie ein Schlafwandler — und ich stehe, stocksteif und unfähig, ein Glied zu rühren, in meinem namenlosen Schreck und starre wie von Sinnen die überirdische Erscheinung an. Langsam bewegt sich der Irre — denn in diesem Anfangsstadium der beginnenden Tobsucht befand sich der Aermste — nach dem Geländer hin — bleibt stehen — beugt sich weit über die Brüstung und — ehe ich auch nur eine Ahnung habe, was vorgehen soll, und bevor ich zur Besinnung komme und zuspringen kann — ist der Körper über Bord geglitten und klatscht, schwer aufschlagend, ins Wasser. Doch in demselben Moment kehrt auch meine kaltblütige Ueberlegung zurück. Der Mann da ist ohne Besinnung und infolgedessen unfähig, auch nur eine Bewegung zu machen, die ihn über Wasser hält. Bevor das Boot klar ist, bevor das Schiff gewendet hat, ja bevor auch nur ein Kommando ausgeführt wird, ist der Körper gesunken und verloren. Die kühle Flut lockt so unwiderstehlich, zauberhaft zieht sie mich an — förmlich hinunter, zu sich hinein — wie mit unsichtbaren Händen zerrt es an mir.

Diese Gedanken zucken wie Blitze durch mein Hirn und kaum fünf Sekunden nach dem ersten Aufklatschen rauscht es zum zweiten Mal und ich bin — nachdem ich mit voller Lungenkraft noch ein „Mann über Bord“ gebrüllt habe, — so wie ich ging und stand, in voller Uniform und meine Mütze tief über die Ohren gedrückt, von der beträchtlich hohen Kommandobrücke aus, nachgesprungen.

Die Wucht dieses Falles hat mich allerdings in eine enorme Tiefe befördert und erst nach geraumer Weile tauchte ich auf. Mich umblickend, gewahre ich das Schiff schon in großer Entfernung, doch das kümmert mich nicht, denn ich suche nach dem Verunglückten, was mir schnell gelingt. Dies ergibt sich daraus, daß man dicht über der Oberfläche des Wassers ungemein scharf sehen kann. Gewaltige Stöße bringen mich in seine Nähe und nur noch im allerletzten Mo-

ment seines Untersinkens habe ich ihn erreicht und ergriffen. Ich drehe ihn auf den Rücken und stütze nur seinen Kopf, damit das Wasser ihn nicht am Atmen hindert, im übrigen mache ich nur geringe Schwimmbewegungen, denn ich muß meine Kräfte schonen und bis zur Aufnahme an Bord kann geraume Zeit vergehen, man weiß nicht, was inzwischen an Bord geschehen war, denn halbkrank waren sie alle.“

„Befiel Sie keine Furcht vor dem Angriff der Haifische?“ fragte man dazwischen.

„O, daran gedacht habe ich wohl,“ setzte der Alte seine Geschichte fort; „doch das wohlige Empfinden in der kühlen Flut, die Behaglichkeit, welche ich empfand, überwog jedes Furchtgefühl und, wenn ich es mir offen gestehen sollte, so hatte die Lust zu einem ausgiebigen Bade mich vielleicht mehr gereizt, den kühnen Sprung zu tun, als der Drang nach der unter Umständen völlig aussichtslosen Rettung des Offiziers. Mag dem nun sein, wie ihm wolle, ich will mich weder besser noch schlechter machen, als ich bin, jedenfalls tat ich mein Möglichstes, den immer noch Besinnungslosen nicht versinken zu lassen, trotzdem ich kein Leben mehr in ihm verspürte.“

Ich bemerkte mit Genugtuung, daß das Schiff gewendet hatte und das Signal „Wir senden Hilfe“ aufgezo-gen war. Man hatte uns also treiben sehen und konnte ich bestimmt auf Rettung hoffen, wenn alles gut abging. Ja, wenn alles gut abging. Mein Augenmerk wurde jetzt nämlich auf den Kameraden vor mir gerichtet, dessen Körper sich zu bewegen schien. Richtig, öffnet er weit seinen Mund und schnappt wie ein Ersticker nach Luft. Ich hebe den ganzen Oberkörper aus dem Wasser, um ihm das Atmen zu erleichtern und hebt und senkt sich auch seine Brust in regelmäßigen Zügen, während er die Augen aufschlägt. Eine Weile starrt er regungslos zum Himmel hinauf, dann dreht er den Kopf zur Seite und plötzlich — ich weiß nicht wie — hat er sich mit kräftigem Ruck von mir losgerissen, einige Male herumgeworfen und schlägt mit den Armen wild um sich und ins Wasser hinein. Sogleich bin ich wieder an seiner Seite, um ihn zu stützen, doch mit stierem, gräßlichem Blick schaut er auf mich, wie auf ein entsetzliches Ungeheuer, schlägt nach mir, brüllt in schauerhaften Tönen — fuchtelt mit den Armen umher und schneidet fürchterliche Grimassen, so daß ich erkenne, einen Wahnsinnigen vor mir zu haben. Mit diesem, im höchsten Paroxysmus der Wut tobenden

Kranken allein auf hoher See und beide im Wasser schwimmend — jetzt überließ mich doch ein Schaudergefühl, zumal der Unmensch immer toller um sich schlug, je mehr ich mich ihm näherte, und ihm der dicke Schaum aus dem brüllenden Munde drang. Die Schwimmbewegungen mußte er dabei wohl unwillkürlich machen, denn er hielt sich von selbst über Wasser.

Ich ließ ihn also gewähren, blieb jedoch in seiner nächsten Nähe, um jederzeit schnell zugreifen zu können und das Drama spielte so eine Weile fort. Plötzlich lassen seine heftigen Bewegungen nach und er sinkt zusammen. In demselben Moment erlangt er jedoch seine Besinnung wieder und in voller Wut stürzt er sich auf mich, umklammert meinen Hals mit einer Kraft, die ich diesen schwächlichen und zarten Händen nicht zugetraut hätte und versucht mich unter Wasser zu drücken. Im ersten Augenblick lähmte mich die Ueerraschung über den so unvorbereiteten Angriff, dann aber auch wehrte ich mich nur schwach, um ihm nicht wehe zu tun und da ich vorzüglich tauchte, blieb ich eine zeitlang unter Wasser. Kaum hatte ich meinen Kopf aber wieder über die Oberfläche gesteckt, als ein erneuter, wütender Angriff erfolgte, und zwar hatte er diesmal mit beiden Händen meinen Hals umschlossen und dermaßen zusammengepreßt, daß mich die Besinnung verließ.

Ich erfuhr dann später, daß kurz darauf das Schiff uns eingeholt hatte und wir ins Boot gezogen wurden. Mich fischte man beinahe leblos auf, während man den Rasenden fesseln mußte. Was soll ich Ihnen sagen; wir genasen beide in verhältnismäßig kurzer Zeit, wobei unsere jugendliche Lebenskraft am meisten mitgeholfen hatte und wurden unzertrennliche Freunde. Was einer wollte, bestätigte der andere; was einer aß, erregte des anderen Appetit; wir hatten bald die gleichen Gewohnheiten angenommen, hatten stets die gleichen Einfälle — kurzum, wir harmonierten so prächtig zusammen, daß man uns trotz unserer Gesichtszüge bald nicht mehr anders als die „Brüder“ nannte. Nur in eins gingen unsere Ansichten auseinander und bildete dieser Umstand auch den Grund unserer Trennung: Rennecke war verlobt und gedachte zu heiraten, während ich mir geschworen hatte, meinem Grundsatz in allen Lebenslagen treu zu bleiben und kein Weib wieder anzusehen. Ich hatte von dem einen Male genug.

Kurz und gut: Rennecke ließ sich in dieser Beziehung durch alle meine Hinweise, Bitten, Drohungen, ihm meine Freundschaft auf-

zusagen, nicht abhalten. Er heiratete; erhielt auch einen gutbezahlten Posten als Schiffsführer auf einem Küstenfahrer und würde auch ohne mich glücklich und zufrieden sein Leben beschloss'n haben, wenn — ja, wenn eben die Weiber treu sein könnten! Doch eines Tages kommt er unvermutet nach Hause, um sein reizendes kleines Weibchen mit einem prachtvollen Seidenmantel, den sie sich schon immer gewünscht hatte, zu überraschen und — wird selbst überrascht, denn er findet sie in einer nicht mißzuverstehenden Verfassung in den Armen — eines Freundes.

Ruhig und überlegt, wie er immer war, zieht er seine Doppelpistole und streckt mit eisiger Miene, ohne zu zittern, zuerst den Verführer, dann das Weib nieder, um sich umzukehren und ohne noch einen Blick zurückzuwerfen, die Stätte seines Glücks und Unglücks für immer zu verlassen. Seitdem vergingen acht volle Jahre und Rennecke blieb verschollen. Ich hatte den einzigen Freund, den ich im Leben besessen, schon lange als tot betrauert, als wir im Stillen Meere auf der Höhe von Honolulu ein Wrack sichteten, welches eine Notflagge aufgesteckt hatte. Es mußten sich also noch Menschen darauf befinden, und es wurde ein Boot ausgesetzt, die Schiffbrüchigen aufzunehmen. Da ich gerade dienstfrei war, erbot ich mich zur Führung, was gerne angenommen wurde, denn ein Wrack zu betreten, war immer eine etwas eigenartige Sache, weil man nicht wußte, welcher Art der Anblick war, der sich hier bot.

Wir waren also in die Nähe des Schiffsrumpfes gelangt und spähten nach dem Deck hinauf, doch nichts rührte sich und auf Anrufe erfolgte keine Antwort. Nun stieß unser Boot gegen die Bordwand, wir klopfen, riefen, brüllten — doch alles blieb still. Also verlassen. Ich will schon den Befehl zum Anlegen der Sprengpatronen geben (denn ein treibendes Wrack ist immer ein gefährliches Hindernis für die Schifffahrt, und zwar nachts gerade am meisten), als mir der Gedanke kommt, doch den Rumpf noch schnell zu untersuchen. Meine Leute waren ebenso neugierig wie ich und vielleicht gab es dadrin auch noch etwas Wertvolles, das Bergelohn versprach.

Wir rudern also um das Heck des Fahrzeuges herum und finden auf der anderen Seite auch richtig das herabgelassene Fallrepp. Zwei Mann bleiben im Boot, wir anderen, ich zuerst, klimmen die Treppe hinauf und treten auf Deck. Ich sage ihnen, meine Herrschaften, ich habe in meinem Leben schon ungeheuren Jammer und Entsetzliches

gesehen, aber der Anblick, der sich mir hier bot, ließ mein Blut in den Adern erstarren. Ebenso standen meine Matrosen wie leblose Figuren und blickten atemlos und unbeweglich auf das grausige Bild. Sie können sich eine Vorstellung machen, wie uns zu Mute sein mußte, wenn alte, wetterharte Seeleute vor Ekel den Kopf verlieren.

Unweit der Back lagen drei menschliche Körper, welche schon seit Wochen in Verwesung übergegangen sein mußten, denn sie waren schon ganz auseinandergelaufen und von Würmern halb verzehrt. Vor der Kapitänskajüte lag in einer Lache von geronnenem Blut die Leiche eines Matrosen, dem der Hals durchschnitten war und ein Bein fehlte. Die Ueberreste der Mahlzeit, die aus diesem Gliede hergestellt sein mochte, fanden wir später in der Pantry. Bei dem Geräusch unserer Schritte an Deck entflohen einige Dutzend riesige Ratten, welche sich an den Leichenteilen ebenfalls gütlich getan hatten und kolossale Fliegenschwärme flogen mit durchdringendem Gesumme und Gebrumme durcheinander und bedeckten in dichten, schwarzen Massen die Reste der unglücklichen Opfer. Dazu verbreitete sich ein atembeklemmender Leichengeruch über das ganze Schiff, der kaum auszuhalten war.

Wer Tabak bei sich hat, kann rauchen“, „sagte ich zu den Leuten, indem ich selbst eine Zigarre hervorholte und in Brand setzte. Das ließen sich die Blaujacken nicht zweimal sagen und im Nu brannten neben meinem Glimmstengel noch vier Pfeifen, deren — Duft die Mischung der Atmosphäre etwas milderte. Inzwischen hatte ich im Geiste auch schon das zuerst Nötige überlegt. Vor allem wurden aus der Kapitänskajüte Wäsche und Decken herausgeholt und damit die Leichen verhüllt. Das half schon etwas gegen den Gestank und die Insekten. Weiter kalkulierte ich, daß jemand dagewesen sein mußte, der den Matrosen abschlachtete und das eine Bein abschnitt. Dieser Jemand mußte sich also auch noch an Bord befinden, wenn er nicht im Besitze eines Bootes war und sein Heil mit diesem versucht hatte. Daß letzteres ausgeschlossen war, leuchtete ohne weiteres ein, wenn man bedachte, daß diese vier Menschen den einzelnen Mann nicht allein hätten fortziehen lassen, sondern mitgefahren wären. Aber wenn sich noch ein Lebender an Bord befand, warum ließ er die Leichen liegen und warf diese nicht über Bord. Wenn er noch soviel Kraft hatte, einem armen Kerl den Hals abzuschneiden, so wäre es ihm doch auch ein Leichtes gewesen, das Deck zu säubern und die

Luft nicht verpesten zu lassen. Kurzum, man mußte Aufklärung haben und suchen.

Vorsichtig öffneten wir die Tür zum Mannschaftslogis — alles leer. In der Küche fanden wir die Ueberreste der grausigen Mahlzeit — sonst nichts. Weiter geht es die Treppe hinunter in einen kleinen Salon — und dort, auf einem Wandpolster, eine abgezehrte, leblose Gestalt. Ich trete näher und mache Licht. Die Augen sind geschlossen, es kann also kein Toter sein. Indem ich seine eiskalte Hand erfasse, fühle ich nach dem Puls — ich verspüre nichts. Die Brust wird von den Kleidern befreit und ich lege die Hand auf die Herzgegend — nichts, kein Schlag. Doch der Mann kann nicht tot sein, also lasse ich ihn vorsichtig hinauf und ins Boot schaffen.

Keiner von meinen Leuten ist fähig, die übrigen Körper auch nur anzusehen, geschweige denn anzufassen und so müssen wir dieselben ihrem Schicksal überlassen. Wir rudern zum Heck, befestigen einige Dynamitpatronen und entzünden die Lunte. Dann entfernen wir uns schnell von der gefährlichen Stelle und als wir einige hundert Meter entfernt sind, donnern die Schüsse zu uns herüber, Holz- und Eisenstücke, sowie eine Dampfwolke fliegen hoch in die Luft und rasch sinkt das Wrack in die Fluten, um nach und nach zu verschwinden.“

„Warum haben Sie denn aber die Schiffsräume nicht nach Wertgegenständen untersucht?“ rief man dazwischen.

„Erstens war die Kapitänskajüte vollkommen ausgeräumt und bestätigte nur, daß man das Wichtigste zusammengerafft hatte, für uns also nicht mehr viel von Belang übrig geblieben war, dann hatte uns aber auch tatsächlich buchstäblich dermaßen das Grausen gepackt, daß es uns förmlich widerstand, noch weiter zu suchen und wir uns verzeihlicherwise auch fürchteten, noch mehr solch Schreckliches und Grausiges zu finden. Daß uns unser Suchen auch nichts genutzt hätte, erfuhren wir später, denn es war alles ausgeräumt und fortgeschafft worden. Doch ich will nicht vorgreifen:

An Bord unseres Schiffes zurückgekehrt, wurde der Leblose zuerst ins Lazarett geschafft und ich erstattete Bericht. Erfreulicherweise war unsere Tat von Erfolg gekrönt, denn unter den Bemühungen des Schiffsarztes kehrte das zum größten Teil schon entflohen gewesene Leben zurück und bevor wir in Hamburg eintrafen, war der Bedauernswerte schon eingemale zu kurzen Augenblicken zum Bewußtsein erwacht. Die gute Pflege an Bord hatte das ihrige dazu

beigetragen. Mit der größten Sorgfalt wurde er ins Hamburger Krankenhaus geschafft und dort der Obhut der Aerzte anvertraut, die uns Hoffnung machten, daß sie ihn am Leben erhalten würden

Einige Wochen lag unser Schiff im Hafen, um ein- und auszulöschen, Kohlen zu übernehmen und Ordres abzuwarten, als ich an einem dienstfreien Nachmittage den Entschluß fasse, nach unserem Patienten zu sehen. Bereitwillig werde ich an sein Bett geführt und finde den Kranken schlafend. Die Schwester meint, daß er wohl bald erwachen würde und wenn ich warten wolle, ihn sprechen könne. Selbstverständlich, bin ich doch begierig, zu erfahren, wie die Vorgänge sich auf dem Wrack abgespielt haben, nehme also am Bette Platz und warte. —

Während ich nun so die eingefallenen Züge des Schlafenden betrachte, fällt mir eine merkwürdige Aehnlichkeit in denselben auf, die ich mir einfach nicht erklären kann. Sinnend schaue ich in das entsetzlich abgemagerte Gesicht, in dem tiefe Furchen von qualvollen Leiden erzählen, während der Mund schmerzvoll verzerrt ist, als der Kranke langsam die Augen aufschlägt und mit einem kraftlosen Stöhnen, welches herzerreißend durch das stille Zimmer dringt, den nur noch aus einem Totenschädel bestehenden Kopf zu mir herumwendet, und die in tiefen Höhlen liegenden Augen auf mich richtet.

Ueberrascht blicke ich auf; — diese Augen! wo habe ich nur schon diese Augen gesehen? Auch der vor mir Liegende blickt mich unverwandt an und betrachtet mein Gesicht. Dann geht ein sichtlich erkennbares Leuchten über sein Gesicht, der Mund verzieht sich zu einem kaum merklichen Lächeln und leise dringt aus dem geöffneten Munde mein eigener Name zu mir herüber. Als ich ihn verständnislos ansehe und ungläubig mit dem Kopfe schüttele, verschwindet das Lächeln und macht einem wehmütigen Zuge Platz, während sein Mund leise Worte murmelt. Ich beuge mich zu ihm herab, halte mein Ohr dicht an seinen Mund und vernehme nun nochmals deutlich meinen Namen und zwischen unverständlichen Flüstern — Rennecke! Mein Gott, das ist also mein ehemaliger lustiger Freund Rennecke? Erregt bin ich aufgefahren und blicke entsetzt auf den Kranken, als ob ich eine Erscheinung sehe. Ja, das sind seine Augen, das sind seine Züge, die jetzt so verfallen, das ist wirklich der Körper meines totglaubten Kameraden, der mich so blühend und gesund verließ und nun so siech und zerfallen vor mir liegt in seiner Hilflosigkeit. Tränen

treten in meine Augen vor Wehmut und Rührung, und leise, seinen Namen aussprechend, streichle ich ihm die farblosen Wangen. Ein glückliches Lächeln geht über sein Gesicht, als er bei meinen Worten: „Mein armer, armer Freund!“ sich überzeugt hat, daß ich ihn verstanden habe.

In diesem Augenblick tritt die Pflegerin ein und bittet leise, den äußerst schwachen Leidenden nicht noch mehr aufzuregen, da die Wirkung jetzt noch den Fortschritt der Genesung beeinträchtigen könne, ich möchte in einigen Wochen wieder vorsprechen und es mir für heute genügen lassen. Ich gehorche sofort, denn bei dem Zustand des Kranken finde ich ihre Fürsorge erklärlich, nehme innigen Abschied von Rennecke, indem ich wiederzukommen verspreche, und verlasse mit Glück- und Segenswünschen leise das Zimmer, während die Augen des Zurückbleibenden mir einen Gruß nachzuwinken scheinen.

Erst ein halbes Jahr später kehrte ich von der Reise nach Hamburg zurück und benutzte meinen ersten dienstfreien Nachmittag zum Besuche des Krankenhauses. Während der ganzen Fahrt hatte ich mir meine Gedanken über die unerklärlichen Vorgänge gemacht und hoffte, nach meiner Rückkehr den Jugendfreund wohl und gesund anzutreffen, um aus seinem Munde nun die Einzelheiten über die Katastrophe und seine Schicksale während der acht Jahre zu erfahren.

Rennecke traf ich wohl außerhalb des Bettes an, doch wie sah der arme Mensch aus! — Schlotternd hingen seine Kleider an ihm herum und kaum war er imstande, trotz des Handstockes einige Schritte zu gehen, sein Rücken war gebeugt, sein Haar gebleicht und sein Angesicht zerfallen und von graugelber Farbe. Er machte im ersten Augenblick auf mich den Eindruck eines achtzigjährigen Greises, doch seine Augen, welche zwar noch tief in den Höhlen lagen, konnten bei meinem Anblick schon feurig aufleuchten. Schweigend reichten wir uns die Hände. Die seinige war völlig fleischlos und eiskalt, so daß mich bei der Berührung ein Schüttelfrost überfiel und ich alle Kraft zusammennehmen mußte, um nicht laut aufzuschluchzen.

Er schien zu bemerken, daß es mir in der Kehle schwoll und in den Augen heiß aufstieg, denn er blickte wie ein reuiger Sünder

scheu zu Boden und forderte mich mit leiser Stimme auf, Platz zu nehmen, setzte sich dann mir gegenüber und sagte tief aufseufzend:

„Ja, ja; hätte ich damals auf deinen Rat gehört und wäre bei dir geblieben, dann wäre vieles nicht geschehen und ich säße nicht hier als ein dem Tode Verfallener!“

„Aber sage mir doch, um Himmelswillen, wie bist du denn in diese entsetzliche Lage geraten,“ bat ich dringend; und erst stockend, dann zusammenhängender, erzählte er folgende Geschichte:

„Ich muß weit ausholen um zu dem Tage zurückgreifen, an welchem ich meine Ehre rächte. Ruhig hatte ich gezielt, als wenn ich kaltes Fischblut in den Adern hätte, und auch wohl getroffen. Dann verließ mich jedoch meine Ruhe, und wie von Furien gehetzt, stürmte ich aus dem Hause, in welchem ich so großes Glück genossen, um durch dieses Untat des Weibes desto tiefer ins Herz getroffen zu werden. Es gelang mir zu entfliehen, bevor mein Verbrechen entdeckt wurde, und unter falschem Namen trieb ich mich auf allen Meeren umher, wahllos jeden Rumpelkasten zur Fahrt übernehmend, um im Kampf mit den Elementen mein kochendes, fieberndes Blut zu betäuben suchend.“

Auf einer dieser Fahrten traf mich das Verhängnis. Der alte ausrangierte Dampfer war schon lange außer Dienst gestellt, doch von einem gewissenlosen Spekulantem angekauft, teilweise aufgefrischt und ohne Untersuchung befrachtet worden. Ohne Ueberlegung übernahm ich den Posten als Kapitän und dampfte ab. Mitten im Stillen Meer überraschte mich ein Orkan; doch trotzdem wir uns alle bis zum äußersten anstrebten, hielten die morschen Masten nicht stand, das Ruder brach, und wie ein Stück Papier tanzte das nunmehrige Wrack auf den Wogen. Mir selbst war es völlig gleichgültig, ja, ich empfand sogar eine gewisse Genugtuung, als ich jede Minute den Untergang erwartete. Ich suchte ja den Tod, den ich mir selbst zu geben, zu feige war. Doch die armen Leute sollten nicht mit untergehen, sie sollten sich retten, und so wurden denn die Boote ausgerüstet, alles Wertvolle darauf verstaut und ein günstiger Moment abgewartet, wo sie zu Wasser gehen und ihr Heil versuchen sollten. Doch der Schiffsrumpf hielt sich merkwürdigerweise über Wasser, sank nicht, wie vermutet, und allgemach legte sich der Sturm.

Wir versuchten nun, das Wrack etwas instand zu setzen, und mit diesem Honolulu zu erreichen, doch unsere Bemühungen waren

vergebens, denn die Kessel waren undicht geworden und Pleuel-
nebst Kolbenstangen verbogen. Es blieb uns also nichts anderes
übrig, als die Boote zu Wasser zu lassen und, da nur noch drei Stück
nebst der Jolle vorhanden waren, auszuloosen, wer zurückbleiben
sollte. Ich selbst schloß mich gleich von vornherein aus und blieb
mit den vier Mann an Bord zurück. Die Boote gingen in See und
sollten sofort vom nächsten Platze aus Hilfe senden. Ich habe nichts
mehr von ihnen gehört. Ob sie die Insel glücklich erreicht haben,
ob sie ebenfalls verschollen sind — ich weiß es nicht. Jedenfalls
kam keine Hilfe und wir warteten von Tag zu Tag, von Woche zu
Woche vergebens; trieben hierhin, dorthin, und kann es diesem
letzteren Umstände zuzuschreiben sein, daß man uns nicht fand, wenn
man wirklich ein Fahrzeug zu unserer Rettung ausgesandt hatte.

Was wir in der Zeit unseres Einsiedlerlebens ausgestanden,
welche Martern wir ertrugen, ist mit Worten nicht auszudrücken.
Zuerst ging das Wasser zur Neige und wurde auf winzige Rationen
zugemessen. Unsere Kräfte schwanden zusehends, und mit geöffneten
Augen sahen wir dem Tage entgegen, wo wir ohne die uns erhaltende
Flüssigkeit langsam verschmachten mußten. Eines Morgens jedoch
war auch der Rest im letzten Fasse verschwunden, denn die drei
Mann, welche häufig zusammen tuschelten, hatten des Nachts heim-
lich den Aufbewahrungsraum erbrochen und gierig das ganze Quantum
ausgetrunken. Es nutzte ihnen nichts; denn sie starben früher als
wir. Völlig entkräftet, wie wir waren, vermochten wir nicht, die
Leichen über Bord zu schaffen, und mußten dieselben dort, wo sie
lagen, der Verwesung überlassen. Da ich mich stets in den unteren
Räumen aufhielt, konnte ich dem Verschmachten längeren Widerstand
entgegensetzen, und ich kroch öfters langsam, auf allen Vieren, in
den unteren Räumen umher, um nach Lebensmitteln und Flüssigkeit
zu suchen. Auf einer dieser Exkursionen kam ich auch nach dem
Eisbunker, und siehe da — etwa zwanzig Liter Schmelzwasser waren
noch darin, schmutzig zwar und mit einigen Rattenleichen geziert,
doch war es trinkbar; und nachdem ich mich gierig befriedigt, brachte
ich dem noch einzigen Matrosen auch ein Quantum.

Alles nutzte jedoch nichts. Wir erhielten uns zwar noch
viele Wochen, doch auch das Wasser wurde alle und an Lebensmitteln
war kein Krümchen mehr zu entdecken. Ich legte mich nieder und
erwartete den Tod. Doch er kam nicht; statt dessen packte mich

Fieber, neue, unerhörte Durstqualen stellten sich ein, Hunger wühlte in meinen Eingeweiden, und in diesem fürchterlichen, besinnungslosen Zustande muß ich wohl die grausige Tat begangen, den schon leblosen Körper des Unglücklichen zerstückelt haben. Doch auf Einzelheiten kann ich mich nicht mehr besinnen!“

„Und das alles durch die Untreue eines Weibes,“ setzte der Alte grimmig hinzu, indem er aufstand und tief Atem holte. „Deshalb habe ich damals einen weiteren Schwur getan, nicht zu heiraten, und habe den Schwur getreulich gehalten.“

„Und was ist aus Rennecke geworden, ist er glücklich wieder genesen, oder lange krank gelegen?“ fragte man lebhaft.

„Er ist bald darauf gestorben, etwa nach sechs Monaten, nachdem er mir gebeichtet,“ erwiderte wehmütig der Zahlmeister. „Ich glaube jedoch, daß mehr der Gram und die Reue es gewesen ist, die seinen Tod beschleunigen halfen, als die eigentliche Krankheit, von der er sich vielleicht erholt hätte.“

In diesem Augenblick dröhnte das Nebelhorn durch die Luft, ein Zeichen, daß wir uns dem Lande näherten, und die Gespräche wurden abgebrochen, da wir alles Nötige zum Ausschiffen bereit machen mußten. Wir stürmten daher an Deck und hatten die unvergleichlich schöne Einfahrt in den Hafen von Dar-es-Salaam vor uns.

Auf einer der Einfahrt vorgelagerten Insel erhebt sich ein hübsch ausgeführter Leuchtturm und die palmengeschmückte, enge Einfahrt zieht sich im Halbkreis um eine Landzunge, auf welcher ein luftiger, verandengeschmückter Bau, das Krankenhaus, das Relief zu einer entzückenden Perspektive bietet. Der schmale Kanal mündet in ein umfangreiches Becken, welches mit der idyllischen Umgebung und dem grünumsäumten Strande einen geradezu idealen Naturhafen abgibt. Dar-es-Salaam — Hafen des Friedens — benannten ihn die ersten arabischen Seefahrer, und fürwahr, eine treffendere Bezeichnung konnte er nicht erhalten. Nur durch den oben erwähnten, fast unauffindbaren Wasserarm mit dem Meere verbunden, bietet er einen ausgezeichneten Schutz gegen Meeresstürme und kann bei etwaigen feindlichen Angriffen auf die einfachste Weise gesperrt werden. Die direkt vor der Einfahrt gelagerte Insel scheint die Natur ausnahmslos zu dem Zwecke geschaffen zu haben, damit die Menschen einen Leuchtturm darauf setzen können.

„Fallen Anker!“ schallt es von der Brücke, und ein Kanonenschuß

übertönt noch das Rasseln der Ankerkette, die wie eine endlose Schlange aus der Oeffnung am Bug herausquillt und ins Wasser gleitet. Eine halbe Schwenkung, in Richtung der strömenden Flut, macht der Meerriese noch, dann liegt er mitten auf dem Wasserbecken still, während von dem schwarz voll Menschen wimmelnden Deck Rufe nach Booten zu den inzwischen in solchen angelangten Negern herniederdringen.

„Ehwallah, bwana! karibu! maschua jango m'surs!“¹⁾ so klingt es in allen Abtönungen der menschlichen Sprache von unten zurück. Jeder lobt sein Fahrzeug und seines soll das beste sein, auch wenn es total demolirt und in beängstigender Weise halb mit Wasser gefüllt ist. Nun geht es an ein Abschiednehmen, währenddem das Gepäck hinuntergeschafft wird, und Alles hat sich gegenseitig noch etwas zu sagen, einige Grüsse sind zu bestellen, Karten und Adressen werden noch schnell gewechselt — dann schüttelt man sich kräftig die Hände, dreht sich schnell um, und will die Treppe hinunter zum wartenden Boot, damit die Rührung verbissen werden kann. Doch von Deck winken die Zurückbleibenden mit den Tüchern, alle guten Wünsche werden her- und hinübergerufen, bis die Entfernung zu groß wird und kurz darauf das Fahrzeug auch auf den Grund stößt.

Die Cacharia²⁾ sind über Bord geglitten, ziehen den Kiel, soweit es nur möglich ist, auf den Sand und stellen sich dicht nebeneinander auf, so daß man, auf ihren Schultern sitzend, aus dem Wasser herausgetragen wird. Dann folgt das Gepäck. Am Strande haben sich inzwischen einige Dutzend größere Jungen eingefunden, welche sich um das Tragen der Koffer zanken, bis ein Machtwort sie auseinander treibt und man sich die gewünschte Anzahl anstellt. Diese greifen zu und schwingen die Last — nicht auf den Rücken oder die Schulter, sondern auf den Kopf, und so balanzierend, geht es den Weg zum Hotel.

Inzwischen ist es Abend geworden und die Fahrt hat auch ermüdet, deshalb suche ich nach einem Imbiß das mir angewiesene Zimmer auf, um mich heute frühzeitig zur Ruhe zu begeben. Ein kleiner, schwarzer Junge trägt mir eine Lampe voran. Es ist nicht äußerst viel, was man bietet, alles noch etwas primitiv, doch hier in

¹⁾ Jawohl, Herr! komm näher, mein Boot ist gut!

²⁾ Ruderer.

Afrika sieht man, wie es scheint, mehr auf frische Luft, als auf reichhaltiges Möblement. An der einen Längswand des nicht übermäßig großen Raumes steht das Hauptstück der Einrichtung, ein eisernes Bett. Dasselbe trägt einen Unterbau mit Rahmen, worüber sich ein feinmaschiges, leichtes Netz, wie ein Schleier, breitet und ringsumher fast bis zum Fußboden herunterhängt. An der vorderen Langseite ist dieses geteilt und die Enden ein Stück übereinandergelegt. Eine Matratze, ein Kopfkissen und eine Kamelhaardecke vervollständigen das Ganze.

Die übrige Wohnungsausstattung bildet ein Waschständer, ein Stuhl und ein zusammenlegbarer Holztisch, unpoliert und ungestrichen. Wäsche- und Kleiderschrank erachtet man als überflüssig, weil die Leibwäsche sowohl als auch die hier durchweg getragenen Waschanzüge zusammengelegt in den Koffern verstaut werden. Teppiche und Gardinen verbieten sich von selbst, weil sich hier Ungeziefer festsetzen, sowie Motten, Ameisen und Käfer das Gewebe sehr schnell zerstören würden. Fensterflügel nebst Verglasung fehlen gänzlich. Dieselben wären insofern überflüssig, als sie bei der stetigen hohen Temperatur doch nie geschlossen würden, und sind anstelle von Jalousien einige starke Eisenstäbe eingefügt.

Ein angenehmer Luftzug streicht durch das Zimmer und, während ich mein Nachtzeug aus dem Koffer hole, um mich zu entkleiden, umgibt mich ein feines Singen und metallisches leises Säuseln von allen Seiten, dem ununterbrochen schmerzhaft Stiche, wie von ganz feinen Nadeln, folgen. „m'boha mengi sana!“¹⁾ meint der Boy, der meine verwunderten Gesten und Mienen bemerkt. Aha, denke ich, das sind also diese unheimlichen, kleinen Plagegeister und Blutsauger, die Mensch und Tier in ganz unglaublicher Weise belästigen, dann also schnell unter das Netz. Der Boy muß mir dabei helfen, weil ich mich etwas ungeschickt anstelle, und nachdem er das Gewebe ringsum unter die Matratze gestopft hat, stellt er die Lampe auf den Stuhl dicht neben mein Bett heran, und empfiehlt mir noch, die innen im Netz herumfliegenden Insekten wegzufangen, da sie mir sonst die ganze Nacht keine Ruhe ließen.

Nachdem auch diese Sicherheitsvorschriften erledigt sind, blase ich die Lampe aus und strecke mich unter die Decke. Der Mond

¹⁾ Sehr viel Moskitos.

scheint hell zum Fenster herein und läßt mich alle Gegenstände deutlich erkennen. Während ich still liege, verspüre ich bald einen Stich am rechten, dann am anderen Bein; unter der Decke wird es also auch lebendig. Dann fliegt ein großer Käfer in die Stube und klatscht gegen eine Wand, mit ärgerlichem Brummen auf der Erde herumschwirrend. Fledermäuse verfolgen ihre Beute bis durch das Fenster. Nachtfalter suchen ein Eckchen zum Ablegen der Eier; Leuchtkäfer spielen in der Luft und einige an den Wänden entlang huschende, zierliche und fast durchsichtige Eidechsen springen auch auf das Netz, um dort umherzuzifflitzen, vermutlich, um mir gute Nacht zu wünschen. Doch schließlich stören mich auch meine zahlreichen Schlafgenossen nicht mehr, die Müdigkeit übermannt mich, und bald umgaukeln mich Zukunftsbilder — Fährnisse und kühne Taten.

IV.

Die erste Nacht auf afrikanischem Boden ist überstanden und hat mir einen Einblick in die klimatischen Zustände dieses gesegneten Landes tun lassen. Ermutigend sind dieselben nun gerade nicht, denn fortwährend wurde mein Schlaf durch seltsame Ursachen unterbrochen, von denen ich mir vorher auch nicht annähernd einen Begriff hätte machen können. Allerlei Töne, Rauschen, Rascheln, Flattern, Brummen und Knistern ließen mich auffahren und horchen, dazwischen stachen mich ununterbrochen eine Anzahl Moskitos, welche sich im Netz versteckt hatten und die ich vorher zu fangen unterließ, aus dem einfachen Grunde, weil sie sich unsichtbar gemacht, und die ich später nur an dem feinen Klingen und an dem heftigen Stechen verspürte. Außerdem plagten mich unzählbare, sonstige Bettgenossen — kurzum: mein ganzer Körper schmerzte von Stichen und heftig juckenden Beulen, auch die während der Nacht herrschende Hitze hatte mich gänzlich ermattet, anstatt, wie ich hoffte, durch ruhigen Schlaf zu stärken.

Es ist sieben Uhr früh, oder — wie man hierzulande sagt — ein Uhr am Tage. Der Orientale teilt nämlich den Tag auch in vierundzwanzig Stunden ein, doch rechnet er dazu zwölf Tages- und zwölf Nachtstunden. Die Tageszeit beginnt mit dem Aufgang der Sonne, regelmäßig um sechs Uhr morgens, und endet mit Sonnenuntergang um sechs Uhr abends. Es ist also, anstatt wie in europäischen Ländern, mittags, wenn die Sonne den höchsten Stand er-

reicht hat, nicht zwölf, sondern sechs Uhr morgens, sowie abends um sechs — zwölf Uhr. Diese Einteilung ist im Sinne der Morgenländer ebenfalls richtig, denn logischerweise beginnt der Tag mit dem Aufgehen der Sonne, und die erste Stunde mit e i n s ; die Nacht fängt an, wenn die Sonne hinter dem Horizont niedergesunken ist, und kann die erste Nachtstunde nicht sieben sein, sondern muß selbstverständlich ebenfalls e i n s heißen. Im folgenden soll jedoch die europäische Zeitbenennung beibehalten werden, um den Leser nicht zu irritieren.

Trotz der frühen Stunde brennt die Sonne schon recht fühlbar hernieder und auch eine ausgiebige Waschung bringt nur auf kürzere Zeit einige Linderung. Während ich mich anleide, beobachte ich die zierlichen Eidechsen, welche blitzschnell an den Wänden umherhuschen und in sprunghaften, dem Auge nicht wahrnehmbaren Bewegungen, ihre Beute — Mücken, Fliegen, Ameisen — erhaschen. Soeben hat sich ein riesiger Brummer auf die Fensterbrüstung gesetzt und streicht sich in unmöglichen Verrenkungen die Hinterbeine. Schwapp! hat ihn ein Tierchen beim Kopfe erwischt und versucht nun, das Insekt, welches doppelt so groß ist, als der Kopf des Angreifers, ins Maul zu bringen. Der Brummer schlägt rasend mit den Flügeln und stemmt seine Füße fest gegen den Unterkiefer des kleinen Frechlings, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln seinen Kopf zu befreien suchend. Doch die Echse gibt nicht nach, und plötzlich reißt, durch das gegenseitige gewaltsame Ziehen der Kopf ab, die Fliege schwirrt ohne diesen zum Fenster hinaus und der Räuber verschluckt seinen Beuteteil, den man durch die wasserhelle, gallertartige Haut hindurch, in den Magen gleiten sieht.

Mein Frühstück besteht aus Kaffee, Weißbrot mit Butter und einer Eierspeise, in welcher wohl Fliegen und kleine rote Schwaben eine Beigabe bilden sollen. Ich hielt die Punkte in dem gelben Häufchen auf dem Teller zuerst für kleine Rosinen und wunderte mich natürlich zuerst höchlichst über das sonderbare afrikanische Koch- und Backverfahren, bis mir schauernd die Aufklärung ward. Seine Empfindlichkeit im Essen und Trinken muß hier, wie es scheint, jedermann vor dem Hunger und Durst zurückstellen, denn auch im Brote finden sich massenhaft Insektenbeine sowie -Flügel und -Körper zerstreut, und ohne Unterlaß plumpsen unvorsichtige Fliegen, Mücken, Motten, Ameisen und dergl. mehr in die Getränke.

Auf den Straßen hat sich inzwischen lebhafter Verkehr entwickelt und beim Hinaustreten überblicke ich ein buntbewegtes Bild. Neben den fast nackten Negergestalten aus dem Innern Zentralafrikas, zum Teil gut gebaute Hünenkörper, den europäisch gekleideten, zierlichen Goanesen, Weiße im Gespräch mit arabischen Händlern; schwarze Effendi¹⁾ an der Seite deutscher Unteroffiziere, Indier, Banianen, Syrier, Griechen und Italiener, als Handwerker, Aufseher, Händler oder Dragoman²⁾; Askaris in der schmucken, charakteristischen Khakiuniform, kohlschwarze, grundhäßliche Sudanesenweiber und hellere Suahelibibi³⁾ mit auffallend tadellosen, vollentwickelten Formen. Die ersteren tragen buntfarbige, lange Röcke und Jacken; die letzteren ein figurenreich gemustertes Tuch um die Hüften, ein zweites über Brust und Rücken herum geschlungen; denn so erfordert es die strenge Vorschrift deutscher Kolonialgesetze. Mit einer Hand führen sie eine kleine Mundharmonika an die wulstigen Lippen und entlocken dem Instrument schauerhafte und sich kurz wiederholende Töne. Auf dem hübsch frisierten Kopfe balanziert eine Orange, eine Banane oder ein winziges Päckchen, denn sie wollen zu den Frauen „besserer Leute“ gerechnet werden, und solche tragen keine größeren Lasten, weder auf dem Kopfe noch in der Hand.

Eine Kolonne Schwarzer kommt soeben von dem Hause eines arabischen Händlers. Es sind Karawanenträger und haben vom Viktoria-Nyansa-See je einen bis 80 Pfund schweren Ballen durch die Wildnis auf ihrem Kopfe hierhergeschleppt. Sie sind jetzt abgelohnt worden und warten auf eine Gelegenheit, in ihre Heimat zurückkehren zu können. Einige Suahelidandy gehen an ihnen vorüber und blicken verächtlich auf die waschensi,⁴⁾ stolz ihr Haupt in den Nacken werfend, denn sie gehören zu den „vornehmeren“ Proletariern und sind Europäerdiener. Dafür tragen sie auch „Kleider“. Diese bestehen in einem langen, bis an die Knöchel reichenden Hemd und — der Gentleman ist fertig. Will man noch ein übriges tun, so schafft man sich einen roten oder weißen Fez und Sandalen an, bindet einen fortgeworfenen Papierkragen um den Hals und eine ebensolche Manschette an ein Bein. Dann wird eine Zigarette hinters Ohr ge-

1) Offiziere.

2) Dolmetscher.

3) Mädchen,

4) Verächtlicher Ausdruck anstelle unseres: Hinterrähdler.

steckt, und so ausgestattet, promeniert man, ein winziges Stöckchen schwingend, in der freien Zeit am Hafenstrande und klatscht über die „Herrschaft“, bis kein gutes Haar mehr daran bleibt.

Diese Boys haben sich im engeren Verkehr mit den Europäern ein anmaßendes Benehmen angeeignet und versuchen die Gewohnheiten und das Auftreten ihrer Herren in allen Einzelheiten nachzuahmen. Dazu erlangen sie mit der Zeit eine gewisse Schlauheit und Routine, erledigen gewandt ihre Aufträge und bringen öfters durch ihre verblüffend unverschämten Zumutungen auch ein sonst ruhiges Gemüt aus dem Gleichgewicht. Eine heitere Geschichte aus der reichen Blütenlese Dummerjungenstreiche sei hier als Pröbchen wiedererzählt:

Der weißen Einwohnerschaft, welche sich farbiges Dienstpersonal hält, ist verboten, dieses zu schlagen. Hat nun solch Musterexemplar von Koch oder Putzer irgendwas ausgefressen, so schickt man ihn mit einer entsprechenden Mitteilung zum Bezirksamt, wo der Uebringender nach Feststellung seiner Uebeltat seine Portion Hiebe erhält und Besserung versprechen muß. Wem von den älteren Schlingeln dieser hochnotpeinliche Auftrag schon öfter ward, weiß nun ganz genau, was der Inhalt des Briefes für ihn für unangenehme Folgen hat, und er sucht die Uebergabe desselben soviel als möglich hinauszuschieben. Denn abgeben muß er ihn, oder er verliert seine Stellung, kommt an die Kette und erhält die doppelte Anzahl Streiche. Außerdem wird er auf die schwarze Liste gesetzt und steht gewissermaßen unter Polizeiaufsicht. Das Bezirksamt teilt dem Beschwerdeführenden mit, daß der Fall untersucht, richtig oder unerheblich befunden und das Urteil vollstreckt, andernfalls abgelehnt wurde, damit der Antragsteller weiß, was aus seiner Anzeige geworden ist. Solange also kein Bescheid eingegangen, ist der Auftrag auch nicht ausgeführt, das wissen die geriebenen Subjekte ganz genau, und suchte sich also solch ein kecker Bursche seiner ihm zugedachten Strafe folgendermaßen zu entziehen:

Unterwegs trifft er einen jüngeren, noch unerfahrenen Kollegen, stürzt auf ihn zu und ersucht den Vertrauensseligen, doch schnell den Brief nach der jumbani schauri *) zu tragen, da er es so sehr, sehr eilig hätte, noch so viel Gänge besorgen müßte und vor lauter Abhetzen

*) Gerichtshaus.

schon ganz krank und schwach geworden sei. Auch einen Bakschisch stellt er ihm in Aussicht, sobald er in den Besitz von Mitteln gelangte, und weiß wirklich durch seine Ueberredungskunst den nur noch schwach Zögernden zu dem Botengange zu bewegen. Ahnungslos begibt sich dieser zum Bezirksamt, um den Brief abzugeben, während der Bösewicht schadenfroh davonschleicht.

Doch er hat die Rechnung ohne den Bezirksamt gemacht, der aus dem Schreiben nicht recht klug werden kann und dasselbe kurzerhand mit einer Randbemerkung dem Jungen wieder einhändig und ihm aufgibt, dasselbe seinem bwana zu überbringen. Der Herr des Jungen ist zuerst erstaunt, setzt sich dann aber mit dem richtigen Absender in Verbindung, und die Aussage des Boys bestätigt ihnen, daß der Unschuldige für seine Gefälligkeit beinahe die dem anderen zugedachten Prügel bekommen hätte. Natürlich erhielt der letztere nun wirklich seinen wohlverdienten Denkkettel.

Solche und ähnliche Schlechtigkeiten zählen durchaus nicht zu den Seltenheiten, werden jedoch überwiegend von raffinierten Diebstählen übertroffen, die annähernd den Gaunereien gewerbsmäßiger Spitzbuben gleichkommen. Solche Verbrechen werden nicht nur mit Stockhieben, sondern auch mit Kettenhaft bestraft, und üben diese beiden Maßregeln in Verbindung mit der zwangsweisen, nicht immer gerade angenehmen Tätigkeit unter strenger Aufsicht, in den weitaus meisten Fällen eine abschreckende Wirkung aus. Für manchen alten Sünder bedeutet schon der Hinweis auf die kasi schoma — Kettenarbeit — ein gelindes Grausen, wenn er etwas auf dem Kerbholz zu haben glaubt, und er geht ihr gern aus dem Wege.

Bemerkenswert und auffallend ist es, daß nur bei Europäern gestohlen wird, und die arabischen und indischen Kaufleute dieserhalb sehr selten eine Klage vorzubringen haben. Welcher Beweggrund hier mitspielt, ist nicht recht erklärlich, möglich jedoch, daß die alteingesessenen Händler einen bedeutenderen Einfluß auf die Negerrasse auszuüben vermögen. Diesem Umstande ist es wohl auch zuzuschreiben, daß der vermögende Kaufmann seinen Reichtum offen zur Schau trägt, und was seine Frau und die Kinder, speziell die Mädchen, am Leibe herumschleppen, repräsentiert oft gewaltige Summen. Den armen Kleinen werden beispielsweise die Ohrmuscheln am Rande vielfach — oft zehn- bis zwölfmal — durchstochen und darin silberne und goldene Gehänge befestigt, die mit ihrer Last

das ganze äußere Ohr weit herunterziehen. Um den kleinen, wohlgenährten Körper winden sich unzählgemale Perlenketten, und Arme sowie Beine sind mit unförmlichen dicken Spangen total überladen. Finger und Fußzehen werden mit blitzenden Ringen gespickt, und kann solch bedauernswertes Geschöpfchen, als lebendiger Schmuckständer, sich oftmals nur mit aller Mühe vorwärtsbewegen.

Ueberhaupt sind die Orientalen durchweg äußerst prachtliebend und geizen nicht mit dem Pomp bei allen sich bietenden Gelegenheiten, wenn sie es sich leisten können. Dementsprechend ist auch das Auftreten des Bürgermeisters von Dar-es-Salaam, der mit seinem glänzenden Gefolge soeben seinen Palast verläßt, um sich zur Schauri¹⁾ zu begeben. Angetan mit kostbarem Kaftan, einem breiten, rotseidenen Tuche als Gürtel, in welchem ein edelsteinfunkelnder Dolch steckt, schreitet er langsam, stolz erhobenen Hauptes, welches ein Turban mit Diamantagraffe bedeckt, daher, um gemessen den Gruß der ehrerbietig zurückweichenden Menge mit einem salaam²⁾ zu erwidern. Seine juwelenblitzenden Finger schmücken lange, glänzend polierte und rotgefärbte Nägel, das Zeichen der Vornehmheit. Wohlverstanden ist dies das Stadtoberhaupt der farbigen Bevölkerung und wird mit seinen Beisitzern, gutsituierten Arabern, nur zu den Verhandlungen herangezogen, wenn es sich um Eingeboreneninteressen handelt.

Der tiefe Klang einer goma³⁾ läßt mich zurückblicken, und da zieht aus dem Busch, in langen Schlangenwindungen, eine unübersehbare Karawane hervor, um mit durchdringendem Geschrei, Pfeifen, Juchzen und Trommeln nach dem Zollhause zu ziehen, und die Lasten hier in einem Riesenstapel zu vereinigen. Seltsame Gegenstände sind es durchweg, was da als Handelsartikel zusammengetragen wird; lebende und tote Waren. Zu gigantischen Elefantenzähnen, die von sechs Männern keuchend dahergeschleppt werden, gesellen sich Affen, junge Löwen und Leoparden. Neben fürchterlichen Büffelhörnern erscheint zierlicher Kopfschmuck von Antilopen, Steinböcken und Gazellen. Wuchtige Nashörner wechseln mit Straußfedern, Giraffenfelle mit Krokodil- und Schlangenhäuten. Auch Kokosfaserseile, Matten, Geschirr, Ebenholz, Früchte und Kräuter, Waffen und Instrumente,

1) Beratung.

2) Friede sei mit Dir.

3) Große Trommel.

lebendes Vieh, seltene Vögel, Stachelschweine und dazwischen ein grunzendes, quiekendes Nashorn, von zwei Schwarzen an Stricken herbeigezerrt. Es scheint ein Zug ohne Ende zu sein, denn immer noch mehr Leute speit der Busch, immer größer und reichhaltiger wird der Stapel, dazu kommen die Karawanenführer in phantastischem Aufputz und Scharen von bewaffneten Begleitern.

Aber auch Unbeteiligte haben sich dem Zuge angeschlossen, um nur in dessen Gesellschaft und durch diesen geschützt, den Küstenort zu erreichen. Eingeborene aus der näheren Umgebung, die ihre Früchte und sonstige Naturprodukte hier verkaufen oder eintauschen wollen, reisende Händler und nicht zuguterletzt ein Mediziner der Wanguruzungu, der den *wazungu*¹⁾ seine Künste gegen Entgelt vorzuführen sich bemüht. Phantastisch aufgeputzt, mit gräßlicher Larve versehen und mit Tierfellen behangen, macht der riesengroße Kerl einen schauerlichen Eindruck, wie er da in wilden, grotesken Sprüngen den Boden stampft, dazu gleichzeitig heult, singt, pfeift, klatscht und zischend pfaucht, bis ihm der Schaum vor dem Munde steht. Kaum ist er weitergegangen, als ihn ein Schlangenbeschwörer ablöst. An einer Stange hängt an jedem Ende ein runder Korb, mit einem Deckel verschlossen. Diese Bürde setzt er von der Schulter auf den Boden, hockt sich davor nieder und bläst auf einer Doppelflöte eine Melodie, deren einige Dutzend verschiedene Töne sich immer wiederholen. Nach einer kleinen Weile öffnet sich der Deckel eines Korbes, kurz darauf der andere, und einige der so gefährlichen, ungemein giftigen Kobraschlangen stecken ihre dreieckigen Köpfe heraus, um heftig züngelnd die faszinierenden kleinen Augen umherschweifen zu lassen. Allmählich stecken sie den ganzen Oberkörper heraus, machen, scheinbar wenigstens, nach dem Takt der Musik, windende, hüpfende Bewegungen und verschwinden plötzlich wieder in ihren Behältern, sowie die Musik aufhört.

Es ist ermüdend, all diesem Treiben auf den Straßen längere Zeit zuzuschauen, und der aufgewirbelte Staub, sowie die brütende Glühhitze hat den Gaumen gedörret, so daß ich in Anbetracht dessen meinem inneren Menschen auch zu einer Auffrischung verhelfen muß.

Im Restaurationszimmer des Hotels empfängt mich ein Gewirr von hundert verschiedenen Sprachen. Der „General“ ist von der

¹⁾ Europäer.

Westküste zum Kap der guten Hoffnung hier eingetroffen und hat Touristen aller Länder abgesetzt. Der Postdampfer aus Bombay hat neue indische und arabische Ansiedler herübergeschafft, und ein Segler mit Pulver und Schießmunition befrachtet, ist soeben eingelaufen und hat Anker geworfen. Dazu haben sich englische Beamte und Kaufleute aus Zanzibar zum Besuche gesellt, und somit flutet ein Verkehr wie in einer Großstadtkneipe.

Ich bestelle mir eine übliche Brandy Soda. Doch das Zeug ist lauwarm und von widerlichem Geschmack. Bier und Wein sind fast ungenießbar, weil diese Getränke nicht genügend gekühlt werden können, und erzeugen deshalb ein noch größeres Brennen im Halse. Dazu die Preise — höher als in einem Badeorte, und man kann bei einem längeren Aufenthalt nur ruhig den Konkurs anmelden, denn bei diesen gewaltigen Kosten und dem Durst, den Staub, Hitze und der Anblick des Meeres erzeugt, trinkt man sich hier tatsächlich arm.

Das Negerviertel ist von der eigentlichen Europäerstadt getrennt und bildet eine Hüttenkolonie für sich. Breite, gerade und saubere Straßen durchschneiden dieselbe nach allen Richtungen, und in der Mitte, auf einem freien, übersichtlich angelegten Platze befindet sich die Markthalle, ein umfangreicher, luftiger Holzbau. Hier werden an hunderten von vollbesetzten Ständen die unglaublichsten Waren ausboten, und meist sind es Dinge, die nur ein Negerherz erfreuen können.

Ein durchdringender, penetranter Geruch schwebt über der ganzen Ausstellung, die zahlreich besucht ist und gute Geschäfte macht. In unserem Sinne kann begreiflicher Weise der Gewinn kein glänzender sein, denn es regnet meist nur Kupferstücke, diese jedoch in enormen Mengen. Viel begehrt sind kleine, etwa drei Kubikzentimeter haltende Würfel von Haifischfleisch, welche zu den Reisspeisen von den Eingeborenen als Delikatesse verzehrt werden. Kleinere Haifische, im Indischen Ozean von arabischen gewerbsmäßigen Fischern an den Küsten gefangen, werden in zwei Hälften zerlegt, von den Knorpeln befreit und in der Sonne getrocknet und gedörrt. Nach dem Trockenwerden schichtet man sie zu Stapeln auf, und der Handelsartikel harret seiner Abnehmer. Man kann sich nun einen Begriff machen, was dieses halbverfaulte Fleisch, von der Tropensonne beschienen, für ein Parfüm ausströmt, und dürfte dieser Umstand den Widerwillen erklären, den ein Weißer empfindet, wenn er sich einem

mit diesem Stoffe angehäuften Verkaufsladen nähert. Man macht deshalb gewöhnlich auch einen ausgedehnten Umweg, wenn man sich durch den in der Nähe eingesogenen Geruch nicht den Appetit verderben will.

Die Askari rekrutieren sich aus Abessiniern, Sudanesen und Kaffern. Vereinzelt treten nur Suahelineger in die Truppe, und Eingeborene aus dem Hinterlande sind bis jetzt noch nicht zu gebrauchen gewesen. Die Soldaten, zum größten Teil verheiratet, wohnen außerhalb, in Hütten, da sie zu einem geschlossenen Zusammenwohnen in Kasernen nicht zu bewegen sind. Nur die Wache hat die Boma — ein massiger, festungsähnlicher Bau — besetzt, und dient der Festungshof zugleich als Exerzierplatz.

Heute ist eine Abteilung von langem Marsche, nach mehreren siegreich gelieferten Gefechten zurückgekehrt und hat ihre Wohnungen wieder bezogen. Viele fehlen; sie sind als Helden gefallen und ihre Leichen an Ort und Stelle beerdigt. Die verwaisten Frauen und Kinder stimmen in ein gräßliches Klagegeheul mit ein, das die Kameraden den Toten als Abschied weihen. Die Weiber umschlingen sich zu Zweien und schreiten langsam und taumelnd durch die Straßen der Stadt, in herzzerreißendem Wehklagen die Tugenden und guten, tapferen Taten der Dahingegangenen hervorhebend und ihm ein Freudenleben im Paradiese verheißend. Das Haupt mit Tüchern verhüllt und schaurige, unartikulierte Laute ausstoßend, erwecken sie in ihrem zertrauten, zerfetzten Zustande, blutend von Kratzwunden, den Eindruck von Erinnyen, die gräßliche Racheschwüre zum Himmel emporschreien.

Inzwischen wird auf einem freien Platze, vor den Soldatenhütten das Siegesfest gefeiert. Die eigenartigen Trommeln, in verschiedenen Abtönungen, im Dreitakt bearbeitet, erzeugen weithallenden Klang, und um ein großes Feuer stampfen einige hundert nackte Füße gleichmäßig den Boden, mit wildem Geschrei die eroberten Beutestücke schwingend. Gräßliche Larven und Kopfputz, Lanzen, Bogen und Pfeile, Schilde von Giraffenhaut, vergiftete Speere und Tierfelle, Schmuck und Zierat, Gebrauchsgegenstände aller Art, welche den Gefallenen abgenommen wurden, sind den Tapferen als Beute überlassen und werden jetzt triumphierend präsentiert. Beigesellt werden dem Männergebrüll langgezogene helle Triller aus Frauenkehlen, und das wüste Toben schallt unheimlich zur Stadt hinüber, während die phan-

tastisch aufgeputzten Gestalten grell vom Feuer beleuchtet werden. Dazu kreisen gewichtige Humpen mit der üblichen pembe¹⁾ gefüllt, und bald hat nach dem Genuß des berauschenden Getränkes der Höllenspektakel seinen Höhepunkt erreicht.

Man läßt sie austoben in ihrem Siegesrausch, denn während der nächsten Schlacht erinnern sie sich an dieses Freudenfest, und im Vorgefühl desselben werden sie ebenso wuchtig dreinschlagen, wie bisher, um das ihrige zum endgültigen Siege beizutragen. Man weiß auch, daß diese feier- und kampfgewöhnten Leute nur einiger Stunden der völligen Ruhe bedürfen, um andern Tages wieder frisch und gestärkt zum Dienst anzutreten. Die Hauptwirkung dazu bildet natürlicherweise die strengste Manneszucht, welche auch im tropischen Afrika von der Militärbehörde allen Ernstes ausgeübt wird. Vergehen gegen die Disziplin werden mit empfindlichen Prügelstrafen geahndet, und fünfzig „pfeifende“ Hiebe mit der Nilpferdpeitsche, von der nervigen Hand eines hünenhaften mombascha ausgeteilt, sind ein nicht zu verachtendes Zuchtmittel.

Diese Strafe mag vielleicht grausam erscheinen, und in unserem humanen Zeitalter empörend, doch wenn man bedenkt, daß man in der Heimat dieser Leute außer der grauenhaften Hinrichtung nur noch die Bastonnade als Urteil kennt, so ist es erklärlich, daß eine Arreststrafe bei diesen blutgewöhnten Menschen ohne jegliche Wirkung bliebe. Angewandt wird die letztere nur bei schwarzen Gefreiten und Chargierten, um einen Unterschied zu bilden, der zugleich ein Ansporn sein soll.

Die erste Rast nach längerem Marsche. Ich hatte die frühen Morgenstunden gewählt, um ein gut Teil des Weges in der erquickenden Kühle zurücklegen zu können. Die Straße bildet ein schmaler Fußpfad, von den nackten Sohlen der Eingeborenen teilweise geglättet, und der sich in Schlangenwindungen durch übermannshohes Gras,

¹⁾ Eine Art Meth.

Dornen und Unkraut, über Geröll und durch Sümpfe nach den Pugu-Bergen hinzieht. Myriaden Tautropfen an den Gräsern glänzen im Sonnenlichte wie Diamanten, doch durchnässen sie beim Hindurchwinden die Kleider bald bis auf die Haut, so daß diese wie Lappen um den Körper herumklatschen. Fußdicke Dornenbäume wechseln mit Malvaceen und wildwachsenden Fächerpalmen; Ebenholzgestrüpp mit Tomatensträuchern, Ricinusstauden und Pfefferpflanzen; Drachen- und Gummibäume stehen vereinzelt, und Kokospalmen nur hin und wieder eine Anzahl um eine Negerschamba.¹⁾ Ueber allem brüdet ein erstickender Duft, und geheimnisvolle Töne lassen mich nach allen Seiten gespannt aufhorchen.

Einen freien Ueberblick verhindert das bisweilen drei Meter hohe, dichtstehende Gras, doch die Bewegungen in demselben und das furchenartige Niederdrücken an verschiedenen Stellen bezeigen die Fährtenteilender Tiere. Hoch im Aether kreisen trägen Flügelschläges einige Adler und Geier, jenes piffähnliche Geschrei ausstoßend, während große Käfer und buntschillernde Schmetterlinge um mich herumflattern.

Und über allem die flimmernde, glühende Luft, der entsetzliche Dunst, der aus den feuchten Niederungen aufsteigt und alles in drückendes, bewegungsloses Schweigen hüllt, so daß es das freie Atmen behindert.

Aus diesem Grunde sind denn auch die soeben erst von der Tautau-nässe getrockneten Kleider vom Schweiß gesättigt, und der ausströmende Geruch hat ungezählte Fliegenschwärme angelockt, welche mich auf das gräßlichste peinigen. Nicht nur auf Hände und Gesicht, in Hals und Ohren, sondern auch an den Augenwinkeln setzen sich Dutzende dieser beweglichen Insekten fest und lassen sich durch nichts fortbringen. Ununterbrochen wische ich mit dem Tuche die aufdringlichen Quälgeister ab, doch immer neue Scharen ersetzen die Verscheuchten und zum Teil Zerdrückten. Dazu gesellen sich dunkle Massen dieser ekelhaften Stechmücken, schon bei der bloßen Berührung den giftigen Stachel in die Haut bohrend, so daß schon in kurzer Frist die Gesamtoberfläche des Körpers in ein schmerzendes, juckendes, brennendes und beulenbedecktes Chaos verwandelt ist.

¹⁾ Farm.

Während der Rast ist mein Sitzplatz von einer lebenden, schwarzen Wolke eingehüllt, und das Schwirren und Summen steigert sich bis zur Unerträglichkeit. Das blutdürstige Geschmeiß erneuert immer wütender seine Angriffe, und alles Scheuchen, sowie der ausgiebigste Tabaksqualm haben einen nur negativen Erfolg; denn die Wolke wankt und weicht nicht, sondern schwirrt immer unsinniger durcheinander, so daß ich es nimmer aushalten kann und aufbreche.

Die Muskeln der Oberschenkel, des Marschierens noch ungewohnt, dehnen sich nur in schmerzhaftem, dumpfen Ziehen, und unwillkürlich hinkend, werden die ersten hundert Schritte zurückgelegt, bis die Elastizität wiedergekehrt ist. Doch auch die Füße brennen qualvoll, und der saure Schweiß hat die Haut zwischen den Zehen aufgelöst, was einen schauerhaften Schmerz bei jedem Schritte verursacht. Auch etwas anderes erweckt ein scheußliches Stechen an den Zehen, so daß ich mich niedersetzen und die Bekleidung entfernen muß, um die Ursache zu ergründen.

Einige Zehen sind geschwollen und stellenweise unter den Nägeln gerötet. Ein kleiner schwarzer Punkt darin läßt mich annehmen, daß es Holzsplitter sind, die in die Haut eingedrungen, und mit einer Nadel will ich sie entfernen. Doch da entdeckte ich, daß einige der so berüchtigten Erdflöhe sich zwischen Fleisch und Nagel eingebohrert haben und nur noch wenig mit dem Körper herauslugen. Es war also die höchste Zeit, daß ich die Schmarotzer erwische, denn wenn diese, meist weiblichen, Blutsauger sich erst vollständig unter die Haut gefressen und dort ihre Eier abgelegt haben, so entstehen äußerst schmerzhaft, eiterige Beulen, die nur auf operativem Wege entfernt werden können.

Inzwischen ist die Sonne immer höher zum Zenith emporgestiegen und brennt unbarmherzig auf Kopf und Rücken herunter. Kehle und Gaumen ist ausgedörret, und ein peiniger Durst macht sich aufs äußerste fühlbar. Das Gras hat sich gelichtet und macht steinigem Boden Platz, doch das Geröll und die Unebenheiten verursachen neues Unbehagen, und wenn ich mit den wunden Füßen gegen Vorsprünge oder lose Steine stoße, so zuckt ein Wehgefühl durch meinen ganzen Körper, welches sich sogar den Gehirnnerven mitzuteilen scheint. In den Schläfen hämmert es und siedet, und die Schädeldecke scheint wie ein Deckel von einem dampfenden Gefäß abspringen zu wollen. Die Spannung der Sehnen und Muskeln läßt nach; der Atem kommt

nur noch trocken und keuchend aus den überanstrengten Lungen, eine Mattigkeit überfällt mich, der ich nicht widerstehen kann, und kaum besitze ich noch Energie genug, dieses sich wie wahnsinnig gebärdende Mücken- und Fliegenvolk abzuwehren.

Total erschöpft, strebe ich auf einen mir kühlenden Schatten zuwinkenden Affenbrotbaum zu, der etwas abseits des Weges steht, und will mich soeben am Fuße des Riesen atemlos niederwerfen, als ein Rascheln in dem Gezweige mich erschreckt aufsehen läßt. Blitzschnell sind jedoch hier einige jener äußerst giftigen, grünen Baumschlangen zwischen den dichten Blättern verschwunden und auch trotz eifrigen Spähens von allen Seiten keine Spur mehr von ihnen zu entdecken. Gerne hätte ich, von Zorn über diese Störung gepackt, einige dieser unheimlichen Reptile heruntergeknallt, um mich für die Frechheit ihres Daseins zu rächen, doch von dem grünen Laub hebt sich die grasgrüne Farbe der Schlangenleiber zu wenig ab, und unnütz verpufft ein Jäger nicht gerne seinen Patronenvorrat. Also hier ist meines Bleibens nicht und mühsam schleppe ich mich zu einer etwa 300 Meter entfernten Fächerpalme, um mich hier, ohne aufzublicken, zu lagern.

Tiefe Ruhe ringsumher. Kein Lüftchen regt sich; nur das Geräusch der Insektenflügel vernimmt mein Ohr, und nachdem ich einige Zweige der Palme abgehauen, diese über mich gedeckt und meinen Körper in eine bequeme Lage gebracht habe, bin ich, da ich von den kleinen Wüterichen nicht mehr so sehr gepeinigt werde, bald sanft entschlummert.

Die Sonne hat den Halbkreis zu zwei Dritteln überschritten, als ich gestärkt erwache und mich aufrichte. Jetzt macht sich auch der Hunger bemerkbar, den ich vordem bei dem brennenden Durste nicht verspürte, und eilig suche ich aus meiner Jagdtasche etwas kaltes Fleisch, Brot und einige Früchte, was alles trefflich mundet. Ein herzhafter Schluck Kognak beschließt das Mahl, und sofort bin ich wieder reisefertig, um meinen Marsch fortzusetzen.

Es ist immer noch erstickend heiß, doch ein leiser Luftzug bringt ab und zu einige Linderung, so daß ich es schon etwas erträglicher finde. Vor mir breitet sich der Busch. Vorerst geht es noch auf deutlich sichtbaren Pfaden, doch nach einer Stunde der Wanderung hemmt dichterstehendes Wirrsal den eilenden Schritt, und der begehbare Weg wird fortwährend durch Hindernisse unterbrochen. Bald versperren undurchdringliche Dornen den freien Durchgang, so daß

ich, auf allen Vieren kriechend, eine Strecke zurücklegen muß, dann bilden tiefe Wassertümpel und riesige Felsblöcke ein schwer zu überwindendes Hindernis, bis mit einemmal, nachdem ich einen ungemein festverwachsenen Dornenbusch umgangen, die Wegspur ganz aufhört.

Verblüfft stehe ich da und blicke im Kreise umher. Dies kann doch unmöglich die uralte Karawanenstraße nach Kilossa sein, denn hier in diesem Gewirr von dichtverwachsenen, zähen Knüppelstauden könnten keine Träger mit ihren Lasten durchkommen. Auch war der bisherige Weg zu wenig begangen; ich war unbegreiflicherweise noch niemandem begegnet, wo doch die Hauptverkehrsader sonst ungemein belebt sein sollte. Doch was tun? Sollte ich wieder umkehren? Das war unangenehm und hätte erst recht keinen Zweck, da ich vor Einbruch der Nacht doch kein Unterkommen mehr erreicht hätte. Doch irgendwo mußten doch Menschen hier hausen, und der Busch eine Grenze haben, die ich überschreiten konnte, um mich zu orientieren.

Ich fasse also die genaue Richtung der Sonne, um keinen Kreis zu schlagen, und dringe vorwärts. Es ist ein mühseliges Beginnen, denn immer wilder wird die Umgebung, und nur unter Zuhilfenahme meines langen Jagdmessers, mit dem ich verwachsene Zweige und Schlinggewächse durchschneide, ist es mir überhaupt möglich, langsam vorwärts zu kommen.

Schweißgebadet und zerschunden habe ich kaum einen Kilometer zurückgelegt, als die Sonne schon stark im Sinken begriffen ist. Ich bleibe verschnaufend stehen und überlege: Noch ist es hell genug, ein bequemes Plätzchen zum Uebernachten ausfindig zu machen; ich müßte mir dann eine kleine Schutzhütte bauen und etwa ein Feuerchen anzünden, das ich die Nacht über wegen des Ungeziefers unterhielt. Geschlafen hatte ich ja, und auch noch einen kleinen Eßvorrat in der Jagdtasche. Auch eine Wasserpfütze hatte ich in der Nähe gesehen, konnte mir also sogar einen Kaffee brauen, denn diesen hatte ich vorsichtshalber nebst etwas Zucker und einem kleinen Aluminiumgesehen, konnte mir also sogar einen Kaffeebrauen, denn diesen hatte ich vorsichtshalber nebst etwas Zucker und einen kleinen Aluminiumtopf mitgenommen.

Während ich so unbeweglich stehe und nachsinne, knackt es nicht weit von mir in dem dichten Gestrüpp, und in demselben Moment bin ich auch schon geräuschlos zu Boden gesunken und habe die Büchse

schußbereit vor mich hingehalten. Da knackt es wiederum, ein mehrfaches Knistern und Rauschen folgt, und, ehe ich noch recht den richtigen Platz erspäht, von wo das Geräusch herüberdringt, eilt, für meine Büchse nicht mehr mit Sicherheit erreichbar, eine Antilope in flüchtigen Sätzen davon.

Erstaunt lausche ich dem sich entfernenden Geräusch nach und lasse meine Büchse sinken. Das Tier hatte mich nicht gesehen, sondern gewittert. Folglich mußte ich mich auf der Windseite befinden. Und wohin es wollte, war mir auch klar; jedenfalls zu der Wasserstelle, die ich vorhin ebenfalls durch das Unterholz hatte schimmern sehen. Nun war mein Jagdeifer erweckt, und vorsichtig pürsche ich mich in einem großen Umweg an die entgegengesetzte Seite des Pfuhls, suche mir einen bequemen Platz, von wo ich das ganze Becken übersehen und bestreichen kann, und richte mir aus abgeschnittenen Zweigen ein kleines Schutzdach her, welches den in jeder Morgenfrühe fallenden Tau auffangen sollte. Dann streckte ich mich nieder.

Mit dem Kaffeekochen war es nun vorbei, denn wenn ich Feuer anzündete, verscheuchte ich jegliches Wild. Noch nicht einmal rauchen durfte ich, oder mich heftig bewegen, und konnte also nur, mit einem Zweige hin- und herschwenkend, die mich umschwärmenden Insekten abwehren.

Inzwischen ist es völlig dunkel geworden. Leuchtkäfer fliegen massenhaft auf, Ameisen kribbeln zu Hunderten auf mir herum, und ein Zischeln und Rascheln im gefallenem Laube verrät mir das Eilen von Ratten und Mäusen, sowie ihrer Verfolger, der behenden Schlangen. Ab und zu knackt es im Busch, und einige dunkle Schatten bewegen sich lautlos um mich herum; offenbar Leoparden und Füchse, die ebenfalls ihre erhoffte Beute am Wassertümpel beschleichen wollen und sich durch mich gestört finden. Gerne hätte ich dem Raubzeug eins auf den Pelz gebrannt, doch dann wäre infolge des Knalles auch kein anderes Tier in meine Nähe gekommen, und ich hätte mich die Nacht über umsonst hier von den Moskitos halb aufessen lassen, deren Anzahl stetig zu- anstatt abnahm.

Nach einigen Stunden ging der Mond auf, und es wurde angenehmer. Einesteils fühlt sich der Mensch bei Beleuchtung behaglicher als im Dunkeln, dann aber auch kommt es mir vor, als ob die Mücken ebenfalls durch das Licht angezogen werden und von ihrem Opfer —

wenigstens teilweise — ablassen. Nun kann ich bei dem hellen Scheine auch meine Umgebung bis in alle Einzelheiten beobachten, kann das Korn auf meinem Gewehr prüfen und brauche nicht mehr so angestrengt zu lauschen, was auch ermüdet.

Es ist eine lange Nacht, die man in solcher Einsamkeit empfindet. Wenn es sich auch verbietet, auf dem Anstande zu sprechen, so ist es doch ein angenehmeres Gefühl, einen Mitmenschen neben sich zu haben, der eine etwaige Gefahr abzuwehren, in jeder Beziehung unterstützen würde. Andererseits fühlt man sich jedoch auch durch dessen Gegenwart behindert, in seiner freien Bewegung gehemmt, was wiederum in der Wildnis unter Umständen von erheblichen Nachteilen begleitet sein kann.

Doch auch eine Nacht geht vorüber. Ich habe soeben wieder nach der Uhr gesehen, und die Zeiger weisen auf halb fünf. Noch ist es anderthalb Stunden vor Tag, doch um diese Zeit fängt das Wild gewöhnlich an zu wechseln. Ich habe einige Zweige so um mich herumgelegt, daß ich fast versteckt bin und halte die Doppelflinte, mit je einer Kugel- und Schrotpatrone geladen, bequem vor mich hin. — Da knackt es im Busch — noch einmal — ein zierlicher Kopf lugt durch das Gezweig — windet — ich erhebe schon den Gewehrlauf — da plötzlich reißt das Tier den Kopf zurück, und rauschend schlagen die Stauden hinter ihm zusammen.

Der Vorgang ist mir zuerst unerklärlich, dann dämmert es mir doch: Ich hatte vorhin die dunklen Schatten bemerkt und glaubte die Räuber verschwunden. Doch diese hatten sich nur aus meiner nächsten Nähe entfernt, um, genau so wie ich, den Morgen abzuwarten, und dann das zur Tränke gehende Wild zu überfallen. Ein Leopard hatte mir also wohl soeben den Vorrang abgelauten; das war allerdings beschämend für mich, doch ich konnte mich mit dem Gedanken trösten, daß ich in Afrika ein Neuling war, während jener sich schon eine größere Routine angeeignet hatte.

Ich sitze also in Gedanken und hätte fast noch einen größeren Bock geschossen, denn dicht vor mir, im hellen Mondschein, steht groß und breit, durch das silberne Licht vergrößert, ein zierlicher Steinbock und äugt von der Seite genau nach meinem Platze hin. Offenbar mußte ihm dort wohl etwas nicht recht richtig vorgekommen sein, oder ich hatte mich vielleicht bewegt. Doch ich wagte jetzt nicht, meine Büchse zu erheben, denn schneller, als dies geschehen

konnte, wäre er von dannen gesaut. Es schien jedoch, als ob er sich wieder beruhigt hatte, als alles still und unbeweglich blieb; denn er wandte den Kopf und trat langsam zum Wasser. Diesen Moment und den günstigen Stand des Körpers benutzte ich schnell, um die Büchse zu erheben, das Blatt aufs Korn zu nehmen und den Kugellauf abzdrukken. Mit dem Knall zugleich ein mächtiger Satz, dem ein Aufschlagen folgte, und nur noch einigemal mit den Läufen schlagend, streckte sich der Körper und fiel auf die Seite.

Nach dem Schusse wollte ich aufspringen, um meiner Beute noch schnell den Fang zu geben, doch stöhnend sank ich zurück. Mein Körper war wie mit Keulen zerschlagen, und nur mit aller Anstrengung vermochte ich mich aufzurichten, und, langsam hinkend, die Stelle aufzusuchen, wo der Bock zusammengebrochen war.

Mühevoll brach ich ihn auf, ließ ihn ausbluten und machte mich daran, ein Feuer anzuzünden. Jetzt brauchte ich ja keine Rücksicht mehr zu nehmen, denn ich hatte übergenug, und ohne Veranlassung knallt ein Jäger kein Wild nieder; höchstens Raubzeug; und dieses mochte der Schuß wohl vertrieben haben.

Mit dem Feuermachen war es aber auch so eine eigenartige Sache. Das grüne Holz wollte nicht anbrennen, und von all dem Blasen und dem beißenden Qualm war ich schon ganz dumpf im Kopfe geworden. Erst nachdem ich mir mit großer Umständlichkeit einen Haufen trockener Reiser zusammengesucht hatte, brachte ich endlich eine Lohe zustande, und in dieser Glut fingen auch die stärkeren Aeste Feuer, so daß es lustig knisterte und knallte.

Zuerst hole ich mir Wasser aus dem Tümpel und lasse es kochen, um einen Kaffee zu brauen. Dieser erfrischt mich ungemein, und ein Schluck Kognak erweckt wieder die übrigen Lebensgeister. Dann kommt eine Keule des Wildes an die Reihe und wird über dem Feuer gebraten. Behaglich schneidend und kauend überlege ich soeben, wie ich die übrigen Teile des Wildes fortschaffen soll, als Stimmen an mein Ohr dringen und nach dem Knacken und Rauschen im Buschwerk sich die Zweige teilen, um zwei Neger hervortreten zu lassen.

Nach dem üblichen: „Jambo sana bwana“¹⁾ fangen sie auch sofort an zu betteln. „N'dschahsana, bwana m'kuba, n'dschahsana!“²⁾ Ich

¹⁾ Guten Tag, Herr.

²⁾ Großer Hunger, hoher Herr.

bleibe jedoch möglichst gleichgültig, trotzdem mir das Herz hüpfte vor Freude, denn die Kerle kommen mir gerade wie gerufen. Sie haben jedenfalls den Schuß gehört und richtig vermutet, daß ein weißer Jäger in der Nähe sei, waren dem Schalle gefolgt, hatten den Rauch erspührt und hofften hier, ihren Anteil — meist dreht es sich in der Hauptsache um die Eingeweide — zu erhalten. Daß ich mich verirrt hatte, durfte ich beileibe nicht verraten, das hätte mich in ihren Augen herabgewürdigt, denn wie konnte sich, nach ihrer Meinung, ein Mensch hier in dem schönen Busch irren, wo jeder Baum und jedes Geäst anders aussah, also ein vorzügliches Merkmal abgab. —

Ich tat also, als ob ich einzig deswegen hergekommen sei, um mir diesen Steinbock zu holen und fragte so beiläufig, ob sie mir das Fleisch nach der Schamba — ich nannte einen beliebigen Namen — hintragen würden, wofür ich ihnen dann die Eingeweide überlassen wollte. Den Namen kannten sie natürlich nicht und blickten mich verwundert an. Dann sagte der eine: „Meinst du etwa die Schamba Karasi?“ „Ja, ja, die meine ich,“ antwortete ich schnell, „ich habe nur den Namen verwechselt!“ Jawohl, das wollten sie sogleich. Doch damit war mir nicht gedient, ich mußte das Ganze zum nächsten Dorfe geschafft haben, wo ich zu übernachten beabsichtigte, und von welchem aus ich den Weg nach dem mir vorgesteckten Ziel, der Kaffeeplantage B., erreichen konnte. Hätte ich den Leuten jedoch sofort das Ziel genannt, so würden sie mich einfach garnicht begriffen haben, und ich mußte ihnen erst ein Langes und Breites auseinandersetzen, aus welchem Grunde und weshalb ich nicht einfach an Ort und Stelle so lange wartete, bis der Steinbock verzehrt sei, und dergleichen mehr. Denn einmal ist der Neger sehr neugierig, dann begreift er weiter erst nur nach langatmigen, genauen und ausführlichen Details und dann hätte man mich andernfalls auch für verrückt gehalten, daß ich nach der Plantage gehen und arbeiten wolle, wo ich mir doch auf einfache Weise soviel Fleisch beschaffen könne.

Ich sprach also ruhig und vorsichtig weiter: „Ja, und dann ist in der Nähe von Karasi noch eine Schamba von einem raffiki jango, ¹⁾ dem ich ein Stück Fleisch abgeben will!“ Das leuchtete ihnen ebenfalls ein, hauptsächlich, als ich ihnen auch noch die Läufe des Wildes zusicherte. „Cwallah bwana, wir tragen die Last auch dorthin!“

¹⁾ Mein Freund.

mir Geld dafür gibt, denn ich muß mir neues Pulver kaufen. Wenn „Gut,“ sprach ich weiter, „dann möchte ich das Fell und Gehörn gerne verkaufen, und zwar wohnt in mohorro ein arabischer Kaufmann, der ihr bis dahin mitkommt, so gebe ich noch den Kopf dazu!“ „Maha! bwana, kasi motto, kasi sana! ¹⁾ Gieb uns dann wenigstens noch jedem zwei pesa ²⁾ dazu, damit wir uns bei dem Kaufmann etwas fordern können!“ „Was wollt ihr euch denn kaufen?“ fragte ich. „Nun, Tabak, Herr; Tabak haben wir schon zwei Jahre lang nicht mehr geraucht!“ erwiderten sie eifrig. Wie lang nun bei ihnen miaka nibili ³⁾ sei, sagten sie zwar nicht; ich durfte aber mit Bestimmtheit annehmen, daß sie heute morgen schon geraucht hätten. Trotzdem sagte ich zu und versprach ihnen sogar drei pesa, wenn sie mich so schnell als möglich nach mohorro begleiten würden.

Das Fleisch wurde also zusammengepackt, an eine Stange gebunden, und die Schwarzen, jeder ein Ende derselben auf dem Kopfe, schritten schwatzend und lachend voran, während ich mühsam folgte. Bald lichtete sich auch der Busch, und wir schritten wieder durch hohes Gras, das über und hinter uns zusammenschlug. Am Stande der Sonne erkannte ich, daß wir fast nach Nordwest marschierten; ich mußte also einen Umweg von einigen Kilometern gemacht haben, der wieder einzuholen war.

Um zehn Uhr erreichten wir die Schamba Karasi und machten Rast. Ich kannte weder die Farm, noch den Besitzer, und zu meiner freudigen Ueberraschung war außer einigen alten Weibern auch niemand zu Hause. Ich schlug also vor, damit wir nicht noch einen weiteren Umweg zu machen brauchten, sogleich den Weg nach mohorro einzuschlagen, denn, sagte ich, ist mein Freund schließlich auch vom Hause abwesend, und ich weiß dann nicht, ob ihm das Fleisch gefällt, ob es ihm nicht in der Zwischenzeit gestohlen wird, und dann brauchten sie auch einen nur minder weiten Weg zu machen, erhielten aber trotzdem das ihnen Versprochene. Das war ihnen recht und auch ganz plausibel, darum nahmen sie ihre Last wieder auf, und wir setzten den Weg nach dem Dorfe fort, das wir auch gegen Mittag erreichten.

Es ist ein überaus komischer Anblick, wenn ein Weißer ein Neger-

¹⁾ O weh, Herr, heiße Arbeit, schwere Arbeit!

²⁾ 1½ Pfennige.

³⁾ Zwei Jahre.

dorf betritt. Ebenso wie bei uns die kleinen Kinder den „schwarzen Mann“ so sehr fürchten, erschrecken die kleinen Schwarzen, wenn sie einen Europäer erblicken. Mit lautem Geschrei eilen sie in ihre Hütten und verstecken sich dort in dem äußersten Winkel, wo sie trotz aller Lockrufe nicht zu bewegen sind, hervorzukommen.

Der Jumbo¹⁾ tritt mir entgegen, entbietet mir seinen Gruß und fragt nach meinem Begehre. Als er meinen Wunsch, im Dorfe übernachten zu wollen, erfährt, eilt er zurück, um eine Hütte ausräumen zu lassen und zu säubern. Währenddem habe ich mich zu dem Kaufmann begeben, für das Fell und Gehörn ein Huhn, eine Maß Reis und einige Eier eingehandelt, während ich mir die zweite Keule des Steinbocks räuchern lasse und dem Jumben für seine Bemühungen den Fleischrest überlasse. Die beiden Träger sind mit ihrem Anteil nach ihrer Wohnstätte zurückgeeilt, nachdem sich jeder für die drei Pesa — Haifischwürfel gekauft hat. Diese Delikatesse scheint also sogar noch den Tabaksgenuß zu überwiegen.

Nachdem ich mich an Reis, Hühnerfleisch und Steinbockskeule gesättigt, einige Früchte zur Nachspeise verzehrt und gründlich ausgeruht habe, mache ich vor Abendwerden noch einen Spaziergang in die Umgebung, wobei der Jumbo mich begleitet, um mir stolz seinen Reichtum — Esel, Ziegen, Schafe und Rindvieh (Zebu) — zu zeigen. Friedlich grasen die Tiere auf der saftigen Wiese, und der Besitzer zählt mir den Wert, die Behandlung, Züchtung und die Gefahren auf, welche den Viehstand vermehren oder verringern. Ein gefährlicher Feind ist die Tsetsefliege, welche mit giftigem Stich — meist hinter dem Ohre des Opfers — einen Ochsen zu Fall bringt. Das Gegenstück dazu ist der Kuhreiher. Von der Größe einer Taube, mit roten, langen Beinen und krallenbewehrt, fliegt dieser sonderbare Vogel von einem Rind zum anderen, um mit seinem langen, spitzen und ebenfalls roten Schnabel das haarbewehrte Fell des Tieres nach Ungeziefer abzusuchen. Währenddem steht der also Behandelte mit gespreizten Beinen und langgestrecktem Schwanz ruhig still, bis der Kammerjäger seine Säuberung mit peinlichster Gewissenhaftigkeit beendet hat und zum nächsten Auserwählten weiterfliegt.

Die Feldarbeit besorgen ausschließlich die Frauen. Mit einem schwarzen Baby auf dem Rücken, durch ein Tuch festgebunden, ver-

¹⁾ Dorfälteste.

richten diese Geschöpfe ihre harte Arbeit bei glühendem Sonnenbrand, tragen Brennholz herbei, richten die Speisen her und besorgen den Hausstand, während die Herren der Schöpfung inzwischen schwatzen und rauchen.

Auch die meist an den Feldrainen aufgestellten Götzen zeigt mir der allgewaltige Dorfälteste mit wichtiger Miene. Diese etwa dreißig Zentimeter hohen, menschenähnlichen Tongebilde stellen viele Göttheiten vor. Für jedes irgendwelche, ihm unbegreifliche Vorkommnis setzt der Neger solch Figürchen an eine beliebige Ecke, gibt ihm einen merkwürdigen Namen, und nun schützt dieser allmächtige Geist das ganze Dorf so lange vor jeglicher Gefahr, bis — das Gegenteil eintritt. Dann hat der Zauber seine Kraft verloren, und ein neugebackener Ton- oder Holzgott wird auf die Straße gestellt.

Das Dorf umgibt in mehreren Ringen ein etwa drei Meter hoher Zaun, der an verschiedenen Stellen abwechselnd eine Durchgangsöffnung aufweist. Der Ein- oder Ausgang bildet also gewissermaßen einen Irrweg, sinnreich zum Schutze gegen das Einbrechen wilder Tiere angelegt. denn trotzdem die Zaunöffnungen nie verschlossen werden, ist es noch nicht vorgekommen, daß solch Unhold dem Dorfe einen Besuch abgestattet hat.

Bei unserer Rückkehr ist es Abend geworden und auf dem großen Platze, den die Hütten einschließen, ein großes Feuer angezündet. Dasselbe brennt dem Nachtgotte zu Ehren und wird bis Sonnenaufgang unterhalten. Meine Hütte wird ebenfalls durch ein kleines Feuer beleuchtet, doch dient dasselbe noch dem weiteren Zwecke, die Moskitos zu verscheuchen, welche hier ebenfalls in großen Scharen Mensch und Tier umschwärmen. Von einer Abnahme dieses Gewürms ist jedoch wenig zu verspüren, desto mehr beißt der Qualm in die Augen und legt sich auf Hals und Brust.

Nachdem ich mein Abendbrot eingenommen, stecke ich mir eine Pfeife an und lege mich auf die Kitanda.¹⁾ In allen Hütten wird noch lustig weitergeschwatzt, so daß vorerst an Schlaf noch nicht zu denken ist; übrigens ist es, nach unseren Begriffen, auch noch etwas zu früh, um sieben Uhr zu Bett zu gehen; doch was soll ich hier, als alleiniger Europäer, in diesem Negerdorfe anfangen. Der Kaufmann

¹⁾ Negerbettstelle.

hatte nicht einmal eine Flasche Wein im Hause, oder, wenn er eine besaß, so gab er sie nicht her, sondern gebrauchte sie als seine daua. ¹⁾

Ich hatte einige Stunden gelegen, geraucht, nachgedacht, Mücken erschlagen und war eingeschlafen, als ich von einem heftigen Stechen und Kribbeln erwache und mit einem Satz aus dem Bett springe. Mein Feuer ist fast niedergebrannt, leuchtet also nicht mehr, und so eile ich in den Hof, um ein größeres, brennendes Scheit herbeizutragen, mit dem ich meine Lagerstatt beleuchte. Ein scheußlicher Anblick wird mir da zuteil, denn die Bettstelle lebt und bewegt sich förmlich von Wanzen, und meine Kleider sind ebenfalls von Dutzenden dieser lieben Tierchen untersucht worden. Ich entkleide mich rasch, um die neuen Schlafgäste abzuschütteln und nehme meine Sachen mit hinaus, damit ich mich im Hofe ans Feuer hocken kann; denn mit dem Schlafen war es vorbei, und am liebsten hätte ich die Hütte in Brand gesteckt, wenn ich nicht befürchtete, das ganze Dorf zu gefährden.

Vor Tagesanbruch schon war ich losmarschiert und hatte nun den richtigen Weg getroffen, der mich in vielfachen Windungen über Tal und Hügel zu meinem Ziele führen sollte. Bald umgibt mich dichter Busch, dann wieder hohes Gras, abwechselnd mit Affenbrotbäumen, wild wachsenden Palmen und Baumfarnen. Vielfach gekrümmt schlängelt sich der Pfad durch sumpfigen, sandigen und steinigen Boden, ununterbrochen gekreuzt von Wildspuren, unter denen ich solche von Löwen besonders zu erkennen glaube. Meist sind es jedoch die Abdrücke zierlicher Hufe von Antilopen und Gazellen, die wohl in dem dichten Buschwerk ihre Lagerstätten aufgeschlagen hatten.

Einige Stunden bin ich unaufhaltsam ausgeschritten, und wieder umgibt mich ein Meer von wogenden Halmen. Tiefe Stille rings umher, nur unterbrochen von dem Summen der Fliegen und dem leisen Geräusch meiner eigenen Schritte, so daß ich, in Gedanken vertieft,

¹⁾ Medizin.

wenig auf meine Umgebung achte. — Da plötzlich rauschte es gewaltig rechts vor mir, ein ängstliches Schnauben und eiliges Trampeln läßt mich erschreckt innehalten, doch ehe ich meine Büchse von der Schulter herunter und in Anschlag gebracht — saust eine Kuhantilope in mächtigen Sätzen dicht vor mir über den Weg und auf der gegenüberliegenden Seite in das hohe Gras, welches wogend über dem Flüchtling zusammenschlägt.

Das Ganze war das Werk einiger Sekunden und hatte mich dermaßen verblüfft, daß ich wohl recht dumm dreingeschaut haben mochte. Dann kam jedoch die ruhige Ueberlegung zurück, und ich fand, daß logischerweise die eilige Flucht eine bestimmte Ursache haben mußte, die ich selbst unmöglich gewesen sein konnte. Denn dann wäre das eilende Wild nicht dicht vor mir vorüber, sondern in entgegengesetzter Richtung geflohen. Es mußte also ein anderer Verfolger die Antilope gehetzt haben, und dieser andere konnte nur ein Löwe oder Leopard sein, wenn nicht ein Jäger, der dort im hohen Grase meinen Blicken noch verborgen blieb.

Um also sicher zu gehen und nicht etwa gar selbst angeschossen zu werden, lege ich die Hände an den Mund und lasse ein „Halloh!“ aus voller Lunge hinüberschallen. In demselben Augenblick rauscht es zum zweitenmal, und ein Leopard, den ich an dem gelben, dunkelgefleckten Fell erkenne, springt wenige Schritte von mir auf, um in einigen mächtigen Sätzen im Dickicht zu verschwinden. Offenbar hatte er bei der Verfolgung der Antilope vor meiner Gestalt gescheut, war beobachtend liegen geblieben, und nun, von meiner Stimme erschreckt, davongestoben, um aus meiner ihm schrecklichen Nähe zu kommen.

Unwillkürlich mußte ich lachen, daß ich nun in so kurzer Zeit schon den zweiten Räuber um sein leckeres Frühstück gebracht hatte; doch ärgerlich war es wiederum, daß ich mich in meiner Verblüffung so ungeschickt benommen und keiner der Bestien eins auf den Pelz gebrannt hatte. Ein richtiger afrikanischer Jäger war ich also noch nicht, das sah ich ein; dazu gehörte eine größere Routine, Gewandtheit und Geistesgegenwart. Ich mußte also noch viel lernen, um mir die erforderliche Uebung anzueignen, denn vor die Nase setzte sich einem kein vorsichtiges Wild, etwa so wie zufällig der Steinbock gestern. Die Tiere hatten eine außergewöhnlich feine Witterung, auch in der größten Erregung.

Von nun ab trug ich meinen Schießprügel also schußbereit unter dem Arm und spähte aufmerksam in meine Umgebung, vielleicht, daß mir der Zufall doch noch solche Bestie vor den Lauf brachte. Doch alles blieb still. — Nach einiger Zeit hörte das Dickicht allmählich auf, und ein kleiner Hügel, von einer breitästigen Malve beschattet, lud mich zu einer ausgiebigen Rast ein, bei welcher ich mein echt afrikanisches Frühstück einnahm: gedörrtes Fleisch, kaltes Huhn, gekochte Eier und einen Schluck Kognack. Dem Brotgenuß mußte man sich hier entwöhnen, weil die Eingeborenen die Zubereitung nicht kannten, und ihre Maismehlfladen für einen ungewohnten Magen unverdaulich blieben.

Auch das Trinkwasser war nur mit Vorsicht zu genießen, denn Brunnen gab es nur in geringer Anzahl auf entlegenen Dörfern, und diese waren nicht etwa Wasserschöpfvorrichtungen in unserem Sinne, sondern einfach an tief gelegenen Stellen in die Erde gegrabene Löcher, worin sich das Regenwasser sammelte. Man kann sich nun einen Begriff machen, wenn man sich vorstellt, in welcher Verfassung solch „Brunnen“ sich befinden muß, wenn mit dem Regenwasser zugleich aller Unrat in das Becken mit hineingespült wird, und dieser Tümpel nun jahraus, jahrein in beschaulicher Ruhe von der heißen Tropensonne beschienen wird. Naturgemäß entwickelt und sammelt sich in dieser trüben Jauche allerlei Getier, welches sich rapide vermehrt, und Moose nebst Moostierchen beleben und überziehen die Oberfläche mit einer grünen, lebenden Haut.

Diese Wasserstellen — im gräulichsten Sinne des Wortes — bilden aber auch die vorzüglichsten Brutstätten für allerlei Insekten, welche ihre Eier hier an den Rändern ablegen, und hauptsächlich sind es diese gräßlichen und gefährlichen Stechmücken, welchen hier buchstäblich eine Zuchtanlage errichtet worden ist. Für die dickhäutigen Eingeborenen mögen diese Tierchen nun zwar keine nachteilige Wirkung ausüben, doch für den Kulturmenschen bedeuten sie die Erreger von allerlei furchtbaren Krankheiten, worunter die entsetzliche Malaria an erster Stelle steht und die meisten Opfer fordert.

Aber auch das Trinken des Wassers ist der Gesundheit eines Europäers nicht dienlich. Abgesehen davon, daß beim Schöpfen, bei dem — Geruch, dem Geschmack auch einen weniger empfindsamen Menschen ein Schauer überläuft, so erzeugt der Genuß noch obendrein Dysenterie, Typhus, zum mindesten jedoch eine äußerst unangenehme,

schmerzhaftige Wirkung, wie nach reichlicher Zusichnahme von Bitterwasser.

Bis jetzt habe ich mich immer noch in den Besitz von Früchten setzen können, mit deren Saft ich meinen Durst lösche. Wasser habe ich bisher nur in gekochtem Zustande mit Zusatz von Kaffee oder Tee getrunken. Doch werden nicht seltene Fälle erzählt, in denen einzelne Jäger in eine üble Lage geraten, sich verirren, um dann, halbver-schmachtet und von Sinnen, eine derartige Schöpfstelle zu erreichen, wo sie ohne Ueberlegung, nur von Todesfurcht getrieben, sich in den Tümpel hineinstürzen und wahllos das entsetzlich-widerliche Zeug hinunterwürgen.

Zum Glück kann die Nachwirkung noch insofern, etwas wenigstens, gemildert werden, wenn man der Flüssigkeit etwas Alkohol hinzufügt. Doch immerhin ist es besser, nicht zuviel zu wagen, und seinen Marsch erst anzutreten, wenn der notwendige Proviant vervollständigt ist, wozu, vor allen Dingen zuerst, eine mit Kognak, Whisky oder Brandy gefüllte Feldflasche gehört. Denn nicht nur zur Anregung und besseren Verdauung wird der Alkohol verwandt, sondern er gibt auch ein wirksames Mittel gegen Bisse giftiger Schlangen ab, deren Ursachen und Wirkungen im Laufe der Erzählung noch eingehender behandelt werden sollen.





V.

Ohne weiteres besonderes Erlebnis habe ich die Plantage B. erreicht und wieder nach längerer Zeit in einem Bett geschlafen. Die wohltuende Ruhe erzeugt auch wieder regere Gedanken und Unternehmungslust, so daß ich nach reichlichem Frühstück mich aufmache, meinen neuen Wirkungskreis einer eingehenden Besichtigung zu unterziehen.

Das Hauptgebäude ist ein einstöckiger, massiver Steinbau, der auf dem höchsten Hügel errichtet ist, von dessen Spitze man einen weiten Rundblick in die fruchtbare Umgebung genießt. Auf zwei Seiten ist eine breite, luftige Veranda vorgeschoben, auf welcher Liegestühle, Korbsessel und Hängematten zu köstlicher Siesta einladen. Von jeder Veranda führt je eine Tür ins Freie, eine andere in die Halle, ein in der Mitte des Hauses gelegener, mächtiger Raum, welcher zugleich als Empfangs-, Aufenthalts- und Speisezimmer dient. Einen umfangreichen, massiven Eßtisch umgeben einige Dutzend Stühle. An den Wänden reihen sich klobige Schränke, welche Wäsche, Geschirr, Vorräte und eine kleine Bibliothek bergen, während in Gewehrständen einige dreißig Flinten, nebst einem Stapel Munitionskisten, dem Ganzen einen kriegerischen Charakter verleihen. Eine reich ausgestattete Apotheke, mit ganzen Ballen von Verbandszeug, läßt auf bedingte Vorsichtsmaßregeln schließen, und eine Anzahl Säbel und Seitengewehre hängen an ihren Dollen nicht nur zum Zwecke der Wanddekoration.

Zu beiden Längsseiten führen Türen in kleinere, luftige Räume, welche die Schlafzimmer für die Beamten, sowie Bureau und Wohnung

für den Administrator abgeben. Das Fremdenzimmer habe ich zurzeit besetzt, doch ist ein Nebengebäude im Bau begriffen, und in diesem ebenfalls eine Reihe hübscher Zimmer vorgesehen.

Rechts und links, einen freien Platz einschließend, erheben sich langgestreckte Fachwerksgebäude, welche Vorratsräume, Küchen, Ställe sowie Wohnräume für die Aufseher in sich schließen.

Rings um die Gebäude strecken breitästige Mangó- und Orangenbäume, als auch eine Anzahl schlanker Kokospalmen ihre Köpfe hinaus, während im Hintergrunde sich wogende Felder, bestanden mit Mais, Korn und Kartoffeln ausdehnen, und dazwischen Gemüse- und Blumenbeete sich prächtig entwickeln. Ganz in der Nähe des Hauses blühen in leuchtenden Farben eine Anzahl Blumen aus der Heimat, und großblättrige Weinreben ranken sich an den Spalieren der Veranda dicht aneinander zum Dache hinauf.

Ein herrliches Plätzchen fürwahr und wie geschaffen zum Träumen.

Die Plantage selbst ist von einer halben Million Kaffeebäumen bestanden, welche in diesem Jahre zum erstenmale blühen. Aus den Blüten entwickeln sich dann die eigentlichen Früchte. Die Saat wird in tiefen feuchten Gründen in Beete eingesteckt, wo nach einem Jahre kleine, kaum dreißig Zentimeter hohe Pflänzchen herauswachsen. Diese Stämmchen werden mit der Wurzel vorsichtig herausgenommen und auf der Plantage in vorher ausgehobene, tiefe und in regelmäßigen Abständen und Reihen angelegte Löcher verpflanzt. Diese Löcher sind vorher mit Kompost, faulem Laub und Humusboden gefüllt worden, und nach dem Einsetzen werden die zarten Gewächse sorgfältig mit kleinen, beblätterten Zweigen abgedeckt, um sie vor schwerem Tau und heftigem Regen zu schützen.

Im zweiten Jahre hat der Trieb sich zu einem etwa einen Meter hohen Bäumchen entwickelt, wächst sodann rasch in die Höhe und wird im vierten Jahre bis fünf Meter hoch, wo er dann zum erstenmale blüht und Früchte trägt. Diese befinden sich in einer kirschengroßen und -ähnlichen Hülse je zu zwei Bohnen aneinander, zwischen denen der Samen steckt, welcher zur Wiederverwendung gesammelt wird.

Solch ein fruchtstrotzender Hain von Kaffeebäumen sieht einem großen Kirschengarten nicht unähnlich und erinnert lebhaft an unsere heimatlichen, saftigen Früchte. Doch macht der Uneingeweihte sich

absolut keinen annähernden Begriff, welche Summe von Arbeit, Sorgfalt und Schweiß dazu gehört, eine ertragfähige Pflanzung zu schaffen. Denn auch viele Pflanzenfeinde sind zu bekämpfen, von welchen ein ungemein rasch sich ausbreitender Pilz die schwierigsten Komplikationen verursacht.

Auch die sonstige Pflege der Bäume erfordert enorme, angestrengte Tätigkeit, infolge von Säuberungen des Bodens von massigwucherndem Unkraut, Entfernung kranker Blätter und Zweige, dann später der Ernte, dem Lesen, Sortieren und Lagern, dem Trocknen, Präparieren und Packen, kurzum: ehe die Bohnen fertig zum Versand hergerichtet sind, haben sie schon Unsummen verschlungen, von deren Entstehen sich ein Laie keine Vorstellung machen kann, und dem Administrator mit seinen Beamten so manche schlaflose Nacht eingetragen.

Doch auch weitere Pflanzungen sind in Angriff genommen worden. Versuche haben überraschende Resultate gezeitigt, und sind dann Felder entstanden, die mit Tabak- und Baumwollstauden, Kokospalmen und Bananen, Ananas und Zuckerrohr, Reis und Kakao bedeckt sind.

In diesem ausgezeichnet fruchtbaren Boden wächst einfach alles. Doch der Feinde und Zerstörer gibt es mehr denn Pflanzen. Ein ununterbrochener Krieg in der Natur zwischen Aufbau und Vernichtung.

Ein Flintenschuß unterbricht meine Betrachtungen, und entpuppt sich derselbe als das Signal zum ruchs. ¹⁾ Aus allen Gängen und Wegen strömen weiße und schwarze Gestalten hervor, um sich nach dem Proviantmagazin zu begeben und hier ihre Portion Lebensmittel in Empfang zu nehmen. Dies geschieht, nachdem die Arbeiter in zwei langen Reihen, immer kolonnenweise Aufstellung genommen und ihre nummerierten Blechmarken an die Aufseher abgegeben haben. Jeder Kolonne wird ein Hundert-Kilo-Sack Reis zugewiesen, und je zwei Mann erhalten ein gefülltes Blechmaß, dessen Inhalt in einem Tuchfetzen verwahrt, eine angemessene Portion Magenfüllung abgibt.

Sodann gehen die Beamten zu Tisch. Ein kräftiges Mahl harret ihrer in der Halle, und während des Essens werden die Tagesneuigkeiten ausgetauscht.

¹⁾ Feiertag, Erlaubnis.

Recht possierlich springen ohne jede Scheu einige graue Eichhörnchen zwischen den Schüsseln umher und naschen von Früchten und Süßigkeiten. Niemand wehrt ihnen, und drollig auf dem Tische sitzend, halten sie ihren Raub zwischen den Vorderpfötchen, um ihn an Ort und Stelle zu verzehren. Die Tierchen sind nicht etwa eingefangen, sondern haben sich von selbst angefundenes, und da sie niemand vertrieb, betrachteten sie sich als zur Familie gehörig; wurden sogar mit der Zeit so zutraulich, daß sie uns auf den Rücken sprangen, über die Schulter guckten und sich anfassen und streicheln ließen. Von besonders Bevorzugten fraßen sie sogar aus der Hand.

Ihre einzige Untugend war der Raub von Taubeneiern. Solange die Eltern den Schlag belebten, wagten sie sich nicht hinauf; vermutlich weil sie sich vor den Schnabelhieben fürchteten. Verließen jedoch die Alten das Haus, so waren die gewandten Spitzbuben im selben Augenblick am Neste, zerbrachen die Eier und leckten sie aus. Nachts wurde der Taubenschlag geschlossen, und auch wenn eine Henne brütete, war derselbe geschützt und vor Raub sicher. Nur weil eine Unmenge Tauben vorhanden waren, mehr als je verwertet werden konnten, so gab man den kleinen Lieblingen ihr Vergnügen und überließ es im übrigen den Vögeln selbst, ihre Eier zu schützen oder nicht.

Eier selbst, und zwar Hühner- und Enteneier, gibt es übrigens in enormen Mengen. Mehr als dreihundert Hühner verteilen ihre Produkte so freigebig, daß der vierte Teil umkommt, und von dem Rest noch ein Drittel angebrütet, also unverwendbar wird.

Jede Mahlzeit besteht denn auch in der Hauptsache von Hühnerfleisch- und Eiergerichten in allen möglichen Zubereitungen und Formen. Nur wenn einmal ein Festtag besonders hervorgehoben werden soll, wird ein Schwein oder ein Schaf geschlachtet, oder ein Rinderviertel besorgt. Einige Abwechslung bringt dann noch ein etwa auf der Jagd erlegtes Stück Wild, doch es mangelt hier an Zeit, dieselbe regelrecht auszubeuten, und so hält man sich für diesen Ausfall an dem reichlich vorhandenen Obst und dem herrlich gedeihenden Gemüse entschädigt.

Meine Streifzüge in die Umgebung haben bis jetzt noch keinen Erfolg gebracht und scheint die Ausdehnung der Pflanzungen alles Hochwild verscheucht zu haben. Im allgemeinen ist diese Gegend überhaupt nicht so wildreich, und wird mir versichert, daß die Wälder und Wildnisse im Norden der Kolonie bedeutend dichter von allem

möglichen Raubzeuge bevölkert sind. Mein Entschluß steht daher fest, so schnell als möglich eine im hinteren Usambaragebirge neu anzulegende Farm H. aufzusuchen, die in der Nähe von Korogwe, zwischen wilden Bergpartien eingeschlossen, außergewöhnlich günstige Jagdgründe umgeben.

Die Abreise wurde jedoch durch den plötzlichen Tod des ältesten Sohnes unseres Administrators verzögert, welcher der tückischen Malaria zum Opfer fiel und morgen beerdigt werden sollte.

Derartige Todesfälle sind nun zwar in Afrika keine Seltenheit, doch geht der ungeahnte und schmerzliche Verlust eines Bekannten auch dem Fernerstehenden zu Herzen; speziell, wenn man in der Nähe des Betroffenen weilt und die tiefe Wehmut zu beobachten gezwungen ist, welche den Körper des Untröstlichen beugt.

Sogar die Eingeborenen erkannten den Gram ihres allseitig beliebten Herrn. Sie schlichen scheu und geräuschlos umher, unterhielten sich nur im Flüstertone, hatten jedoch so viel miteinander zu tuscheln, daß es förmlich auffiel. Auch war zu verschiedenen Zeiten ganz heimlich einer oder der andere spurlos verschwunden und tauchte dann ebenso geheimnisvoll wieder auf, um auf alle Fragen und energischen Vorhaltungen, mit der gleichgültigsten Miene der Welt, immer wieder zu versichern, daß er so lange geschlafen habe und nichts anderes wisse. „Shidjui, bwana!“¹⁾ Etwas anderes wäre von ihm nicht herauszubekommen gewesen, und er hätte mit demselben stoischen Gleichmut seine Hand auf den Hackklotz gelegt.

Aber auch Boten kamen und gingen, brachten geheimnisvolle Zeichen mit und verschwanden urplötzlich, wenn einer von uns in ihre Nähe kam. Bei einer dieser Zusammenkünfte stand ich nicht weit davon entfernt, hinter einem Stapel, der mich vollständig verbarg, als ich aus dem Flüstern einigemal deutlich heraus das Wort „wodu“ zu entnehmen glaubte. Ich teilte meine Entdeckung den übrigen Weißen mit, doch noch niemand hatte diesen Ausdruck gehört und in der Suaheli- sowie Waschambasprache war derselbe nicht vorhanden. Auch von den Aufsehern wollte keiner den rätselhaften Namen kennen, doch ich bemerkte bei der Verhandlung, daß eins der Galgengesichter einem anderen einen bedeutungsvollen Blick zuwarf, den dieser erwiderte. —

¹⁾ Ich weiß von nichts, Herr.

Was mochten die Leute nur vorhaben? Doch die Nacht verging, und es ereignete sich nichts. Am anderen Nachmittage wurde in stiller Feier die Leiche des in blühendem Alter dahingerafftten Jünglings zu Grabe getragen, in ein ausgemauertes Grab gelegt und mit schweren Steinen bedeckt. Ein klobiges Holzkreuz mit den Daten erhob sich zu Häupten, und in eine schräggestellte Schieferplatte hatte ein Kundiger einen Spruch eingeritzt.

Der älteste Beamte hielt eine kleine, religiöse Ansprache und las mehrere bezügliche Texte aus der Bibel, welche wir stehend und entblößten Hauptes anhörten. Sodann begab sich alles wieder an seine gewöhnliche Arbeit.

Dieser Tag verging, wie so viele andere. Wir hatten zur Nacht gespeist, unsern üblichen Skat gedroschen und uns zur Ruhe gelegt, als wir so gegen elf Uhr von einem entfernten Stimmengewirr geweckt wurden und uns aufspringend in die Kleider warfen. Nachdem wir uns bewaffnet, schlichen wir um das Haus herum, damit wir einen Überblick tun konnten, und bemerkten zu unserem Erstaunen, daß auf der Begräbnisstätte ein großes Feuer angezündet war und die Flammen haushoch emporloderten.

Einige Leute kamen jetzt den Weg herauf, um zu melden, daß der bekannte Negerhäuptling Kingjassi¹⁾ mit seinen ihm untergebenen Stämmen soeben eingetroffen sei, um dem bwana n'dogo²⁾ zu Ehren das Totenfest zu feiern. Eine Sitte, die sie zwar kannten, jedoch nicht nennen durften, erforderte es, daß die Zeremonien um Mitternacht begännen. Wenn wir es wünschten, stände es uns frei, den Vorgängen als Zuschauer zu folgen; ein Dazwischentreten unsererseits wäre aber ebenso erfolglos, als gewagt, denn die fanatische Horde würde uns eher in Stücke reißen, als von ihrem Tun abzulassen. Der Leiche oder dem Grabhügel kämen sie nicht zu nahe, dafür hätten wir nichts zu befürchten, und es wäre nur eine freigebige Erlaubnis Kingjassis, wenn er es uns gestattete, überhaupt nur zusehen zu dürfen. Während seiner Abwesenheit würden wir sogar, eventuell mit Gewalt, verhindert werden, uns nur der Opferstelle zu nähern. Solange Kingjassi jedoch persönlich anwesend sei, hätten wir nichts zu befürchten, wenn wir uns ruhig verhielten und das Fest nicht störten.

¹⁾ Junger Herr.

²⁾ King = König, jassi oder n'jasi = fruchtbar, voll, soll heißen: Der sehr fruchtbare = der Voll-Frucht-Strotzende.

So ähnlich lautete die langatmige Rede der Boten, und wir beschlossen, der Wissenschaft halber den Völkern da unten in ihrem Treiben zuzuschauen. Unsere Flinten ließen wir oben, bewaffneten uns jedoch mit geladenen Revolvern; man konnte nicht wissen. —

Bei unserer Ankunft wurden wir von dem Häuptling ernst und gemessen begrüßt. Er ersuchte uns, etwas abseits unsere Plätze einzunehmen, und setzte sich wieder in seinen Liegestuhl, um hier regungslos ins Feuer zu starren.

Um die lodernde Glut hatten sich etwa tausend bis an die Zähne bewaffnete Neger gelagert. Grell bemalt, mit ihrem Kriegsschmuck phantastisch aufgeputzt, gräßliche Larven vor den Gesichtern, mit unheimlichen Perücken aus Tier- und Menschenhaaren, sowie den Fellen wilder Tiere bekleidet, sahen sie aus, wie eine Legion soeben der Hölle entsprungene Teufel, grell beleuchtet vom Scheine des hellflackernden Feuers. Glänzender Zierat hängt an den Körpern herum, und große Schilde und blitzende Waffen liegen ihnen zur Seite.

Alles spricht und gestikuliert durcheinander mit einem Eifer, als hätten sich diese Menschen jahrelang nicht gesehen, und doch kommen sie fast täglich zusammen.

Der Mond ist soeben hinter den Bäumen verschwunden, als Kingjassi in die Hände klatscht, und wie mit einem Schlage verwandelt sich das Bild.

Tiefes Schweigen zuerst, in welches das Knistern des brennenden Holzes wie Regenschauer hineindringt.

Nun erhebt sich eine Stimme — ein singender Ton, dann folgen zwei — drei — zehn — hundert klagende, langgezogene Laute, erst leise — dann lauter — monoton klingt der Gesang — und deutlich vernehmen wir daraus die Worte: „wodu o wodu“ in kurzen Zeiträumen wiederholt.

Jetzt schlägt leise eine Goma an, der Gesang wird etwas lauter — eine zweite, dritte klingt — die Töne werden heller — zehn andere fallen ein, — die Sänger erheben ihre Stimmen — immer durchdringender schallen die Trommeln — zehn — zwanzig Schwarze springen auf — der Gesang wird zum Geheul — hundert, zweihundert nackte Füße stampfen im Takt den Boden — Waffen klirren — alles ist aufgesprungen — tanzt um das Feuer herum in grotesken Sprüngen — rasender schlagen die Trommler — Brüllen kommt aus den Kehlen der Tanzenden — zweitausend nackte Füße bearbeiten in gleichmäßigem

Springen den Boden, so daß dieser weit umher erzittert unter der wuchtigen Last — Schilde, Speere, Keulen werden gegeneinander geschlagen — Schüsse fallen — immer rasender wird der Tanz — immer schneller tönen die Trommeln im Takt, und wie aus den Rachen wilder Tiere entströmt den bald heiseren Kehlen das entsetzliche Gebrüll, das die Lüfte erzittern macht und als Echo schaurig von den Felswänden und vom Walde zurückhallt — und hellauf lodern die Flammen und beleuchten grell diese tobende, wahnsinnige Masse. —

Wenn jetzt die Hölle geöffnet würde, um uns einen Einblick dahinein tun zu lassen, so glaube ich, daß dieser Anblick nichts Schreckhafteres an sich haben könnte, als dieses uns tatsächlich wie übernatürlich erscheinende Bild da vor uns; denn das sind keine Menschen mehr, die da in hellem Schweiß gebadet rasen; das sind Bestien, blutgierige Ungeheuer — sie erzeugen in sich selbst die Wut durch ihr Toben — Mordgier leuchtet aus den erschreckend weit aufgerissenen Augen durch die Larvenlöcher hindurch — und noch immer ist kein Ende dieser scheußlichen Wutausbrüche abzusehen, sie werden eher noch grauenhafter — schneller fallen die Schläge — Schaum steht auf jedes Mund — Blut fließt über die Leopardenfelle von vorbeigegangenen Schlägen — und alles brüllt, tobt, rast, stampft, dazu zwanzig große Trommeln mit übermenschlicher Kraft bearbeitet — das Geklirr der Waffen, der dumpfe Ton von tausend Schlägen — —

Es gehören wirklich starke Nerven dazu, solchen Anblick auf die Dauer zu ertragen, und einer oder der andere von uns wäre wohl gerne längst davongegangen, wenn er den Spött der Kollegen nicht fürchtete. Wiederum konnte die Geschichte hier noch nicht zu Ende sein, denn man sprach doch von einem Opfer! — und auf dieses waren wir alle miteinander aufs höchste gespannt.

Endlich läßt auch das Rasen nach, doch das folgende Bild ist erst recht nicht dazu angetan, angenehme Gefühle zu erwecken, denn die schweiß- und schaumbedeckten, blutigen Körper sinken keuchend, wie leblos zur Erde. Erst einzeln, dann in Massen, haufenweise übereinander, und nur heftige Zuckungen verkünden, daß noch Leben in ihnen ist.

Doch nach Minuten kommen sie wieder zur Besinnung. Die Leichenhaufen bewegen sich und lösen sich in die einzelnen Bestandteile auf, und wieder lagern sich die Massen um das Feuer, ebenso

wie zum Anfange, doch nicht mehr schwatzend und gestikulierend, sondern stöhnend, keuchend, zischend, pfauchend.

Während der gesamten Vorgänge hat der Häuptling, regungslos wie eine Bildsäule, auf seinem Stuhle verharret. Auch jetzt macht er noch keine Bewegung, sondern starrt ununterbrochen ins Feuer. Seine Diener haben ebenfalls unbeweglich hinter dem Sessel gehockt und auch ebenso teilnahmslos die Aufführung beobachtet.

Jetzt gibt Kingjassi ihnen ein Zeichen und sie begeben sich an einen dem Grabe gegenüberliegenden Platz, auf welchem ein Haufen Zweige aufgeschichtet zu sein scheint. Diese räumen sie jetzt fort und es kommt ein Block zum Vorschein, auf dem ein langes Schlachtmesser liegt, während daneben, in einem verschlossenen Korbe, sich etwas zu bewegen scheint. Einer der Diener ist jetzt im Busch verschwunden und kehrt mit einer weißen Ziege zurück, welcher die Beine zusammengebunden sind. Diese legt er auf den Block und bindet sie fest; dann begeben sich die beiden wieder auf ihre Plätze.

Kingjassi klatscht wieder in die Hände, und aus dem Dunkel des Waldes nähert sich eine in wallende weiße Gewänder gehüllte Gestalt dem Blocke, während die Krieger sich aufrichten, sofort jedoch mit dem Aufschrei: „wodu o wodu“ vornüber zu Boden stürzen und das Haupt zur Erde neigen.

Der Häuptling ist ruhig sitzen geblieben und betrachtet die sich nähernde Gestalt. Ein hünenhaftes Weib, starren Blickes, wie eine Somnambule, geisterhaft in ihrer weißen Gewandung, schreitet langsamen Schrittes daher, bleibt vor dem Opferaltare stehen und murmelt leise vor sich hin, so daß nur die Worte „wodu o wodu“ undeutlich zu unterscheiden sind. Dann öffnet sie den Korb, entnimmt demselben eine junge Riesenschlange und legt sich das gleißende Reptil um den Hals, welches züngelnd sich langsam umherwindet.

Das alles geschieht mit der größten Langsamkeit und wie unbewußt, in einem Traume, so daß es uns vorkommt, als wäre das Weib wahnsinnig oder zum mindesten hypnotisiert.

Kingjassi hat jetzt ein kleines Medaillon aus dem Busen gezogen, und während er dasselbe an Stirn und Brust drückt, murmeln seine Lippen hörbar: „wodu o wodu!“

Die Vorgänge sind uns unerklärlich, unheimlich, doch es sollte noch besser kommen.

Langsam greift die Priesterin (denn eine solche mußte es wohl sein), nach dem Schlachtmesser, erfaßt den Kopf der Ziege und mit dem Ausrufe: „wodu o wodu!“ schneidet sie dem Tiere in einem Zug den Hals durch, so daß das Blut weit umherspritzt und ihre Kleider von oben bis unten besudelt. Dann läßt sie das Messer fallen, reißt mit einem Ruck den noch zuckenden Körper vom Blocke und wirft ihn weit in die Menge der Liegenden hinein.

Auf diesen Augenblick haben die Unholde gewartet, denn kaum ist der Kadaver zu Boden gefallen, so wird er auch schon von zwanzig Fäusten ergriffen, in Stücke gerissen — hundert andere Arme strecken sich aus — reißen, schneiden die Stücke zu Fetzen, und diese noch blutenden, zuckenden Fleischteile werden — ob Haut, Fell oder Eingeweide — gierig verschlungen, indem unter tosendem Gebrüll das ominöse: „wodu o wodu!“ in die nächtliche Dunkelheit hineinschallt.

Ein Ekel und Grausen hat uns alle gepackt, dem wir jetzt nicht länger standzuhalten vermochten, und eilig verließen wir die Stätte, von niemandem gehindert, um uns zum zweitenmale zur Ruhe zu begeben.

An Schlaf war jetzt natürlich nicht mehr zu denken, denn unsere Nerven waren doch zu sehr erschüttert, so daß die Nacht plaudernd und rauchend verbracht wurde.

Später erfuhr ich dann folgendes:

Diese Stämme gehörten zur Kaste der Schlangenanbeter, einer weitverzweigten Organisation unter den Eingeborenen Afrikas. Als Gottheit wird eine Schlange angebetet, welche sie „wodu“ nennen. (Vielleicht stammt die Bezeichnung von „wotan“ her oder ist verkrüppelt.) Als lebendes Sinnbild wird von jeder Einzelvereinigung eine Schlange gehalten, welche sorgsam gefüttert und gepflegt, bei allen Opferfesten gezeigt wird.

Jeder Bezirk hat seinen Oberpriester — der in dem vorliegenden Falle also nur Kingjassi sein konnte — welcher sich seine Priester oder Priesterinnen wählt, die in der bestialischsten Weise wahnsinnig gemacht werden, denn in diesem Zustande sollen sie eine Zaubermacht besitzen und auch ausüben können. Es wird ihnen nämlich ein nicht tödlich wirkendes Schlangengift durch die Nasenhöhle ins Gehirn gespritzt und diese Operation erneuert, sobald die Wirkung nachläßt.

Das von dieser Zauberin getötete Tier besitzt nun nach der Meinung der Fanatiker ebenfalls Zauberkraft; daher läßt sich die Eier

erklären, womit die Unmenschen ein Stückchen des Kadavers zu erhaschen suchen, da durch das Verschlingen desselben sie selbst ebenfalls einen Teil dieser Kraft auf sich zu übertragen glauben.

Dem Oberpriester ist unumschränkte Gewalt über Leben und Tod seiner Anhänger eingeräumt, und werden auch überhaupt nur Todesstrafen verhängt, meist für Verrat der Geheimnisse. Nur so ist es erklärlich, daß von diesen Opferfesten, welche an geheimen Stellen im Walde abgehalten werden — und zwar jedesmal wo anders — noch nichts Bestimmtes an die Öffentlichkeit gedrungen ist. Denn ein Eingeweihter und zum Schweigen gegen Todesstrafe Verpflichteter würde sich selbstverständlich lieber die Zunge abbeißen oder seine Hand ins Feuer legen, als sich durch ein Ausplaudern des Geheimnisses der Gefahr auszusetzen, lebendig langsam zerstückelt zu werden.

Daß uns nun die Ehre zuteil wurde, die Erlaubnis zum Mitansetzen der Zeremonien zu erhalten, hatte seinen Grund darin, daß der Oberpriester in erster Linie mit seiner Macht prahlen und uns seine Gewogenheit zu erkennen geben wollte, andererseits aber auch nur eine weiße Ziege geopfert werden sollte, weil es auch nur der „junge Herr“ gewesen sei, dem man die Ehre gab. Was mögen nun wohl für Scheußlichkeiten ausgeführt werden, wenn ein bwana kuba — „großer Herr“ — stirbt oder für einen noch wichtigeren Grund geopfert wird. Man sagt, daß hierbei Massen von Menschen auf grausame Weise verstümmelt, dann geschlachtet und in rohem Zustande aufgefressen werden. Nach dem, was wir hier gesehen hatten, waren diesen Bestien solche grausigen Untaten wohl zuzutrauen; doch Weiße dürften wohl kaum für diese Zwecke Verwendung finden, denn — wie mir mal ein Häuptling im Vertrauen mitteilte — das Fleisch eines Europäers wäre zähe wie Leder, dagegen dasjenige von Negern viel zarter und schmackhafter. Gelegenheit dazu, diesen feinen Unterschied kennen zu lernen, habe ich zwar noch nicht gehabt, doch einen Begriff, wie Menschenfleisch schmeckt, sollte ich ohne mein Dazutun recht bald bekommen.

Durch gigantische Wildnis hatte mich mein Weg nach dem Usambaragebirge geführt. Durch fürchterliche Sümpfe, über Flüsse, in

welchen Krokodile ihr Unwesen trieben. über umgestürzte Baumriesen, durch Buschwerk, Dornen und Dickicht. Es hatte die Regenzeit eingesetzt, und war ich mehrmals gezwungen gewesen, im Freien zu übernachten, da ein Aufstieg in die Berge über den naßgewordenen, glitschigen Lehm nicht auszuführen war. Sobald ich nämlich einige zwanzig Meter mit aller Mühe und Anstrengung — öfter auf allen Vieren — mich emporgewunden hatte, fanden die zum Schlitten gewordenen Stiefel keinen festen Halt mehr und — zuerst langsam, dann schneller — immer schneller, zuletzt in Windeseile, rutschte ich wie auf einer Rodelbahn den steilen Hügel wieder hinunter, daß mir Hören und Sehen verging.

Der fruchtlosen Anstrengungen endlich müde, gebe ich die Kletterversuche auf und lege mich lieber so lange aufs Ohr, bis der Boden einigermaßen trocken geworden ist. Dann geht es entweder zur nächsten Farm, um unter Dach vor dem Regen geschützt zu sein, oder wenn es nicht regnet, so richte ich mir meine Lagerstatt an einer geschützten Stelle des Dickichts ein.

Solch ein Nachtlager herzustellen, erfordert schon immerhin einige Gewandtheit; doch ich habe es insofern schon etwas leichter, als ich mir ein Stück Zeltleinen und eine wollene Decke in einem Rucksack mitgenommen habe. Die Leinwand ersetzt mir auf dem Marsche bei Regenwetter einen wasserdichten Mantel, und die Decke gibt einen angenehmen Schutz gegen die während der Regenzeit im Urwalde herrschende nächtliche Kühle.

Nachdem ich also einen passenden Platz gefunden habe, schneide ich einige starke Stöcke ab, welche ich hintereinander in den Boden treibe, und spanne die Leinwand als schräges Dach darüber, so daß noch ein etwa zwei Fuß breites Stück vorne herüberhängt. Die beiden Enden werden nach vorn zusammengezogen und festgebunden, so daß ein von drei Seiten völlig, von einer Seite nur teilweise geschütztes Zelt entsteht. Nun raffe ich möglichst viel trockenes Laub zusammen und bereite davon ein weiches Lager, lege den Rucksack zu Häupten, wickle mich in meine Decke und strecke mich darauf so bequem, wie nur möglich aus, um — vor Moskitos nicht schlafen zu können.

Meistenteils liege ich denn auch stundenlang rauchend wach, um meinen Gedanken nachzuhängen, oder dem Urwaldkonzert zu lauschen, denn das Gezweige entwickelt in der Dunkelheit das meiste Leben.

Sowie nämlich der letzte Lichtschein von der tiefen Nacht verdrängt wird, regt es sich an allen Ecken und Enden, und seltsame Töne dringen aus der Dunkelheit zum menschlichen Ohre, deren Ursprung die Finsternis verhüllt. Man hört sonderbares Brummen, Summen und Rauschen, der erste Ton aus einer Vogelkehle erweckt ein hundertstimmiges Echo und ein Flattern, Schreien, Zischen und Pfauchen hebt an, das auf erbitterte Kämpfe der soeben aus dem Schlaf erwachten Nachttiere schließen läßt.

Wenn dann der Mond nach einiger Zeit mit silbernem Scheine die einzelnen Gegenstände deutlicher hervortreten läßt, heben sich auch die Gestalten dieser wunderbaren Urwaldbewohner von den Formen der Pflanzen ab, und dem staunenden Auge entdecken sich die unglaublichsten Körper in ihrer vielseitigsten Verfassung.

Von hohen Zweigen schweben in wechselnden Windungen große Fallschirmtiere zum Boden herab, um hier nach begehrtlicher Nahrung zu suchen. Fliegende Hunde suchen Käfer zu erhaschen; fliegende Füchse oder auch Eichhörnchen genannt, suchen nach Früchten und Knollen; Nachtaffen holen sich Nüsse und Eier aus den Vogelnestern, während Uhu und Eule kleine Schlangen und Mäuse vertilgen. Nachtvögel stellen den Insekten nach, Stachelschweine wühlen nach Larven, und die Ratten und Mäuse, Schlangen und Eidechsen, Hamster und Marder, Maulwürfe und Waldhasen ernähren sich scheinbar nur zu dem Zwecke, um ihre fettstrotzenden Körper wiederum anderen heißhungerigen Räubern zur Sättigung zu überlassen.

Auch die Zweige selbst scheinen Leben erhalten zu haben. Schon längere Zeit gewahre ich, wie ein kleiner Ast fortwährend seine Stellung verändert und die Umrise sich in alle möglichen Formen umwandeln. Neugierig erhebe ich mich, um die Ursache dieses Spukes zu ergründen, als bei meinem Nahen eine gigantische Spinne blitzschnell davonläuft. Dieses etwa dreißig Zentimeter große Insekt mit hühner-eiförmigem Körper beschleicht kleinere Vögel, welche sie umkrallt, ihnen das Blut aussaugt und deshalb den Namen Vogelspinne erhalten hat (*Mygale avicularia*).

Als ich mich wieder meinem Lager nähere, scheint der Mond gerade in meine Hütte hinein, und ich bemerke, daß dort sich auch alles zu bewegen scheint. Annehmend, daß etwa Kriechtiere sich in dem Laube versteckt, ergreife ich einen Stab, um den Blätterhaufen umzuwühlen. Doch nicht bestätigt sich nur meine Vermutung, sondern ich

bemerke zu meinem Erstaunen, daß die Blätter und Zweiglein selbst Reißaus nehmen und davonschieben. Ich hatte also mit der Spreu zusammen auch eine Anzahl der seltsamen Tiere mitergriffen, wie sie unter dem zoologischen Sammelnamen „lebende Halme“ und „lebende Blätter“ bekannt sind.

Doch letztere hatten noch eine andere Ursache ihrer Beweglichkeit: kleine Käfer nämlich kleben sich zum Schutze gegen das Verspeistwerden ein Blatt als Schild auf den Rücken und laufen, mit dieser Last versehen, ihr Leben lang umher, um — schließlich doch gefressen zu werden. In der Natur hat jedes Geschöpf seinen Feind, und auch alle Vorsichtsmaßregeln und Abwehrmittel verlieren auf die Dauer ihre Wirkung.

Mehrere Male schon hatte ich einen eigenartigen Ton vernommen, den ich mir absolut nicht zu deuten wußte. Stets an einer anderen Stelle erklang ein dumpfes vibrierendes Klappern, dem ein Rascheln folgte, doch in dem dicken Laube vermochte man nur auf ganz kurze Entfernungen einzelne Gegenstände deutlich zu unterscheiden. Da es nachgerade zu dämmern anfang, sprang ich auf, um mich reisefertig zu machen, doch in demselben Augenblick klapperte es ganz dicht neben meinem Zelt und als ich mich erschrocken umwende, sehe ich eine etwa zwei Meter lange Schlange eilig im Gebüsch verschwinden.

Den erzeugten Tönen nach konnte es nur eine jener äußerst giftigen und gefürchteten Klapperschlangen sein, welche in der Nähe meines Zeltes nach Beute gesucht, und durch meine plötzliche Bewegung erschreckt, das Klappern mit ihren fünfzehn am Schwanzende sitzenden Hornringen erzeugt hatte.

Meine Sachen waren bald zusammengepackt und, da es nicht geregnet hatte, konnte ich die vor mir liegenden Anhöhen erklimmen. Es ist ein eigenartiges Gefühl, so mutterseelenallein in einem selten begangenen Urwald Dickicht dahinzuschreiten, Pfade aufzusuchen, die wohl noch keines Europäers Fuß beging, und frei und unabhängig sein Ziel nach eigenem Gutdünken zu wählen. Dazu kommt der erhebende Anblick dieser Pflanzenkolosse, sowie das gewaltige Wirrsal aller dieser Schlinggewächse, welche bis zu Fußdicke in unverfolgbaren tausendfachen Windungen die Baumriesen umklammern, als wollten sie diese vor dem Umfallen bewahren.

Neben Mahagonibäumen von gewaltigem Durchmesser erheben sich Farbholzbäume von respektabler Höhe, dazwischen Baumfarne,

Haselnußsträucher und Dornengewächse, alles in ungeheuren Dimensionen sich ausbreitend, von dichtstehendem Unkraut überwuchert und tausend Lianenarmen umspannt. Dazwischenstehend fallen schlankgewachsene, schnurgerade in die Höhe steigende Ungeheuer auf, die wegen der Eigenartigkeit ihrer regelmäßigen Formen und der Beschaffenheit des Holzes „die afrikanische Riesenkiefer“ genannt werden.

Auch die Mannigfaltigkeit der Gewächse, die Verschiedenartigkeit der prächtigen Blüten, Samen und Früchte, die Reichhaltigkeit der dem kraftstrotzenden, jungfräulichen Boden entquillenden Erdgemüse, als Knollen, Gurken und Kürbisarten, Erdnüsse und Pilze, Kohl- und Rübengebilde, Beeren und Trauben, das alles entlockt dem Auge in ununterbrochener Reihenfolge eine abwechslungsreiche, staunenerregende Bewunderung, so daß es vor lauter entzücktem Schauen die kleinlichen Daseinssorgen zurückdrängt.

Mitunter verdichtet sich der nur äußerst schmale Pfad durch neu hereingewachsenes Gestrüpp, so daß das schwere Jagdmesser zum Lösen einzelner Fäden des unförmlichen Knäuels zu Hilfe genommen werden muß. Baumriesen von über drei Meter im Durchmesser sind durch die eigene, ungeheure Last gestürzt und haben sich über den Weg gelegt; ein wildes Chaos mit den mitgerissenen, durch die Schlinggewächse festgehaltenen Bäume und Sträucher bildend. Eingeborene haben einfach einige Löcher hüben und drüben in den Stamm gemeißelt, und man klimmt, wie an einer primitiven Leiter, hier hinauf und dort hinab; was aber immerhin schon einige Uebung und Gewandheit erfordert, um nicht auszugleiten und sich durch einen gefährlichen Absturz die Gliedmaßen zu zerschlagen.

Ein donnerartiges Krachen, gewaltiges Rauschen, Prasseln, Knattern und Sausen, dem ein erdbebendes Aufschlagen folgt, schreckt mich aus meinen Sinnen auf und läßt mich erstarrt innehalten. Doch die Ursache zu erforschen und dem Halle des Getöses nachzugehen, wird mir durch das undurchdringliche Dickicht unmöglich gemacht, so daß ich mich bescheiden muß, die Aufklärung einem Zufall zu überlassen, was mir auch bald gelang.

Ich erfuhr, daß das Stürzen eines Waldtitanen mit den damit verbundenen Begleiterscheinungen, dieses Donnerepolter erzeugt hatte. In der Regenzeit wird die meist auf Steingebilden auflagernde Humusschicht total durchweicht, die weitverzweigten Wurzeln finden keinen

festen Halt mehr, und weil die auf ihnen ruhende Erdlast zu gering ist, den in seiner kolossalen Höhe hin- und herschwankenden, mächtigen Stamm aufrecht zu erhalten, genügt ein heftiger Windstoß, die ungeheure Masse ins Wanken zu bringen, die dann unaufhaltsam, in der fürchterlichen Wucht ihres Falles alles sich an ihr Anklammernde mitreißt und das ihr im Wege Stehende auf der ganzen Länge und Ausdehnung ihres Umfanges zerschmettert, zerquetscht und in Atome zerschellt.

Von der unglaublichen Gewalt der Erschütterung, die einem solchen Niederschlagen folgt, kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß es meist Stämme sind, welche diesen Katastrophen zum Opfer fallen, die einen Durchmesser bis zu fünf Metern, an der Wurzel gemessen, und eine Höhe bis zu dreißig Metern erreichen. Man setzt sich deshalb einer schrecklichen Gefahr aus, während der Regenzeit im Urwalde umherzu streifen, da an ein Ausweichen in dieser drangvollen Enge und der Plötzlichkeit des hereinbrechenden Unheils nicht im entferntesten zu denken ist.

Eilig schreite ich weiter, um nach einigen Stunden angestrengten Marsches in lichtere Gegenden zu kommen. Der hochstämmige Wald hört nach und nach auf, um niedrigerem Buschwerk Platz zu machen, und durch zerklüftete Felspartien schlängelt sich der Pfad durch ein Wirrsal von Dornen, Gebüsch und hohem Gras wieder in die Ebene. In der Ferne höre ich menschliche Stimmen und das heisere Gebell der Schensihunde,¹⁾ so daß ich, als die Sonne schon stark im Sinken begriffen ist, in einem im wilden Tale des M'kulumusi gelegenen Wakalaua-Dorfe anlange.

Das Geheul der häßlichen, struppigen Köter hat meine Ankunft angezeigt, und einige bewaffnete Wakalaua sind mir entgegengegangen. Ich weiß wohl, daß die Stämme hier oben sich nur widerwillig der deutschen Herrschaft gefügt und jeden Weißen mißtrauisch und argwönisch beobachten. Auch wird dem Kannibalismus noch heimlich gefröhnt, und die fortwährenden, blutigen Fehden mit den Nachbarstämmen bilden nur einen Vorwand, zum Abschlichten einiger zum Verspeisen erwählter Kreaturen.

Deshalb richte ich auch mein Auftreten dementsprechend ein, und meine in bestimmtem Tone vorgebrachten Wünsche, sowie die

¹⁾ Halbwilde Hunde der Eingeborenen.

drohenden Mündungen meiner Doppelflinte und des im Gürtel steckenden Revolvers sind nicht wenig dazu geeignet, meinen Worten den erwünschten, respektheischenden Nachdruck zu verleihen.

Der Jumbo kommt also auch in kriechend-freundlicher Weise auf mich zu, legt meine Hand an seine Stirn und Brust — ein Zeichen der Unterwürfigkeit — und eilt davon, meine Befehle auszuführen, während ich mir mein Lager herrichte, denn noch einmal in einer Negerhütte zu schlafen, hatte ich abgeschworen.

Ich lasse mir also etwas abseits einige Pfähle in den Boden treiben und spanne mein Zeltleinen darüber. Sodann bekomme ich sogar ein ansehnliches Quantum Heu, aus welchem ich mir meine Liegestatt baue und die Decke darüber breite. Ein niedriger Klotz wird vor den Eingang geschoben und bildet einen wenig bequemen, aber doch wenigstens einen Sitz, auf welchen ich mich nun niederhocke und meine Pfeife anzünde, um bis zur Herstellung meines mir bestellten Abendessens — Huhn mit Reis — die Vorgänge im Dorfe zu beobachten.

Die Frauen und Kinder sind, wie gewöhnlich, bei meinem Erscheinen davongestoben und haben sich versteckt. Auch die Männer sitzen zum Teil in ihren Hütten, an Geräten und Waffen herumbastelnd und von Zeit zu Zeit einen verstohlenen, wütenden Blick nach mir werfend. Doch ich hatte dem Jumben gesagt, daß ich ein Abgesandter des bwana kuba aus Dar-es-Salaam sei,¹⁾ und ein solcher hatte viel Machtbefugnisse, auch konnten sie nicht wissen, ob nicht noch mehr Weiße mir folgten. Auch hatte ihr Häuptling meine Hand an Stirn und Brust gedrückt, was ebensoviel bedeutete, als daß ich, so lange ich in ihrem Dorfe weilte, unverletzlich sei. Wenn mir später, unterwegs ein Unfall zustieß, — nun, jedem Menschen konnte ein Unglück passieren, es durfte nur nicht in der Nähe des Dorfes geschehen.

Als wenn ich ihre Gedanken erraten hatte, rief ich einen schlanken Jüngling herbei, und bedeute ihm, den Jumben zu rufen. Als dieser erschien, forderte ich beide auf, vor mir Platz zu nehmen, und sprach in ruhigem, aber festen Ton:

„Wie heißt dieser junge Mann?“ „Es ist mein Sohn daliki!“ antwortete der Häuptling.

¹⁾ Gouvernementsbeamter.

„Gut,“ sprach ich weiter; „ich will, daß dein Sohn daliki mich von heute abend an bedient und mich morgen früh, bei Sonnenaufgang, nach pongwe begleitet. Den genauen Weg kenne ich zwar selbst, doch ich erhalte in pongwe einen Befehl meines Herrn und werde dir dann durch deinen Sohn Nachricht senden, was du zu tun hast!“

Er war mit allem einverstanden, drückte, zum Zeichen des unbedingten Einverständnisses, meine Hand noch einmal an Stirn und Brust und verließ mich, um mein Essen herbeizuholen, während der andere sich neben meinem Zelte, wie ein Hund niederkauerte, um meine weiteren Weisungen entgegenzunehmen. Der Zweck meiner Maßregel war erfüllt; denn jetzt besaß ich in meinem Begleiter eine gewisse Geisel und andererseits hatte ich den Jumben gewaltig neugierig gemacht, was der bwana kuba aus Dar-es-Salaam ihm wohl so wichtiges mitzuteilen hatte.

Kurz darauf brachte ein halbwüchsiger Junge in einem irdenen Gefäß das bestellte Essen. Es war eine gewaltige Portion und reichte für drei ausgehungerte Männermagen. Auch fiel mir beim Umheben mit dem Löffel die enorme Menge Fleischstücke auf. Das mußten mindestens z w e i ehemalige Hühner gewesen sein, die da durcheinanderstaken. Auch schönes, goldgelbes Fett war in Menge vorhanden, also hatte man bei der Zubereitung meines Abendbrottes nicht gezeizt, und ich aß, — aß, wie ein Hungriger ißt, dem es vorzüglich schmeckt.

Ich hatte die Schüssel schon halb geleert und beschäftigte mich soeben eingehend mit einem Knochenstück, als mir etwas zwischen den Zähnen stecken blieb, was ich erst nach längerer Bemühung entfernen konnte. Die eigenartige Masse, woraus dieses störende Hindernis bestand, ließ mich es erstaunt betrachten, und voll Verwunderung hielt ich ein Etwas zwischen den Fingern, das wie eine hornartige Fischschuppe aussah, und das ich beim Hühnerfleischessen noch nie bemerkt hatte.

Neugierig stochere ich in dem Reste des Essens umher und betrachte aufmerksam die noch darin vorhandenen Fleischstücke, als ich plötzlich mit grauenhaftem Entsetzen die Schüssel von mir schleudere, daß diese in tausend Scherben auf der Erde zerschellt und die Reispeise weit umherspritzt, denn ich halte, an die Gabel gespießt, einen kleinen menschlichen Finger. —

Das war denn doch eine unerhört bestialische Tat, und ein Grauen und Ekel drang mir bis ins innerste Mark hinein, so daß ich,

einer Ohnmacht nahe, mich auf mein Lager warf, um die erste seelische Erschütterung vorübergehen zu lassen und meine Gedanken zu sammeln.

Also Menschenfleisch hatte mir dieser Unhold vorgesetzt und — ich hatte davon gegessen — mit größtem Appetit gespeist — es hatte mir sogar ausgezeichnet geschmeckt — und ich lebte noch, ich atmete wie andere Geschöpfe — sollte diese zum Himmel schreiende Untat nicht rächen — den Verüber dieses scheußlichen Verbrechens nicht zur Verantwortung ziehen — jetzt kochte mir das vorhin zum Herzen geströmte Blut in den Adern — in gerechter Zornesaufwallung springe ich auf, ergreife meine Büchse und stürme in jene Hütte, in welcher ich den Jumben hatte verschwinden sehen: — sie ist leer. — eine andere durchstößere ich: — alles fort. — eine dritte, vierte, fünfte: — alles wie ausgestoben — das ganze Dorf ist geflüchtet. —

Langsam kehre ich zu meinem Zelte zurück und setze mich in Gedanken versunken auf meinen Klotz. Die Scherben der Schüssel liegen noch umher, doch die Speisereste sind verschwunden. Und da der Jüngling, welcher neben meinem Zelte solange kauerte, ebenfalls Reißaus genommen, so ist es leicht erklärlich, daß er vor seiner Flucht zuerst gierig die verstreuten Brocken verschlungen hatte.

Am liebsten wäre ich ebenfalls sofort aufgebrochen, um zwischen mich und diese grausige Stätte, die mich fortwährend an die scheußliche Untat erinnerte, so schnell als möglich einen denkbar großen Abstand zu bringen, doch nach reiflicher Ueberlegung mußte ich den Gedanken als unausführbar verwerfen. Denn wer garantierte mir dafür, daß diese Mordgesellen, denen es auf ein Menschenleben mehr oder weniger nicht ankam, nicht im Busche versteckt, auf mich warteten, um mir meuchlings einige vergiftete Pfeile durch die Haut zu jagen!? Andererseits war es auch ebenso gefährlich wie schwierig, den richtigen Weg zu finden. Aber ausschlaggebend blieb, daß ich den Jumben erwarten, ihn fassen und der gerechten Strafe überliefern wollte, und deshalb blieb ich hier.

Ich brauchte mir keine Mühe zu geben, mich wach zu erhalten, denn die Aufregung war zu groß gewesen, als daß meine erregten Nerven sich so schnell beruhigt hätten. Drum blieb ich auf meinem Lager ausgestreckt, rauchend die ganze Nacht munter und starrte bewegungslos in das vor meinem Zelte brennende Feuer, welches ich aus auf-

gefundenen Vorräten von Zweigen und Knüppelholz bereitet hatte und unterhielt. Meine geladene Büchse lag handgerecht neben mir.

Doch es regte sich nichts, alles blieb still. Niemand kam. Ich wartete bis zum hellen Vormittag, spähte unausgesetzt in die Runde, untersuchte das nahe Gebüsch, doch ich fand keine Spur, so daß ich mich endlich entschließen mußte, aufzubrechen, wenn ich noch vor Nacht das nächste Dorf erreichen wollte. Meine Anzeige konnte ich ja später von der Plantage aus, durch Boten erstatten.¹⁾



¹⁾ Auf meine Anzeige hin wurde eine Untersuchung eingeleitet, welche schauerhafte Dinge zu Tage förderte, die sich die Feder wiederzugeben sträubt. Eins soll nur noch erwähnt werden, daß massenhaft neugeborene Kinder verzehrt wurden und das mir vorgesetzte Fleisch von einem solchen ebenfalls stammte. Da die Neugeborenen in den ersten Tagen nach ihrer Geburt hellgelb sind, so ist das gekochte Fleisch nicht von dem auch mit einer gelblichen Haut überzogenen Hühnerfleisch zu unterscheiden. Dies kann auch nur der Grund sein, weshalb mir an der Speise zuerst nichts aufgefallen war. Der Jumbo wurde bald darauf mit mehreren Mitgliedern seiner Kanibalenhorde an Ort und Stelle hingerichtet und das Dorf dem Erdboden gleich gemacht.



VI.

Ich muß wohl einem Buschräuber nicht unähnlich gesehen haben, als ich hier oben anlangte; denn zuerst betrachtete man mich kritisch von allen Seiten, um dann allgemach in ein schallendes Gelächter auszubrechen. Kein Wunder natürlich, denn mein äußerer Mensch befand sich in einem Zustande, wie man sich ihn zu deuten vermag, wenn jemand in einer Wildnis wochenlang umherirrt, ohne mit Menschen zusammenzukommen. „Kleider“ konnte man die Ueberbleibsel, die da um mich herumbaumelten, kaum noch nennen, denn es waren nur noch lose zusammenhängende Fetzen, durch Fasern verknüpft und zusammengehalten. Alles andere war an den Dornen hängen geblieben und flattert dort lustig im Winde umher.

Und dieser jemand stand nun in diesem gottsjämmerlichen Zustande in einer Negerhütte, oben in 1200 Fuß Höhe, vor einer Runde bärtiger, wettergebräunter Männer, ließ sich den dargebotenen Inhalt einer Kognakflasche schmecken und — und lachte aus vollem Halse mit. So lange, bis der schwarze Koch einige dampfende Schüsseln auf den Tisch gestellt, und der gefüllte Mund diese Manipulationen nicht mehr ausführen konnte.

Nach dem Essen ging es an ein Fragen und Erzählen, und ich beichtete:

Als ich das Dorf verließ, hatte ich eine falsche Richtung eingeschlagen und ahnungslos einen Weg verfolgt, der mich in eine meinem Ziele weit entfernte Gegend brachte. Doch gerade dieser Umstand hatte mir das Leben gerettet, denn die Mordgesellen hatten, nicht weit

vom Dorfe, am richtigen Wege, im Dickicht auf der Lauer gelegen, um mich hinterrücks zu überfallen.

Sorglos hatte ich also den falschen Weg verfolgt, der mich immer tiefer in das Gestrüpp hineinführte, und schließlich hatte ich mich dermaßen in einem verschlungenen Netz von Dornen, Sträuchern und Büschen verfangen, daß ich weder ein noch aus wußte. Ich mußte also in der Runde nach einem Pfad suchen, doch nur langsam kam ich vorwärts, ohne etwas zu erreichen.

Die Nacht brach an, und ich hatte vor Aufregung noch nichts gegessen. Doch wo etwas hernehmen, hier in diesem Gefängnis, das mich tatsächlich wie mit Mauern umschloß. Ein Platz für mein Zelt ist bald gefunden, und ich strecke mich auf meine Decke, um zu überlegen. Durst und Hunger plagten mich, ich habe wohl noch etwas Proviant im Rucksack, doch diesen muß ich für „alle Fälle“ zurückbehalten, denn wer weiß, wann ich wieder in den Besitz von neuem gelange, wann ich wieder aus diesem mich umgebenden Labyrinth herauskam. Doch der Magen knurrt und heischt sein Recht. Also öffne ich meinen Rucksack und schneide eine Scheibe Fleisch ab. —

Ich habe das erste Stückchen soeben im Munde, als mir die Erinnerung an die gestrige Mahlzeit einen derartigen Ekel verursacht, daß ich den Bissen schnell wieder ausspeie und mich schauernd in meine Decke hülle. Vom Fleischgenuß hatte ich vorläufig genug.

Schon früh am Morgen war ich wieder wach, denn mich plagte ganz schrecklicher Hunger und Durst. Wäre ich jetzt im Urwalde, so dachte ich bei mir, dann könnte ich mir saftige Beeren pflücken, Wurzeln suchen und rösten und Nüsse herunterholen, welche dort übergenuß vorhanden waren; doch hier gab es nichts. Und die Beeren, die dort an den Sträuchern hingen, sahen aus, wie Wolfsaugen, waren also jedenfalls giftig.

Während ich so den mich umgebenden Erdboden betrachte, fallen mir einzelnstehende, kleine Stauden auf, über deren blätterreichen Stengeln kleine grüne Knollen baumeln, und ähnlich wie unsere heimatlichen Kartoffeln beschaffen sind. Ich lockere mit meinem Jagdmesser ringsum den Erdboden und ziehe die Staude heraus — richtig, hängen an Wurzeln mehrere faustgroße Knollen daran, welche der Kartoffel ähneln, nur länglicher geformt und von dünner, glatter Schale bedeckt sind.

Rasch ist ein kleines Feuer entzündet und probeweise eine Frucht in der Glut geröstet. Sie ließ sich genau so wie eine Kartoffel behandeln, brach mehlig auf, doch schmeckte das Fleisch süßlich, ähnlich wie eine erfrorene Kartoffel. Doch es war wenigstens eine Nahrung, und ich brauchte nicht zu verhungern.

Aber der Durst, der plagte mich schrecklich. Wie sollte ich mit diesem Durstgefühl in Mund und Kehle einen Marsch machen, und zwar bei unaufhörlichem, angestrengtem Hindurchwinden, dazu Hacken und Schneiden mit dem Jagdmesser. Doch da kommt mir ein Gedanke: In der Morgenfrühe fällt Tau, reichlich und frisch, genug, um so viele Geschöpfe zu erquicken. Hätte ich nur diese Nacht daran gedacht, so konnte ich in meinem Zeltleinen eine so große Menge auffangen, wie ich allein nicht zu trinken vermochte. Es war daher das beste, ich blieb heute hier, um bei der großen Anstrengung den Durst nicht zu vermehren, sammelte Vorrat an Knollen auch für die nächsten Tage auf dem Weitermarsch, und — vielleicht hatte ich noch einmal Glück, daß zufällig Leute in diese Gegend kamen und mich fanden.

So verbrachte ich den Tag, Knollen grabend und röstend, das Zelt hatte ich ausgebreitet, an allen vier Ecken befestigt, so daß es eine Mulde bildete, worunter ich schlief.

Am anderen Morgen hatte sich wirklich eine ansehnliche Menge Tauwasser angesammelt, so daß ich davon Kaffee kochte und einen kleinen Vorrat in meiner Feldflasche mitführen konnte. Dann drang ich mutig in das Buschwerk, doch ich kam mir in meinem Bemühen vor, wie ein moderner Don Quichotte, der in einem Tage einige Milliarden Knüppel durchschneiden will, um einen bequemen Weg anzulegen. Meine harte Arbeit nutzte mir nichts, das sah ich ein. Und als sich die Vorrichtungen mit dem Essen und Trinken am nächsten Tage ebenso gut bewährt hatten, gab ich den Wegebau auf, und fing wiederum an zu suchen.

So ging es tagelang fort, bis ich, schon in halber Verzweiflung, blutend und zerschunden, endlich ein etwas freies Buschfeld fand und auch einen verwachsenen Weg, der sich jedoch als ehemals solcher noch deutlich erkennen ließ. Wer weiß, vor wieviel langen Jahren dieser Weg von Menschen benutzt worden war, doch er mußte sodann irgendwo hinführen, wo diese Menschen gehaust hatten.

Und er führte irgendwohin. Nämlich in ein zerstörtes Dorf, dessen Trümmer und verstreut umherliegende Totenschädel und Ge-

beine mir die Gewißheit gaben, daß einst hier ein friedliches Volk gelebt, doch von diesen Kannibalenhorden in der bestialischsten Weise ermordet und aufgefressen worden sei. Ich habe die Stätte der Gräueltat durchstöbert und dabei ein Messer gefunden, dessen Holzgriff mit unerklärlichen Zeichen bedeckt ist.¹⁾

Dann bin ich weitergewandert und habe mein Lager unter einem Wachholdergestrüpp aufgeschlagen, nachdem ich mir von den noch um das ehemalige Dorf herumstehenden Kokospalmen einige unreife Nüsse abgeschossen habe, deren Fleisch mich sättigt, während die säuerliche Milch ein ausgezeichnetes Durststillmittel abgibt. Auch einige ganz verwilderte Bananenstauden hatten sich noch aufrechterhalten, und an einer solchen hing eine Traube von über sechzig Stück, welche meinen stark zur Neige gehenden Proviant um ein bedeutendes ergänzten.

Soweit war alles ganz gut. Tabak und Kaffee, sowie ein Päckchen Tee besaß ich auch noch, gesättigt war ich einmal wieder, also was wollte ich noch mehr? Zu versäumen hatte ich nichts, höchstens daß ich einmal Kleider und Wäsche gerne gewechselt hätte. Auch die Moskitos peinigten mich nicht mehr so arg — so kam es mir nämlich nur vor — ich hatte mich auch schon etwas an die Hitze gewöhnt und war sonst, bis auf einige Hautabschürfungen, frisch und gesund. Ob ich nun einige Tage früher oder später nach der Plantage kam, war gleichgültig. Ich hatte also Zeit genug, und nichts ist in Afrika so billig wie die Zeit.

Ich hatte mich unter solchen und ähnlichen Gedanken zur Ruhe begeben. Da es sehr warm war, wickelte ich mich nicht mehr in meine Decke, sondern benutzte sie zusammengelegt, als Unterlage. Meinen Rock hatte ich ausgezogen und so über mich gedeckt, daß er auch Gesicht und Hände gegen die Stechmücken schützte. So schlief ich ein. —

Ein gräßliches Kribbeln und Zwickeln weckte mich plötzlich, und ich will aufspringen. Da durchdringt meinen ganzen Körper ein ungeheurer Schmerz, als wenn ich in ein glühendheißes Bad gefallen wäre, und ich verspüre, wie mindestens einige Tausend Insekten mei-

¹⁾ Das Messer ist von einem berüchtigten Häuptling des walawala-Stammes agnosziert worden. Die Zeichen in dem Holzgriff waren Merkmale und gaben die Anzahl der geschlachteten Menschen an.

nen Körper bearbeiten, als wollten sie ihn stückweise abtragen; auch massenhaft andere fallen über mich her, und ich greife in einen ungeheuren lebenden Haufen, der mich vollständig bedeckt, auch Gesicht und Kopf. — Nun ist natürlich kein Halten mehr, und ich stürze davon, wie unsinnig stampfend, mich schüttelnd und mit den Armen fuchtelnd, während ich mit den Händen das Ungeziefer abzustreifen suche. Glücklicherweise scheint der Mond, und ich erkenne, daß ich über und über voll Ameisen sitze. Weiße, große Tiere, mit rötlich scheinendem unterem Leibe, und blitzschnell umhereilend, um noch ein Fleckchen zu erspähen, wo sie ihre wütend geöffneten Beißzangen einbohren können. Ich werfe die Kleider von mir, laufe, schlage, wische und reiße, wälze mich auf der Erde umher, um die Angreifer abzuschütteln, zu zerquetschen, abzustreifen, doch wenn zuletzt auch keine neuen Wüteriche hinzukommen, die Unmengen der vorhandenen lassen nicht locker; sie haben ihre scharfen Stacheln, welche an den Kiefern sitzen, tief in die Haut gebohrt und können dieselben — auch wenn sie wollten, glaube ich — nicht mehr zurückziehen; die Leiber reiße ich ab, die spitzen Dorne bleiben in der Haut stecken; Tausende sind es — unzählbare, der ganze Körper ist wie besät, und das brennt — juckt — sticht — schauderhaft! Kaum auszuhalten.

Ab und zu blicke ich mich um, damit ich rechtzeitig zur Seite weichen kann, wenn etwa neue Scharen mich anfallen wollen; doch es sind nur einzelne, Dutzende etwa, die da eilig und eifrig nach neuer Beute suchen. Ich kehre langsam nach meinem Zelte zurück, um Nadeln und Messer zu holen, damit ich die Stacheln aus meiner Haut ziehe, die schreckliche Pein verursachen. Doch da erblicke ich ein Schauspiel, welches mir das Blut in den Adern stocken läßt, und wie es nur einzig in der Welt dastehen dürfte:

In einem unübersehbar langen Zuge, der eine Breite von etwa acht bis zehn Fuß aufweist, kommen Legionen große, weiße Ameisen anmarschiert, streng ordnungsmäßig ausgerichtet, wie ein Zug Soldaten, immer in genauer Richtung geradeaus marschierend, ohne Unterlaß, unaufhaltsam vorwärts dringend. Ueber Tal und Hügel geht das Gewimmel. Sie füllen Spalten aus mit ihren eigenen Körpern, damit über ihre Leiber hinweg die Nachfolgenden stürmen können. Hin und wieder verdichten sich die Massen zu wüsten Knäueln. Dort haben sie Kadaver, lebende Tiere, oder sonst etwas Freßbares entdeckt. Hunderttausende stürzen sich darauf, während Millionen weiterziehen,

neue Beute aufstöbernd. In der Nähe meines Zelttes haben sie eine Schlange erwischt. Das Tier windet und sträubt sich, zischt, springt in die Höhe und schlägt wie besessen — im wahren Sinne des Wortes — um sich, es wälzt sich umker, krümmt sich zusammen, um rasend nach den Seiten auseinanderzuschellen, es zerdrückt, zerreißt und zerquetscht Hunderte, doch Tausende stürzen sich aufs neue auf das Opfer, und alles Wehren nützt ihm nichts, die heftigen Bewegungen lassen nach, bald ist es ganz still, und in dem wimmelnden Riesenhaufen lösen sich die Körperteile in Atome auf, um in ganz unverhältnismäßig kurzer Zeit nur noch das Gerippe übrig zu lassen. Doch auch dieses bleibt nicht verschont; neue Scharen verspritzen ihre säurehaltige Flüssigkeit, auch die Wirbel fallen, werden auseinandergestreut, aufgefressen — vernichtet. Von einem noch vor zehn Minuten in aller Naturkraft lebendigen Körper ist jede Spur vertilgt und verwischt.

Bis zum Anbruch des Tages dauert der Zug. Er kennt nur Vernichtung alles Lebenden auf seinem Wege und ist furchtbarer als der Krieg zwischen den einzelnen Wesen selbst, denn indem er nach allen Seiten, weit hinaus, eilfüige Kundschafter aussendet, bleibt nichts ihm verborgen, was in der Nähe seines Weges, oder auf ihm selbst lebt und sich bewegt. Kein Tier, kein Mensch ist dann vor ihm sicher, denn die Fregier und Vernichtungswut dieser Geschöpfe kennt keine Grenzen.

Seltsamerweise fallen die Tiere nur Kadaver oder sich bewegende Kreaturen an. Sobald ich also mäuschenstill gelegen und etwa weitergeschlafen hätte, wären die Scharen ruhig, ohne mich anzufallen, über mich hinweggekrochen. Ich durfte mich also nicht auch nur im leisensten bewegen, um jede Gefahr von mir abzuwenden; doch das halte jemand anders aus, stundenlang dieses Geprickel und Krabbeln über sich ergehen zu lassen.

Nun sitze ich schon seit zwei vollen Stunden nackt auf meiner Decke, um mir die Zungenspitzen aus der Haut zu ziehen, welche in ihrer vollen Länge darin eingedrungen sind. Diese Beschäftigung ist ebenso mühevoll als auch schmerzhaft, weil die einzelnen, kleinen Wunden geschwollen sind und ich mir also die Stacheln einzeln aus der Haut herauschneiden muß. Ich blute denn auch schon an hundert Stellen und beende die vergebliche Mühe, hoffend, daß die Natur mir zu Hilfe kommen und die Fremdkörper herauseitern wird.

Während ich mein frugales Frühstück verzehre, glaube ich ein Winseln in der Nähe zu vernehmen, erhebe mich von meinem Sitz, um um mich zu spähen, und entdecke, hinter einer Bodenwelle kauend, einen Schensihund, der ängstlich zurückweicht, als ich mich ihm nähere. Jedenfalls ist das arme Tier, bei dem damaligen Schlachtfest vertrieben, später wieder zurückgekehrt, hatte ununterbrochen seinen Herrn gesucht und war halb verhungert. Den letzten Rest seiner Nahrung mochten ihm die Ameisen fortgeholt haben, und er winselte, weil er sich ohne menschlichen Beistand nicht zu helfen wußte.

Ich locke denn auch freundlich und werfe ihm einige Brocken zu, die er gierig verschlingt. Dann wird er schon dreister und kommt einige Schritte näher. Immer kürzer werfe ich, und es scheint ihm zu schmecken, denn er steht dicht vor mir und sieht mich aufmerksam an. Jetzt halte ich ihm einen Bissen in der Hand hin — und richtig, er tritt heran und nimmt ihn mir aus der Hand. Nun ist der Bann gebrochen, und nach längerem gütlichen Zureden wedelt er mit dem Schwanze und tritt nahe heran, so daß ich ihm den Kopf krauen kann. Das freut ihn ungemein, denn eine solch freundliche Behandlung ist er von den Negern nicht gewöhnt.

Nachdem er sich ordentlich satt gefressen hat, lasse ich ihn neben meinem Zelt niederkauern, denn ich möchte ihn bei mir behalten, man kann nicht wissen, ob er mir nicht noch von Nutzen ist. Da ich heute doch nicht mehr weitergehen will, weil mein ganzer Körper heftig schmerzt, so lege ich mich nach beendetem Mahl auf mein Lager und stecke mir eine Pfeife an. Nach einer Weile kommt auch der Hund, wedelt heftig mit dem Schwanze und, da ich nicht abwehre, schleicht er sich auch in das Zelt und legt sich zu meinen Füßen nieder. So mag er es wohl bei seinem früheren Herrn gewöhnt gewesen sein.

Nun habe ich also auch einen Kameraden, und bin nicht mehr allein. Eigentlich ist es ganz angenehm so, denn wenn er mir auch nicht zu helfen imstande ist, so kann er wenigstens aufpassen, wenn ich schlafe. Ich brauche keine Rücksicht auf ihn zu nehmen, er bietet mir trotzdem einige Unterhaltung und Zerstreung, und vielleicht kann er mir auf der Jagd sogar ein Wild aufstöbern. Er selbst scheint mit allem einverstanden zu sein, ja, er paßt sogar auf. Denn jetzt hebt er soeben den Kopf, schnüffelt in der Luft herum und stößt ein leises Knurren aus.

Ich luge seitwärts nach derselben Richtung und bemerke etwa 150 Meter entfernt, etwas sich im Gebüsch bewegen. Dann wird es wieder still, und der Hund legt seinen Kopf wieder auf seine Vorderpfoten; jedoch mit hochgespitzten Ohren. Ich bin zufrieden; denn er hat eine feine Witterung und weiß, was seines Amtes ist.

Am folgenden Tage sind wir weitergezogen und wieder auf einen begangenen Pfad gekommen. Es war dies ein Zeichen, daß wir uns wieder Menschen näherten, wenn es auch nur Eingeborene waren. Immerhin erreichten wir keine Ansiedelung, sondern mußten im Freien kampieren.

An einem der nächsten Tage schoß ich eine Zwergantilope, und zwar auf eine sonderbare Art. Der Hund war plötzlich verschwunden, und hörte ich ihn wie besessen im Gebüsch herumwirtschaften. Annehmend, daß er ein Stück Wild aufgestöbert hatte, hielt ich mich schußbereit am Wege, wohin denn auch wirklich die von dem Hunde verfolgte kleine Gazelle heraussprang und durch eine wohlgezielte Kugel erlegt wurde.

Nun hatten wir wieder für einige Tage Fleisch und lebten vergnügt in den Tag hinein. Der Hund wich nicht mehr von meiner Seite, und mir fehlte nichts weiter, als andere Kleider, da die vorhandenen bloß noch als Lumpen meine Blößen nur teilweise bedeckten. So gut, als es anging, band ich die einzelnen Teile mit Pflanzenfasern zusammen, doch das Zeug war schon so mürbe geworden, daß es buchstäblich von selbst auseinanderfiel. Oefters beneidete ich sogar meinen Ferusi, — denn so hatte ich den Hund getauft — um sein widerstandsfähiges Fell, weil er sich wegen etwaiger Reparaturbedürftigkeit desselben keine Kopfschmerzen zu machen brauchte.

So ging es ununterbrochen vorwärts, tagaus, tagein, ein Naturleben im wahren Sinne des Wortes, bis ich nun endlich hier oben angelangt bin, um wieder in meiner Muttersprache reden zu können und annähernd menschlich zu hausen.

Aufmerksam hatte man mir zugehört und meine Erzählung nur einigemale durch Gesten, die den Abscheu und Widerwillen ausdrücken sollten, unterbrochen. Ein anderer Pflanzer erzählte ebenso einige Episoden aus seinen Reiseerinnerungen, und die Stunden vergingen wie im Fluge, bis es endlich Zeit wurde, sich zur Ruhe zu begeben.

Unsere Schlafstätten bestanden in Hängematten, und da in diesen Höhen merkwürdigerweise die Moskitos gänzlich fehlen, so kann dieser Mangel nur angenehm empfunden werden, da man ungestört ohne Netz schlafen kann. Daß die Träume sich jedoch nicht bis in die Unendlichkeit hinziehen, dafür sorgen in ausgiebiger Weise Massen sonstiger Lebewesen, deren Daseinsbezeugungen Einhalt zu tun weder Mensch noch Tier imstande ist.

Doch der Mensch gewöhnt sich schließlich an alles. Und da der Schöpfer uns nun einmal mit dieser beträchtlichen Auswahl von Schlafgenossen so weise beschenkte, so wird es auch wohl so seine Richtigkeit haben; und der Grundsatz, daß alles Wesen in der Natur notwendig sei, dahin zu verstehen sein, daß die großen Scharen der kleinen Zwicker nur pflichtgemäß ihre ihnen zugewiesene Tätigkeit ausüben, vielleicht, um uns zu ermahnen, wachend zu beten.

Es kriecht denn auch ein jeder gerne schon vor Sonnenaufgang aus den — Federn, wird man denken; o nein, dieser nützliche Artikel ist hier unbekannt, und in diesen lauen Nächten bedarf es im Höchstfalle einer Decke, um diese bei Regenwetter auszubreiten, wenn es durch das leichte Dach an einigen Stellen unaufhörlich hindurch und ausgerechnet auf die Nase tropft.

Die Mahlzeiten entsprechen der ganzen hiesigen Lebensweise. Morgens und abends gibt es Kaffee oder Tee, mittags und zu den Zwischenmahlzeiten Tee oder Kaffee; und zwischendurch zum Mundspülen und zur Abwechslung — Kaffee oder Tee. Die Speisenfolge ist ebenso reichhaltig. Morgens Reis mit Huhn, mittags Huhn mit Reis und abends, wenn es hoch kommt: Reis ohne Huhn. „Bekömmlich und gesund, setzt auch kein überflüssiges Fett an!“ meinte der Manager.

Es ist aber auch beim besten Willen, wenn nicht unmöglich, so doch äußerst schwierig, zeitraubend und kostspielig, sonstige Lebensmittel oder etwas Durchschnittsdelikatessen herbeizuschaffen, und sind wir deshalb auf das in der Nähe Erreichbare angewiesen. Gemüsebeete sind zwar angelegt, doch bedürfen die Pflanzen ununterbrochener, sorgfältiger Pflege und trotz derselben werden sie von dem massenhaft auftretenden Ungeziefer teilweise vernichtet. Mehlspeisen sind schwer verdaulich, und kommen deshalb nur zeitweise auf die Tafel; Brot wird am meisten vermißt, doch ohne die nötige Gährbeigabe und Backvorrichtung ist solches nicht herzustellen, und die öfter

in Fett gedämpften Mehlfladen liegen wie Steine mehrere Tage unverdaut im Magensack und verursachen Beschwerden.

Also: Bleibt es vorläufig bei Reis. Doch Reissen muß auch erst gelernt werden, und zwar, wenn er, wie hier in Afrika, auf diese sonderbare Art zubereitet auf den Tisch kommt. Lassen Sie mich erzählen, was es alles für Wunderdinge gibt:

Ich fülle mir meinen Teller mit dieser schmackhaften, appetitlich weißen und bekömmlichen Speise und will mit Essen beginnen. Doch die unzähligen schwarzen Pünktchen darin gehören entweder nicht hinein oder sie bilden eine mir noch unbekannt Würze. Vorsichtig kratze ich mir solch Körnchen heraus, um es näher zu betrachten, als es sich als ein kleiner, schwarzer Rüsselkäfer entpuppt, der nun in tausend Exemplaren die Essensportion auf dem Teller untermischt. Ich suche, kratze, stochere, doch es kommen immer mehr zum Vorschein; schließlich wird das Suchen zu langweilig, die Tischgenossen schmatzen behaglich und vertilgen enorme Quantitäten, die Schüssel leert sich bedrohlich, nicht zuguterletzt treibt der Hunger — kurzum: man macht die Augen zu und schluckt die ganze Bescherung hinunter, so wie sie ist.

Diese schwarzen Würmchen sind die sogenannten Reiskäfer (Kornwurm—Glander), welche ihre Eier in die Blüten der Reispflanzen legen. Aus den Eiern entschlüpfen Maden, welche sich in das noch weiche Korn einbohren, sich dort einpuppen und entwickeln. Der fertige Käfer kann nun aus der inzwischen verhärteten Hülle nicht mehr heraus, ist beim Waschen der Frucht auch nicht zu erkennen und kommt erst im gekochten Zustande zum Vorschein, wenn das durch Sieden gequollene Reiskorn den Inhalt freigibt. Da es nun bei uns täglich nur zweimal Fleisch gab, so nannten wir die ohne diese Beigabe vorgesezte Mahlzeit mit Bezug auf das schwarz-weiße Aussehen des Gerichtes: „Preußischen Reis“.

Einige Abwechslung in die eintönige Tafel brachte immer ein erfolgreicher Pürschgang, den ich in regelmäßigen Zwischenräumen in die Umgebung unternahm, und hätten wir uns alle schon ganz zufrieden gegeben, wenn man nur ein Mittel hätte ausfindig machen können, um einen verwendbaren Brotteig herzustellen. Ununterbrochen machte ich allerlei Versuche, welche aber als unausführbar verworfen werden mußten.

Die Eingeborenen aus der Umgebung kamen stetig zu uns herauf, um einestheils neugierig unser Schaffen hier oben zu betrachten, dann aber auch, um ihre Produkte — Maismehl, Früchte, wilden Honig und einigemal sogar pembe — gegen andere Artikel, welche sie benötigten, oder in deren Besitz sie gerne gelangen wollten, einzutauschen.

Wir nahmen ihnen alles ab und gaben reichlich, um uns mit ihnen auf guten Fuß zu stellen, und immer mehr Arbeitskräfte heranzulocken; doch das meiste von den gelieferten Dingen blieb unbeachtet stehen; besonders die pembe ist für einen Europäer ungenießbar.

Die Flüssigkeiten wurden in sogenannten Kürbisflaschen aufbewahrt, welche auf einfache Weise hergestellt werden. Die Frucht wird nämlich abgebunden und durch fortwährendes Zusammenpressen mit Bastseilen in die gewünschte, einer weitbauchigen Flasche ähnliche Form gebracht. Hat diese die vorgesehene Größe erreicht, so schneidet man den Kürbis ab und läßt ihn trocknen. Von dem an der oberen Spitze befindlichen Loche aus wird der getrocknete Inhalt herausgezogen, das Innere gesäubert, und die Flasche ist fertig.

Einst brauchte ich notwendig ein Gefäß und verfiel auf die in allen Ecken umherstehenden Kürbisflaschen. Nachdem ich eine passende herausgegriffen und den Inhalt fortgeschüttet hatte, rieche ich so nebenbei in die Oeffnung, wie man so manchmal gedankenlos an etwas riecht, von dem man schon den Geruch kennt. Doch diesmal bin ich überrascht, rieche wieder und wieder — sinne — hm! Sonderbar! Dieser säuerliche und doch nicht durchdringende, dumpfe und weichliche Geruch kommt mir merkwürdig bekannt vor. Der schwarze Koch steht in der Tür und wartet auf das Gefäß. Er denkt, ich weiß nicht, was in der Flasche verwahrt gewesen ist, weil ich so oft nachdenklich daran rieche, und meint überlegen: „pemba bwana!“ „Ach, Quatsch!“ entgegne ich ihm und rieche weiter. Der intelligente Schwarze muß wohl schon an der Küste gewesen sein und glaubt nun erst recht, daß ich den Stoff nicht kenne. Denn er sieht einen Augenblick zur Decke hinauf, als wenn er überlegt, murmelt etwas Unverständliches und ruft dann freudig erregt, als ihm das schwere Wort wieder eingefallen ist: „Bier bwana!“ Ich bin selbst überrascht. Nicht wegen des Wortes selbst, sondern weil ein Gedanke mir durch das Hirn blitzt: „Bierhefe!“ —

Der eine Gedanke erzeugt weitere Kombinationen, Bild reiht sich an Bild, ein Schlachtplan folgt dem andern, und nachdem ich auf einen

Sitz gesunken, türmt sich im Geiste um mich ein Riesenberg schön goldbraun und knusprig gebackenen Brotes auf. —

Der Koch steht noch immer und wartet auf die Flasche. Seine Mahnung, daß er das Gefäß benötige, reißt mich aus meinem Grübeln, und ich springe auf, um sämtliche Pembeflaschen zu leeren, den Satz mit Wasser aufzulösen und die gesamte trübe Flüssigkeit in einen Topf zur Klärung aufzuspeichern.

Nun beginnt eine fieberhafte Tätigkeit. Mehl wird abgewogen, Salz dazu getan. Dann suche ich eine passende Schüssel als Brotform und streiche diese mit Fett aus. Immer neue Einfälle bestimmen mich, ältere zu verwerfen, bis ich dann Holzstücke zusammenschleppe und mitten auf unserem Hofe ein Riesenfeuer anzünde.

Inzwischen hat sich die Pembehefe geklärt. Ich gieße das schmutzige Wasser von oben langsam ab und schüttele den Rest in das Mehl. Dann fülle ich Wasser hinzu und rühre, knete, wälze diesen Brei so lange, bis er mir wie richtiggehender Brotteig vorkommt.

Nun lege ich ihn in die bereitgehaltene Schüssel, die er halb ausfüllt und setze ihn in die Nähe des Feuers, zum Wärmen. — Und er „geht“ auch richtig. Er „geht“ nach einer Weile zusehends und zwar steigt er rapide in die Höhe und droht sogar über die Schüssel zu laufen.

Jetzt war es Zeit. Das niedergebrannte Feuer hatte sich in einen Haufen glühender Kohlen verwandelt, auf welche ich die Schüssel stelle, ein Stück Blech darauflege, und das Ganze mit der Glut überhäufe. So lasse ich es ruhig stehen, um der Hitze nunmehr die weitere Wirkung zu überlassen und den Erfolg abzuwarten.

Der Koch ist trotz seiner Beschäftigung aufmerksam meinen Handtierungen gefolgt. Jetzt tritt er heran und fragt erstaunt: „bwana m'kati uleia kupika?“¹⁾ „Ja,“ antworte ich, und setze, in der sicheren Voraussetzung des Gelingens hinzu: „wenn du gut aufgepaßt hast, so kannst du uns von jetzt ab täglich solches deutsches Brot backen, dann kann ich öfter als sonst auf die Jagd gehen, und wir haben desto mehr Fleisch im Hause!“

Das leuchtet ihm auch ein, und er erzählt mir, daß er wohl auch schon deutsches Brot gebacken habe, doch dann wäre ihm von den Weißen ein Pulver übergeben worden, welches er dem Teige zuge-

¹⁾ Backst Du deutsches Brot, Herr?

fügt, dann sei auch ein Ofen vorhanden gewesen, was hier alles nicht der Falle wäre, und auf diesen Gedanken, wie ich es hier täte, wäre er noch nicht gekommen; von jetzt ab wolle er uns jedoch alle Tage solche Speise vorsetzen.

Die Kohlen sind inzwischen zum Teil verglüht, und ich hebe das Blech vorsichtig von der Schüssel. Meine Freude ist ohne Grenzen, denn genau so, wie ich es kurz vorher im Traume gesehen, lacht mir das goldbraune Gebäck entgegen, welches jetzt zum Abkühlen beiseite gestellt wird.

Von diesem Abend ab gab es außer dem üblichen „Preußischen Reis“ frische Butterschnitten auf der Tafel und dazu die inzwischen gereiften Rettiche und Radieschen. Auch das übrige Gemüse und die Hülsenfrüchte, speziell Bohnen, hatten sich trotz allen Ungeziefers prächtig entwickelt, so daß es zur weiteren Vervollständigung unseres Küchzettels nur noch an dem nötigen Fleisch mangelte, welches ich nunmehr, durch ausgedehnte Jagdstreifereien herbeizuschaffen mir vorgenommen hatte. Mehr oder weniger war meine Mühe auch von Erfolg gekrönt, doch was für Abarten eßbarer Kreaturen oft ohne Scheu verspeist wurden, davon kann sich ein zivilisierter Mensch nur einen annähernd zutreffenden Begriff machen. Was würde eine Hausfrau in Deutschland vielleicht ihrem Ehegatten antworten, wenn er ihr eines Tages seinen besonderen Appetit auf eine Portion süß-sauer geschmorter Regenwürmer kundtäte?! Oder wenn er ihr des Sonnabends aus der Markthalle einige Pfund Riesenfrösche zur leckeren Zubereitung des Sonntagsfestbratens mitbrächte, um der Entsetzten freudestrahlend zu versichern, daß er sie ausnahmsweise äußerst billig erstanden?!

Und doch sind diese Tiere besser als ihr Ruf. Selbstverständlich werden zum Verspeisen nur besonders fette, große Exemplare ausgewählt, da das Reinigen kleiner Mengen mit zuviel Umständlichkeiten verknüpft wäre. Doch auch wilde Kaninchen, Nashornvögel, Enten, Hühner, Tauben, Wildschweine und — Heuschrecken wurden mit demselben Behagen verzehrt, wie der „Preußische Reis“.

Als ich eines Tages wieder mit Beute beladen, den steilen Hügel erklimme, ertönt wenige Schritte abseits vom Wege im Gebüsch ein markerschütternder Schrei. Annehmend, daß ein Mensch von einer Bestie angefallen sei, werfe ich meine Last zur Erde und stürme, die geladene Waffe festumspannend, in das Dickicht. Hier kommt mir

ein kleiner Negerjunge weinend entgegen und versichert mir unter herzerweichendem Schluchzen, daß er nun tot sei, weil ihn eine Schlange gebissen hätte.

Sofort werfe ich die Büchse zu Boden, lasse den Jungen sich zur Erde legen und flöße ihm eine Riesenportion Schnaps ein. Dann untersuche ich die Wunde. Einige nadelfeine Stiche finde ich nur am Unterschenkel, die aber schon dick anzuschwellen beginnen. Rasch habe ich aber meine Riemen vom Rucksack gelöst und winde einen solchen mit aller Kraft um das verletzte Glied unterhalb des Knies, dann schneide ich mit dem Taschenmesser die Haut (und vielleicht noch etwas tiefer) etwas größer als die Wunde aus und ließ sie tüchtig ausbluten. Der Junge lachte und sang dabei in seinem Alkoholrausche und schnitt die fürchterlichsten Grimassen. Während ich mich noch um den Kranken beschäftigte, kamen Leute des Weges, welche den Sinnlosen nach oben trugen, wo ich die Wunde mit Wasserstoffsperoxydul auswusch, verband, und nun den weiteren Fortgang der Heilung der Natur überließ, denn ich glaubte, mein Möglichstes getan zu haben.

Ein Schlangenbiß verläuft zwar nicht immer tödlich, besonders bei diesen Naturmenschen; doch das Gift wirkt trotzdem im Körper nach, erzeugt Lähmungen einzelner Glieder, Schmerzen in Nerven und Muskeln und führt schließlich zu dauerndem Siechtum, Verfall und frühem Tod. Die Eingeborenen tun nichts gegen diese Verletzungen, sondern überlassen es ihrem Schöpfer, sie wieder gesund zu machen, wenn er will. Andernfalls erwarten sie mit stoischem Gleichmut den Tod.

Daher kommt es denn auch, daß so viele heilbare Krankheiten fast immer tödlich verlaufen, weil der durch seine Krankheit dem Schicksal Ueberlassene keinen Finger zu seiner Rettung rührt. Der Kranke fühlt sich schon als halb gestorben und erwartet schließlich mit aller Glückseligkeit seinen Tod, weil er sodann ins Paradies zu kommen hofft und dort mit ausgelassener Lust herumspringen darf.

Unter diesem Einflusse rief mir auch mein Schützling — Seffu, wie er hieß — sofort entgegen, daß er gebissen und tot sei. Er kannte es eben nicht anders, als daß also Verletzte sterben müßten. Als er daher aus seiner Betäubung erwachte, vermochte er nicht sich in die Wirklichkeit zurückzusetzen, sondern hatte auf alle Fragen nur die eine Antwort, daß er bereits gestorben und auch schon im Paradiese

angelangt sei. Offenbar hatte er im Rausche angenehm geträumt und empfand sein Erwachen nur als eine unliebsame Störung; wurde sogar sehr böse und heftig, als man ihm keine Ruhe ließ.

Doch nach und nach kehrte sein volles Bewußtsein zurück und nachdenklich betrachtete er seine Umgebung. Er sprach leise vor sich hin, schüttelte seinen Wollkopf und befühlte seinen Körper, als wenn er sich überzeugen wollte, daß er wirklich er sei und kein anderer. Schließlich muß ihm doch wohl die Erkenntnis der Wirklichkeit aufgedämmert sein, denn trübe starrt er eine Weile vor sich hin, als betraure er den so frühzeitigen Abschluß seines überirdischen Wandelganges, um dann wiederum seinen Körper und den Verband zu betasten, vor sich anzusprechen und mit dem Kopfe zu nicken.

Dann richtet er sich auf, sieht mich aufmerksam und scheu eine Zeitlang an, um dann meine Hand zu ergreifen und diese an Stirn und Brust zu drücken. Mich rührt diese Ergebenheitsbezeugung, und ich spreche freundlich auf ihn ein, um seine traurigen Gedanken zu verscheuchen. Ich frage unter anderem, ob er bei mir bleiben, mit mir auf die Jagd gehen wolle, um zu lernen, und dann später mit mir an die Küste zu reisen, wo er viel pesa verdienen könne, um sich Kleider und Tabak zu kaufen, daß er dann auch Schmuck tragen, Ringe, Ketten, auch daß er dann ein Herr werden könne.

Doch ernsthaft schüttelt er seinen Kopf, sieht mich unbeweglich ins Gesicht und sagt: „Du, Herr, hast mir mein Leben zurückgegeben, deshalb ist es das deinige, und ich gehöre zu dir. So ist es bei unserem Volke Sitte. Hättest du mich sterben lassen, so wandelte ich jetzt im Paradiese. Du wolltest mich aber besitzen, deshalb hast du mich nicht sterben lassen. Ein Herr kann ich nicht sein, denn ich bin ein schwarzer Mensch, und nur die Europäer und Araber sind unsere Herren. Zu meinen Gespielen kann ich nicht zurückgehen, denn diese würden mich verachten, weil ich krank bin; denn wer einmal krank ist, der muß sterben und hat keinen Anteil mehr an den Freuden des Gesanges und Spiels. Ich habe auch keine Heimat mehr, denn ich bin schon zwölf Jahre alt. Wenn du mich also bei dir behalten willst, so werde ich dir dienen!“ Dabei faßt er wiederum meine Hand, um sie nochmals an Stirn und Brust zu drücken.

(Des besseren Verständnisses wegen muß hier eingeschaltet werden, daß die Knaben der Eingeborenen nur bis zum zehnten Lebensjahre bei den Eltern bleiben, um sodann sich selbst überlassen zu

werden. In jedem Dorfe wird eine größere Hütte errichtet, welche die sogenannte Junggesellenwohnung bildet. Hier werden die Knaben und Jünglinge untergebracht, und die Kleinen von den Großen erzogen und unterrichtet. Hier erlernen sie auch das Anfertigen von Waffen, Erliegen von Wild, Fechten, Suchen von Kräutern und Wurzeln als Nahrung, und verbleiben hier, bis sie erwachsen sind und sich eine Frau nehmen können, mit welcher sie sodann eine eigene Hütte bauen und sich ihren Hausstand einrichten.

Ein zehnjähriger Knabe, der das Elternhaus verlassen hat, wird also nicht mehr mit zur Familie gezählt; er ist fort und fremd geworden; der Vater kennt ihn nur noch dem Namen nach und behandelt ihn wie jeden anderen fremden Junggesellen, der noch nicht mitzählt, im Rate keine Stimme hat, und von dem man verächtlich spricht, wie von einem Unmündigen, einem Lehrling, der seine Gesellenprüfung noch erst ablegen soll. „Er ist Junggeselle,“ oder „er ist noch nicht verheiratet“ ist gleichbedeutend mit unserem: „Er ist ein Habenichts“ und bleibt es so lange, bis er sich durch einen Verdienst, Raub, oder sonstwie, die nötigen Mittel beschafft hat, sich eine Frau zu kaufen. Dann erst ist er in die Gemeinde aufgenommen, gleichberechtigt und auch zugleich verpflichtet, seinen Tribut an den Häuptling abzuführen.

In Krankheitsfällen wird er aus der Junggesellenwohnung ausgewiesen und seinem Schicksal überlassen. Er ist dann einfach für die übrigen Stammesgenossen tot oder verschollen, und sein Name wird nicht mehr genannt. Es kommt sogar vor, daß spekulative Köpfe solchen Leichtkranken heimlich fesseln und als Sklaven verkaufen; deshalb hütet man sich ängstlich, irgend ein, auch das leichteste Unwohlsein, sich anmerken zu lassen, oder — geht lieber aus eigenem Antriebe den Beutelüsteren aus dem Wege.

In früheren Zeiten, als der Menschenhandel und der Kannibalismus noch in voller Blüte standen, haben sich gräßliche Szenen zuge tragen. Der Vater verkaufte seinen eigenen Sohn, um Mittel an die Hand zu bekommen, seinen Häuptling zu befriedigen oder seinen Viehstand zu vermehren. Der Häuptling wiederum pfändete, wenn ein Einwohner nichts besaß, was ihn befriedigen konnte, einfach ein Familienmitglied, um sich durch dessen Verkauf schadlos zu halten. Auch wurden Kranke geschlachtet und verspeist, anstatt vertrieben; ebenso

überzählige Kinder, wenn nach der Verordnung des Rates nämlich mehr als die vorgeschriebene Anzahl geboren wurden. Diese Sitte hatte ich sogar noch selbst kennen gelernt, und wird die Erinnerung daran wohl zeitlebens in meinem Gedächtnis haften bleiben.)

Zu solch einem bedauernswerten Geschöpf war nun mein armer Seffu herabgesunken, und ich konnte ihm seine Wehmut über sein Schicksal nachfühlen. Auch merkte ich bald, daß die übrigen Schwarzen, sogar unsere Arbeiter, dem Jungen verächtliche Blicke zuwarfen und einen Umweg machten, wenn sie in seine Nähe kamen. Auch der Koch wollte nichts von ihm wissen und hatte ihm bei Todesstrafe verboten, in seine Küche zu kommen.

Diesem unhaltbaren Zustande mußte ich ein Ende bereiten, denn auch Seffu war ängstlich geworden und erzählte mir unter Tränen, daß man ihn einen „Kranken“ ausgeschrien hatte, was gleichbedeutend war mit einem „Vogelfreien“, Todgeweihten. Ich hatte deshalb meinen Plan gefaßt und ließ, als alle Leute angetreten waren, um ihre Reisportion in Empfang zu nehmen, diese im Halbkreise um mich zusammnrücken, auch den Koch und Seffu holen, und während ich den letzteren bei der Hand faßte, und auf ihn deutete, sprach ich zu der Versammlung:

„Leute des großen Waschamba-Stammes, ich bin hierher gekommen, um eure Gebräuche kennen zu lernen und euch zu helfen. Dazu habe ich einen Zauber mitgebracht, kraft dessen ich Kranke heilen, Tote lebendig machen und Lebende sterben lassen kann, soviel und so oft ich will. Diesen Zauber führe ich stets bei mir, und ihr habt euch von der Wirkung desselben überzeugen können, denn Seffu war tot und ist wieder lebendig geworden, wie ihr seht. Doch der Zauber vermag noch mehr. Ich kann einen Menschen unverwundbar machen, wie ich selbst auch unverwundbar bin; auch kann ich ein ganzes Dorf krankwerden lassen, wie ich es wieder gesund machen kann.“

Ich zog meine Briefftasche hervor und holte den Brief eines Bekannten heraus, der zufällig zuoberst lag, und nachdem ich diesen entfaltet, sprach ich weiter:

„Nachdem ich nun Seffu lebendig gemacht, so werde ich nun auch noch ein Uebriges tun, und ihn unverwundbar machen.“ Und ich las:

„Lieber Freund!

Deinen Bericht über Deine Ankunft in Dar-es-Salaam habe ich mit Interesse gelesen und wünsche Dir von Herzen viel Glück zu Deinen weiteren Abenteuerfahrten.

Im Geiste begleite ich Dich, und ebenso, wie ich Dich wegen des dortigen Klimas bedauere, beneide ich auch wieder

In Gedanken drücke ich Dir noch einmal fest die Hand und wünsche Dir vor allem Gesundheit, damit wir uns recht bald wieder freudig umarmen können.

Dein treuer Freund

Max.“

„So,“ sprach ich weiter; „jetzt ist Seffu gefeit, gegen jeden Angriff; jede Waffe, die gegen ihn gerichtet wird, dreht sich um, und verwundet den Angreifer selbst, und jetzt werde ich zur Strafe auch noch diejenigen krank machen, die Seffu ausgeschrien und ihn mit dem Tode bedroht haben.“

Und ich entfaltete den Brief zum zweiten Mal und fing an zu lesen. Doch ich war noch nicht bis zur Hälfte gekommen, als der Koch, sowie einige andere Männer in ein gräßliches Gebrüll ausbrachen, zur Erde stürzten und sich wie wahnsinnig herumwälzten, indem sie riefen: „Ich bin krank, ich bin tot!“ —

„Seht ihr nun,“ fuhr ich mit Donnerstimme fort, „was mein Zauber für eine Wirkung hat?“

Das war für diese Naturmenschen denn doch zuviel. Mit aufgerissenen Augen, angstbebend und in Schweiß gebadet, starrten sie zuerst mit namenlosem Entsetzen bald auf mich, dann auf Seffu, und von dort auf die sich am Boden Wälzenden und Brüllenden, um dann mit einem gräßlichen Aufschrei zu Boden zu stürzen, die Arme auszustrecken und mich anzuflehen, sie doch nicht krank zu machen.

Einige Augenblicke ließ ich noch verstreichen, um die Wirkung nachhaltiger auf sie eindringen zu lassen; dann erhob ich meine Stimme und rief ihnen zu, sich zu erheben und mir ruhig zuzuhören. Als dann Stille eingetreten war, fuhr ich fort, zu ihnen zu sprechen:

„Leute des großen Waschamba-Stammes! Ich bin nicht hergekommen, um euch krank zu machen, sondern um euch zu helfen. Was mein Zauber vermag, das habt ihr nun gesehen und könnt euch danach

richten. Ich werde jetzt den Zauber wieder von euch nehmen, sage euch aber, daß ich euch bei dem geringsten Vergehen krank mache. Insbesondere ist Seffu jetzt mein Freund geworden; wer also etwa gegen diesen etwas unternehmen will, der ist dem Zauber rettungslos verfallen, denk daran zu jeder Zeit!“

Zum dritten Male las ich ihnen vor, wie interessant mein Freund Max den Bericht aus Dar-es-Salaam gefunden hatte, und alle atmeten erleichtert auf, um sich nunmehr ihre Portion Reis zu holen.

Als ich mit Seffu nur noch allein auf dem Platze stand, nahm er wiederum meine Hand, um sie an Stirn und Brust zu legen und sprach: „Du bist ein großer Zauberer, Herr, ich danke Dir für alles, und werde dir danken allezeit!“

Von nun an blieb Seffu von allen Anfechtungen verschont. Ja, mir kam es sogar vor, als ob die Leute, welche ihn sahen, oder mit ihm zusammenkamen, eine gewisse Ehrerbietung bezeigten. Der Koch war wie umgewandelt. Er tat, was er dem Knaben an den Augen absehen konnte, steckte ihm die besten Bissen zu, und lud ihn sogar ein, in seiner Hütte zu schlafen; was eine große Auszeichnung war, denn weil er sich als fundi¹⁾ bedeutend höher gestellt dünkte als die schensi, so durfte von den Arbeitern noch nicht einmal einer seine Hütte betreten.

Seffu lehnte jedoch das Anerbieten entschieden ab und wich nicht mehr von meiner Seite.

Die übrigen Eingeborenen jedoch betrachteten mich mit einer ängstlichen Scheu, denn wie ein Lauffeuer hatte sich die Zauberkraft des m'ganga'm'zungu²⁾, der mit dem scheidani³⁾ in Verbindung stand, verbreitet, und als ich es obendrein noch fertig brachte, einige Leichtkranke, die mich heimlich und unauffällig um eine dana⁴⁾ baten, gesund zu machen⁵⁾, da kannte ihre Aufregung keine Grenzen mehr; hauptsächlich war es pembe, welche sie als Geschenke heraufschleppten, weil wir immer wieder welche haben mußten, um Hefe herzustellen. Dabei baten sie dann herzerweichend, sie doch nicht krank zu machen.

1) Der Gelehrte.

2) Deutsche Arzt.

3) Teufel.

4) Medizin.

5) Ich gab ihnen einen Löffel Ricinusöl, weil sie über Leibscherzen klagten.

VII.

Meine Jagdstreifen dehnten sich mitunter tagelang aus, und kannte ich in der Umgebung schon jeden Baum, Busch und Weg. Auch den weit umher zerstreut liegenden Eingeborendörfern hatte ich schon vielfach Besuche abgestattet, und die Leute wurden zutraulicher und auch zugänglicher, was für uns alle von großem Nutzen war, denn nicht nur gaben sie gutwillig her, was wir brauchten, sondern halfen mir auch beim Aufstöbern von Wild, zumal ich ihnen schon sehr viel Raubzeug abgeschossen, unter anderem zwei Leoparden, die in der Umgebung furchtbar gehaust hatten.

In einem entfernteren Dorfe wohnte der ehemalige König Abdallah bin Farchani bin Hardje bin Wisrami bin Amadi bin Hasini bin Juma bin Ramassani bin — folgen noch einige Dutzend Namen, welche ich aber nicht alle behalten konnte. Seine Exmajestät hatte mich freundlich eingeladen, und ich hatte ihn auch schon in seiner Hütte — pardon! Residenzpalast, aufgesucht und angenehme Stunden mit ihm verplaudert.

Auch mußte ich seine eigentümlichen Andenken und Trophäen bewundern, und er wurde nicht müde, mir den Ursprung, den Zweck und die Ursache der sorgsamten Aufbewahrung all dieser Dinge eingehend und weitschweifig auseinanderzusetzen.

Es waren auch verschiedene Merkwürdigkeiten dabei, die wirklich wert waren, als seltene Reliquien Anerkennung zu finden. Unter diesen befanden sich Waffen, Schnitzereien, riesige Elefantenzähne, Nashörner, Büffelhörner, Leoparden- und Löwenfelle. Letztere behauptete er, persönlich erbeutet zu haben, doch vorsichtshalber glaubte

ich das nicht. Einen großen Wert repräsentierten einige dickbauchige Glasflaschen, die mit Perlen und Edelsteinen gefüllt waren. Diese sollten uralt sein und einen Familienschatz seines Stammhauses in Arabien bilden, dessen Urahne einst ein mächtiger Herrscher in diesem Lande gewesen sein sollte. Auch einen vorsintflutlichen Orden zeigte er mir, der ihm einst von einem durchreisenden Fürsten verliehen sei. Ich nehme aber an, daß er ihn irgendwo gefunden oder gestohlen hat.

Das Hauptstück seiner Sammlung bildet aber eine goldstrotzende Uniform mit Dreimaster und Federbusch, welche er mir zu Ehren sogar einmal anlegte und sich mir so als ehemaliger Beherrscher des waschamba-Stammes und -Landes vorstellte. Hätte er es nur nicht getan, dann würde er mich doch wohl in dem Glauben bestärkt haben, einen „besseren“ Wilden vor mir zu haben; doch so sah ich auf den ersten Blick, daß diese Kleider für seine gedrungene Figur unmöglich angefertigt sein konnten. Auf meine bezügliche Bemerkung schwur er sich jedoch hoch und teuer, bei Allah und dem Barte des Propheten, daß er diese Kleider, die ganz seiner damaligen Königswürde entsprechend, für ihn angefertigt worden waren, während seiner Regierungszeit bei allen festlichen Gelegenheiten getragen habe.

Um ihn nicht ernstlich zu erzürnen, versicherte ich ihm, daß ich selbstverständlich überzeugt sei, daß alles seine Richtigkeit haben müsse, ja, daß ich es sogar nicht anders erwartet hätte, als solche Prunkstücke bei ihm vorzufinden. Ich bewunderte das feine Tuch, welches sicher aus Persien stamme, und die ausgezeichneten Stickereien, welche ein geschickter Meister angefertigt haben müsse, weil sie so schön seien, daß man gewiß in Europa ihresgleichen nicht fände. Dazu die Edelsteine; diese stammten unbedingt aus Golkonda, weil sie so glänzten, und die Federn — nun dazu müßte doch wohl ausnahmsweise ein Strauß gezüchtet und äußerst sorgfältig gepflegt worden sein, sonst gäbe es doch wohl auf der ganzen Welt keine gleichartigen, die so weiß und so zart seien, wie diese.

Damit hatte ich sein Herz gewonnen, und er erfüllte alle meine Wünsche, wenn er nur konnte. Doch jedesmal, wenn er mir irgend einen Gefallen getan hatte, so mußte ich immer wieder eine mehr oder weniger längere Geschichte von ihm anhören. Manche erzählte er mir sogar zwei- und dreimal, so daß ich diese bald auswendig kannte, und immer drehte es sich um seine ehemals glänzenden Familienver-

hältnisse, seine vornehme Abstammung und die Heldentaten seiner Vorfahren.

Ich wußte, daß er mir nur Märchen erzählte; doch er sprach dann mit einem Ernste und einer Feierlichkeit, die mich überzeugte, daß er sich in seine Phantastik so verbissen hatte, um schließlich selbst steif und fest daran zu glauben und sich selbst als den Märtyrer des Schicksals hinzustellen, dem dieser so arg mitgespielt.

„Ja, ja,“ seufzte er dann wohl und nickte trübe lächelnd mit dem Kopfe; meine Ahnen waren unermesslich reich und konnten sich alle Genüsse leisten, die diese Welt ihnen bieten konnte. Sie waren mächtige Herrscher im Lande Arabien, und das Volk jauchzte ihnen zu. Jetzt wandeln sie schon lange im Paradiese, wo sie das Freudenleben fortsetzen. Friede sei mit ihnen!

(Abdallah war strenggläubiger Muselman.)

„Wer war denn dein Urahne?“ fragte ich ihn einmal; und da erzählte er mir eine lange Geschichte, die ich geduldig mit anhörte, weil sie ganz interessant war. Doch nicht lange darauf erzählte er sie mir zum zweiten und einige Zeit später zum dritten Male, so daß ich sie fast ganz behielt und mir aufschrieb. Vielleicht interessiert es auch die Leser, die Schicksale von Abdallahs Urahnen zu erfahren, und so will ich sie denn wiedergeben:

Abdul Kerim steht im dritten Himmel, wo die Edelsteine wachsen und der Todesengel Asrael sich aufhält. In der ungeheuren Fülle des Lichtes, das die Bäume ausstrahlen, sitzt Asrael und wird dort bis zum jüngsten Tage sitzen, an welchem die Toten auferstehen. Vor sich hat er das große Buch zu liegen, worin er die Namen derer schreibt, die geboren werden sollen, und andere löscht er aus, deren Lebenszeit abgelaufen ist. Diese müssen sodann sterben.

In diesem Himmel hat jeder Baum siebzigtausend Zweige, jeder Zweig siebzigtausend Früchte, und jede Frucht enthält siebzigtausend Edelsteine; Diamanten, Rubine, Smaragden, Karfunkeln, Türkisen, Achaten und andere. Die Gestalt des Engels Asrael ist so groß, daß seine Augen siebzigtausend Tagereisen auseinanderstehen.

Abdul Kerim stand zwölf Monate und dreizehn Tage mäusestill und wartete darauf, daß Asrael von seinem Buche aufsehen und ihn ansprechen würde. Doch da kam die heilige Nacht heran, die man Al Kadr nennt; das ist die Friedensnacht, in welcher der Koran vom

Himmel gekommen ist, und nun sah Asrael erst Abdul Kerim vor sich stehen, als er mit Schreiben innehielt und von seinem Buche aufblickte.

Asrael kannte ihn ganz genau, denn es war einer jener Geister, die sich zum rechten Glauben bekehrt hatten, als sie damals in dem Tale Al Elim in der Nacht von Mohammed den Koran vorlesen hörten. Doch der Engel war erstaunt, daß er den Geist hier stehen sah, weil es ihnen streng verboten war, die Pforte des ersten Himmels zu passieren, wo die Sterne an goldenen Ketten hängen und wo in jedem Stern ein Engel wohnt, der dafür verantwortlich ist, daß kein Teufel hindurchkann.

Der Engel sah den Eindringling sehr ungnädig an, weil er annahm, daß Abdul Kerim die himmlischen Schildwachen getäuscht hatte und in böser Absicht hergekommen war. Doch der Geist hielt ruhig dem strengen Blicke stand, verneigte sich sehr ehrerbietig und sprach:

„Allah ist Allah, und Mohammed ist sein Prophet!“

Dadurch gab er zu erkennen, daß er ein guter Geist und ebenso ein treuer Moslem war, und auch ein Strenggläubiger, der den Koran genau kannte.

„Wie bist du hierher gekommen, und was ist dein Begehrt, daß du hier vor mir stehst?“ fragte Asrael.

„Allah hat es mir befohlen und seinen Engel mit mir bis zum Himmelstore geschickt,“ antwortete Abdul Kerim mit abermaliger tiefer Verbeugung. „Ich soll dir sagen, daß du meinen Namen in dein Lebensbuch einschreiben sollst, denn ich will ein Erdenmensch werden. Wenn ich sodann eine bestimmte Zeit gelebt habe, so sollst du mich wieder auslöschen, damit ich dann sterbe, wie alle anderen Erdenmenschen.“

Einem Befehle Allahs mußte Asrael gehorchen, denn er wußte ganz genau, wie die Sache sich verhielt, weil alle Engel die göttlichen Befehle kennen. Doch er wollte den Bittsteller nur prüfen, und da er mit dessen Rede zufrieden war, nahm er den Griffel zur Hand, um zu schreiben. Doch dann besann er sich wieder und legte den Schreibstift fort.

„Heute ist die heilige Nacht Al Kadr“, sprach er, „und jede Tätigkeit verboten. „Und da ich jetzt die beste Zeit habe, um dir zuzuhören, so kannst du mir ja deine Geschichte erzählen, wenn du willst.“

Abdul Kerim verneigte sich zum dritten Male und sprach: „Ich bin ein guter Geist, wie du wohl wissen wirst, und den Menschen sehr

gewogen. Nun herrscht in der Stadt Haïl in Arabien ein mächtiger König, der auch Sultan des Reiches Achladschd ast. Alle Genüsse des Lebens stehen ihm zur Verfügung; er ist reich, wie Simar, wohnt in einem prächtigen Palaste und hat ungezählte, kostbare Kleider, edle Pferde und eine große Menge Elefanten und Kamele. Und doch ist er nicht glücklich; und der Gram beugt sein graues Haupt, weil er keinen Sohn und Erben hat. Nur eine Tochter ist ihm erst später geboren worden, welche aber so märchenhaft schön ist, daß selbst die glutäugigen Jungfrauen im Garten Ahbalad neben ihr wie gewöhnliche Sklavinnen erscheinen würden. Ihre Augen sind so klar, wie das Wasser des heiligen Serminini und funkeln wie Sterne, wenn diese sich in silbernen Fluten spiegeln. Ihr Haar ist feiner als Seide und üppig wie das Laub eines jungen Mangobaumes. Ihr Antlitz ist so zart wie weiche Flocken und ihre Wangen wie reife Pfirsiche. Ihr Mund ist süßer als reife Datteln, und ihr Leib duftender als Ud mit Ambra. Sie ist ebenso mild und herzlich wie schön, und ebenso bescheiden, wie sie frommen Herzens ist; denn sie besitzt alle weiblichen Tugenden in hohem Maße. Ihr Ruf ist bis ans Ende der Welt gedrungen, und von allen Teilen Arabiens und Aegyptens, Syriens und Persiens, auch aus Samarkand, Afghanistan, Indien und Afrika kommen fortwährend Fürsten und Königssöhne, um sie zum Weibe zu erbitten.

„Doch ihr Vater ist ein strenggläubiger Moslem und hat ein ebenso weiches Herz wie seine Tochter. Deshalb will er sie nur glücklich machen, und überläßt ihr selbst, sich den Gatten auszuwählen. Zu diesem Zwecke ist in dem Palaste zu Haïl ein Geheimzimmer eingerichtet worden, von welchem sie, hinter einem Vorhang verborgen, die Freier sehen, ihre Gespräche hören und die Geschenke prüfen kann, welche diese mitbringen, und bisher hat sie alle Freier abgewiesen, weil ihr von allen noch keiner gefiel.

„Eines Tages kam auch ein Ungläubiger nach Haïl, der sich um die Gunst der Jungfrau bewerben wollte. Es war der Fürst einer großen Insel an der abendländischen Küste. Er war schön wie Achmed, seine Rede floß wie Honigseim über seine Lippen, und solche Pracht und Reichtum hatte man hier noch nicht gesehen. An Geschenken brachte er hundert Lasten gediegenes Gold mit, dazu tausend Unzen Ambra, große Mengen Rosenholz, Moschus und wohlriechende Tinkturen, seidene und purpurne Gewänder ohne Zahl und dazu Schals und Schleier, von denen jeder wohl an hundert Goldstücke wert war. Sein Gefolge

war unübersehbar, und dreißig Elefanten, einige hundert edle Pferde sowie eine große Anzahl Kamele wurden mitgeführt.

„Der Sultan empfing seinen Gast mit Güte und Freundlichkeit, gab ihm aber zu verstehen, daß seine Tochter ihn wohl schwerlich annehmen würde, da er ein Ungläubiger sei. Und daß er wenig Hoffnung hätte, wenn er sich nicht zum wahren Glauben bekehrte. Die Jungfrau sah den schönen Jüngling von ihrem Verstecke aus, hörte seine Reden und konnte auch die prachtvollen Geschenke bewundern, welche er mitgebracht hatte. Sie sah auch, daß der Fürst sehr niedergeschlagen war und enttäuscht wieder von dannen ziehen wollte, als er reiche Gegengeschenke erhalten hatte. Da ging Suleima zu ihrem Vater und bat ihn, den Freier noch zurückzuhalten, weil es ihr nicht unmöglich erschiene, denselben zum rechten Glauben zu bekehren. „Und wenn ich ihn bekehrt habe, werde ich dann nicht von dem Propheten geliebt werden, mit dem Friede sei?“ sprach sie eindringlich.

„Der Sultan ersah aus ihren Worten, daß der Fürst einen tiefen Eindruck auf Suleima gemacht hatte, und da er ihren Sinn zu schätzen wußte, so versprach er ihr, mit dem Fürsten zu sprechen.

„Er empfing ihn also nochmals und erklärte ihm in einer längeren Rede, daß Suleima ihm seine Hand geben wolle, falls er seinen Unglauben abschwöre und sich zum Islam bekenne. Er ließe ihm einen Tag Zeit zur Ueberlegung; im Falle seiner Bekehrung solle dann die Hochzeit gefeiert werden, und er würde ihn als seinen Schwiegersohn und Erben willkommen heißen.

Der Fürst versprach, innerhalb der gestellten Frist seine Antwort zu überbringen, begab sich zu einem alten Manne in seinem Gefolge und besprach im geheimen mit diesem die Forderungen des Sultans. Der alte Mann überlegte lange Zeit und sprach sodann: „Wenn du das Weib gerne besitzen willst, so sage zu allem, was man dich fragen wird, ja. Denn Worte sind nur Spreu, die im Winde verfliegen. Unter glatten Worten verbirgt sich die nackte Wahrheit, welche die Menschen nicht hören wollen. Darum nimm nur ruhig das Weib und ziehe mit ihr in unsere Heimat. Wenn sie sich zu deinem Glauben bekehrt, so ist es gut. B ekehrt sie sich nicht, so kannst du deine Kinder im rechten Glauben an deinen Gott an einem anderen Orte erziehen lassen, und deine Seele wird frei sein, weil du im Herzen fromm geblieben bist!“

„Dieser Rat gefiel dem Fürsten, und er freute sich, auf diese schmähliche Art, den Sultan und Suleima zu hintergehen. Dann machte er sich bereit, seine Antwort zu überbringen.

„Das war mir denn doch zuviel,“ fuhr Abdul Kerim fort; „daß dieser Mann sich durch eine Heuchelei in den Besitz Suleimas setzen wollte. War es denn sicher, daß diese den Bekehrungsversuchen standhielt? Und wenn nicht, war dann nicht eine gläubige Seele verloren? Das durfte nicht geschehen. Und so schlich ich mich in der Nacht, als alles schlief, in den Palast, und in das Zimmer, welches der Fürst bewohnte, nahm ihn in meine Arme und brachte ihn in die Wüste. Hier tötete ich ihn und verscharrte seine Leiche im Sande. Ich glaubte, ein gutes Werk getan zu haben, weil ich einen Lügner und Heuchler erschlagen hatte.

„Doch Allah war meine Tat nicht wohlgefällig, weil ich einen Menschen getötet hatte, der sich vielleicht doch noch zum Glauben bekehrt hätte, und nun seine Seele verloren war, bevor er das Glaubensbekenntnis ablegen konnte. Deshalb schickte Allah sofort einen Engel, der mich vernichten sollte. Doch ich verteidigte mich und wies daraufhin, daß ich einen Heuchler, einen Ungläubigen erschlagen, daß ich ein gutes Werk getan und das Leben verdient hätte, denn jener wollte die Tochter eines Moslem hinwegführen.

„Der Engel gab mir Recht, und ich bat ihn, doch bei Allah Fürbitte zu tun. „Denn sieh,“ sagte ich, „ich will Buße tun, aber dies kann ich doch nicht, solange ich ein Geist bin. Und wenn du mich jetzt vernichtest, dann erst recht nicht. Wenn ich ein Geist bleibe, so muß ich, wie alle anderen Geister, beim ersten Trompetenstoße vor der Wiederauferweckung der Toten auch sterben. Wenn du nun aber bei Allah bittest, daß ich eine Seele erhalte, so kann ich als ein Mensch viele Jahre leben und Gutes tun. Sollte ich dies nicht, so mag ich mit glühenden Ketten gefesselt werden, anstatt mit den anderen Gläubigen ins Paradies einzugehen.

„Da versprach mir der Engel, Allah meine Bitte vorzutragen, und flog gen Himmel. Bald darauf kehrte er zurück und sagte lächelnd: „Ich habe für dich gesprochen, wie es mir mein Herz eingab; höre also, was Allah dir sagen läßt: Allah allein gebührt das Recht über Leben und Sterben der Menschen, und deshalb verdienst du den Tod, weil du ein dir nicht gebührendes Urteil vollstrecktest. Doch es mildert die Tat, weil es wirklich ein Heuchler und Ungläubiger war, den

du richtetest, deshalb verdienst du das Leben. Allah ist gerecht, gnädig und barmherzig, deshalb will er dich weder belohnen, noch bestrafen. Du sollst ein Erdenmensch werden, doch vorläufig noch keine Seele erhalten, bis du durch fromme Taten bewiesen hast, daß du ihrer würdig bist.

„Jetzt gehe zum dritten Himmel und warte dort so lange, bis Asrael Zeit haben wird, deinen Namen in das Buch der Lebenden einzutragen. Ist das geschehen, so kehre hierher zurück, dann sollst du nach Haïl gehen, um Suleima zum Weibe zu nehmen. Sie wird damit einverstanden sein, trotzdem sie dich nicht liebt, denn Allah will es so. Suleima ist aber nicht nur tugendhaft und fromm, sie ist auch klug und wird deine Taten zu beurteilen wissen. Sind dieselben gut, so wird sie eines Tages vor dich hintreten und sagen: „Abdul Kerim, ich liebe dich!“ In diesem Augenblick wirst du eine unsterbliche Seele erhalten und, wenn du dann sterben mußt, mit den Gläubigen zusammen ins Paradies gelangen. So spricht Allah!“

„Der Engel wies mir sodann den Weg hierher, und nun bitte ich dich, Asrael, daß du meinen Namen in das Buch schreibst, damit ich Allahs Befehle vollziehen kann.“

Asrael ergriff den Schreibstift und zeichnete lange in dem Buche. Dann sprach er:

„Du bist jetzt ein lebender Mensch ohne Seele geworden und auch allen den Uebeln unterworfen, mit denen der Weg der Lebenden so reichlich bedacht ist. Du bist nun ungeschützt gegen Tod durch das Schwert, durch Krankheit, Hunger und Durst; deine Erdenjahre sind schon gezählt, darum beeile dich mit deinem Vorhaben, denn ob auch Allah dir eine Reihe von Jahren gegeben hat, so sind diese doch in dem irdischen Jammerleben nur ein Lufthauch, der in der Wüste sich verliert, wenn die Stürme töben.“

Abdul Kerim ging und wurde von dem Engel in die Wüste hinuntergetragen. Er dachte gar nicht daran, daß schon eine so lange Zeit verfließen sei, doch der Engel erriet seine Gedanken und sagte: „Du glaubst, daß nur ein Augenblick verfließen ist, und doch hast du zwölf Monate und dreizehn Tage vor Asrael gestanden. In der irdischen Laufbahn ist die Zeitrechnung eine andere, als in der himmlischen. Ein Menschenalter ist hier nur eine Sekunde in der Ewigkeit; deshalb beeile dich mit deinem Auftrage, daß du rechtzeitig fertig

wirst; denn mit dem Ablauf deiner irdischen Lebensjahre ist auch die Frist zur Ausführung guter Taten abgelaufen.“

Der Engel ging zu einem Ghaddastrauch, nahm eine Handvoll Blätter und hielt sie Abdul Kerim mit den Worten hin: „Als Mensch mußt du auch bekleidet sein, und darfst nicht nackend und bloß vor andere Menchen treten. Ich habe deshalb den Auftrag bekommen, dich vollständig auszurüsten und dir alles zu geben, was du zu deiner Reise und der Ausführung des Befehles Allahs benötigst.“

Er warf die Blätter über Abdul Kerim, und sofort verwandelten sich diese in ein prächtiges Gewand von feinstem Linnen. Dann brach er einen Zweig ab und steckte diesen Abdul Kerim in den Gürtel. Nun war er keine Gerte mehr, sondern ein blitzendes Schwert von feinstem Damaszenerstahl. Nun ergriff der Engel eine Heuschrecke, hielt diese in die Höhe und ließ sie fallen. Im selben Augenblick verwandelte sich diese in eine schöne, braune Stute mit herrlichem Schweife. Sodann legte er Blätter auf ihren Rücken, und sie war mit glänzend neuem Sattel und Zaumzeug geschmückt.

„So,“ sprach der Engel; „nun steige auf und reite mit Allah; vertraue auf ihn und vergiß nicht den Tag des jüngsten Gerichts!“ Dann war er verschwunden.

Abdul Kerim stand nun allein in der Wüste, als ein Mensch, der weder Vater und Mutter hatte, der allen menschlichen Uebeln, dem Hunger, Durst, dem Wüstensturme ausgesetzt war. Dazu wußte er, daß er an hundertfünfzig Meilen von Haïl entfernt sei. Als er noch ein Geist war, hatte er öfter mit den Genossen vom Himmel heruntergesehen und gelacht, wenn die da unten wie die Ameisen so langsam vorwärtszogen; doch jetzt war ihm gar nicht so behaglich zu Mute, denn er hatte ganz vergessen, den Engel um Wasser und Dattein zu bitten.

Doch mutig drang er vorwärts, und die Stute fand die Richtung von selbst. Immer nach Norden verfolgte sie den Weg, und als es hell genug geworden war, um einen schwarzen Faden von einem weißen zu unterscheiden, sah er in der Ferne einen weißen Fleck. Dieser konnte nichts anderes als Wasser bedeuten und eilig trabte auch die Stute dieser Stelle zu.

Als beide sich am klaren Wasser gelabt, spähte er um sich, und siehe da: rings auf dem Boden lagen Heuschrecken in großer Menge, die, vor Kälte erstarrt, sich nicht zu bewegen vermochten, und Abdul

Kerim konnte nicht nur seinen Hunger stillen, sondern sich auch noch eine Anzahl in ein Tuch packen, damit er unterwegs noch eine Mahlzeit einnehmen konnte. Die Stute hatte unterdessen die Blätter eines Ghaddastrauches abgeknabbert und schien auch gesättigt zu sein.

Nun legte er sich zur Ruhe und schlief ein. Als er wieder erwachte, hatte auch die Stute geruht und stand frisch und munter neben ihm. Er bestieg sie und ritt weiter. So ritt er mehrere Tage lang, bis er das Hügelland zu Gesicht bekam, das die Wüste nach Fail zu begrenzt. Er gewahrte nun, daß er viel weiter entfernt gewesen, als er ursprünglich angenommen hatte, doch dachte er, daß Allah ihm schon jetzt eine Prüfung auferlegte, als er ihn durch die Wüste schickte.

Eines Tages erwachte er bei Sonnenuntergang, wo er sich morgens müde neben einer Quelle gelagert hatte, und sprang auf, um seine Waschungen zu machen. Dann betete er, mit dem Gesicht nach Mekka gewandt. Als er aufblickte, gewahrte er, daß der Neumond gerade über der untergehenden Sonne stand. Dies ist das Zeichen, daß die Fasten des Ramadhan vorüber sind und das Beiramfest beginnt. Das ist ein gutes Zeichen, welches mir Allah sendet, dachte er, daß ich mit meinem Einzuge in das Reich des Sultans Hadischar das größte Fest der Moslem beginne.

Er stieg auf und ritt in das Hügelland hinein, wo er bald in ein kleines Dorf kam, in dem das Fest von den Eingeborenen gefeiert wurde. Sie hatten ein junges Kamel und einige Schafe geschlachtet, und als sie den Fremdling erblickten, boten sie ihm an, das Fest mit ihnen zu feiern. Als seine Stute reichlich mit Korn versehen war, setzte er sich unter sie, aß und trank und pries Allah.

Die Leute bewunderten das Pferd und sprachen zu ihm: „Wahrlich, deine Stute muß eine Tochter Al Bohras sein, des Himmelsrosses, mit dem Beinamen ‚der Leuchtende‘, auf dem der Prophet, mit dem Friede sei, seine nächtliche Reise vollendete.“ Dann wiesen sie auf die Zeichen, die nur dem reinsten Vollblut eigen sind, das je in Arabien aufgezogen wird, und behaupteten, daß es wohl ein außergewöhnlich schnelles Tier sein müsse.

Abdul Kerinn freute sich über das Lob; denn es war ja sein einziger Besitz und außer den Kleidern, die er auf dem Leibe trug, sein ganzer Reichtum. Er streichelte denn auch die Stute und fuhr lieb-

kosend über das glatte, braune Fell. Dann dankte er den Leuten, flehte Allahs Segen auf sie herab und ritt weiter, gen Faïl.

Unterwegs kamen ihm wohl trübe Gedanken, daß er so ganz ohne Rang und Namen und ohne Geschenke vor den Sultan treten sollte, doch mutig raffte er sich auf, weil der Engel ihm doch gesagt hatte, daß es Allahs Wille sei, der Suleima ihm zur Frau gab, und so ritt er in die Stadt ein.

Gewöhnlich machte Abdallah hier beim Erzählen eine längere Pause, so daß ich ihn immer wieder erst aus seinen Träumen durch Zwischenfragen erwecken mußte. Es war, als ob Erinnerungen ihn gepackt hatten, denn er vergaß ganz seine Umgebung und brütete vor sich hin.

„Nun, und wie ist Abdul Kerim von dem Sultan empfangen worden, hat Suleima ihn erhört?“ fragte ich ihn.

Schweigend nickte er mit dem Kopfe, tat, als ob er angestrengt nachdenke und erzählte weiter:

Allah ist groß, größer noch seine Güte und Macht, und nur einer ist in seiner Nähe, der wert wäre, ihm den heiligen Fuß mit der Stirn zu berühren, und das ist Mohammed, sein Prophet, mit dem Friede sei. Als der Sultan Hadischar den Fremdling kommen sah, eilte er ihm entgegen, umarmte ihn wie einen Sohn und sagte, daß er ihn längst erwartet habe; und auch seine Tochter Suleima erwarte ihren zukünftigen Gatten; denn im Traume sei ihnen ein Engel erschienen und habe ihnen zu gleicher Zeit den Willen Allahs überbracht, daß derjenige, der am ersten Tage des Beiramfestes ohne jegliche Begleitung oder Gefolge in den Palasthof einritze, der Rechte sei. Auch seine Stute und seine Kleider waren genau bis in alle Einzelheiten beschrieben, und der Name Abdul Kerim sei von dem Engel auch genannt worden.

Dem Willen Allahs würde er sich sowohl, wie seine Tochter unbedingt fügen, denn sie erkenne es als eine besondere Gnade Allahs, daß er ihnen seine Wünsche durch einen Engel zukommen ließe. Und da sie gute Moslem seien, so stände der Verbindung kein Hindernis entgegen.

Glückstrahlend pries nun auch Abdul Kerim die große Güte und Weisheit Allahs, denn er hatte nun gesehen, daß sein Weg vorbereitet gewesen war. Er gelobte sich immer wieder, ein guter Mensch und gläubiger Moslem zu bleiben, und hat sein Gelübde treulich gehalten.

Bald nach seiner Ankunft in Faïl wurde denn auch das Hochzeitsfest mit großer Pracht gefeiert. Ungezählte Kamele, Ochsen, Schafe und Lämmer wurden geschlachtet und alles Volk nahm an der Feier teil. Abdul Kerim und Suleima waren ein schönes Paar, wie selten Eheleute zusammenkamen, und sie lebten herrlich und in Freuden, bis an ihr Ende. Friede sei mit ihnen!"

„Aber die Geschichte ist noch nicht zu Ende,“ mußte ich dann wieder mahnen; und Abdallah tat, als ob er zuerst genötigt werden müsse, ein großes Geheimnis zu offenbaren, wiegte nachdenklich sein Haupt und fuhr fort:

Es war in einer schrecklichen Zeit, als das Volk sich, durch Anstiftung eines Gegensultans, gegen ihn empörte, in seinen Palast eindrang, um ihn zu töten. Doch Allah beschützte ihn, gab ihm Kraft, seine Widersacher niederzuringen und sein Ansehen wieder aufzurichten. In solch einer Stunde der höchsten Gefahr warf sich Suleima an seine Brust und bat ihn, sein Leben zu schonen, da er ihr gehöre und sie ihn liebe.

Da erschien der Engel wieder, jedoch nur von Abdul Kerim sichtbar, hell, wie der zunehmende Mond, und lächelnd auf das umschlungene Paar niederblickend. In seiner Hand trug er eine Flamme, reichte diese dem Ueberraschten und sprach:

„Es ist dir Großes gelungen, Abdul Kerim; denn die Liebe eines Weibes, die aus einem Königshause stammt, zu erringen, ist ein seltenes Ding; um so viel höher ist es anzuschlagen, daß du es durch deine Frömmigkeit und deinen reinen Lebenswandel erzielt hast, die Liebe Suleimas zu erwecken. Empfange denn also deine Belohnung, deine unsterbliche Seele, mit der du tun kannst, was du willst. Wie dein weiteres Schicksal sein wird, das weiß Allah nur allein, doch wenn du sterben wirst, so sollst du ebenso wie andere Menschen nach deinen Taten gerichtet werden.“

Damit strückte ihm der Engel die Flamme entgegen, welche Gestalt annahm und Abdul Kerims Ebenbild wurde. Dieser sah sie freudig überrascht fest an und jauchzte hell auf, um sein Entzücken kundzutun, doch da verschwand die Erscheinung, und er fühlte, daß sie in seinen Körper gefahren sei. Auch der Engel war verschwunden, um zum Paradiese zurückzukehren.

Jetzt wußte Abdul Kerim, daß auch in ihm Leben sei; er umarmte sein Weib und schwor ihr ewige Treue und Liebe, auch daß er ihr

zum Danke keine andere Frau neben ihr halten wolle. Suleima war glücklich, pries Allah sowie die Aufklärung der wunderbaren Schicksale ihres Gatten und schenkte diesem viele starke Söhne, deren Kinder und Kindeskinde noch ruhmvoll in Achladschd geherrscht haben.

Abdul Kerim und Suleima starben hochbetagt zur selben Stunde und liegen in einem Marmorgrabe im Garten hinter dem El Gesa-Tore begraben. Wenn die Pilger und Reisenden aus dem Osten und Norden, von Achabad und Heftir, von Ghurbureid und Khaleb kommen, besuchen sie ihr Grab noch heute. Friede sei mit Ihnen.“

„Wenn ich dann weiter in Abdalla drang und wissen wollte, wie er, als Nachkomme eines so großen Herrscherstammes, hier nach Afrika verschlagen sei, so erzählte er mir einfach ein neues Märchen; bis ich mein Fragen aufgab und ihn gewähren ließ.

Im allgemeinen spielt überhaupt die Phantasie bei diesen großen Kindern eine Spezialrolle. Es ist nicht immer Bösartigkeit, wenn sie die Unwahrheit sagen, sondern äußerst lebhaftes Hirngespinnste. Genau so verhält es sich mit dem Stehlen. — Diese Menschen, die so sorglos in den Tag hinein leben, ohne an das „Morgen“ zu denken, begreifen natürlich auch schwer den Unterschied zwischen Mein und Dein. Es wächst und besteht, ihrer Meinung nach, in der Natur alles nur aus dem Grunde, um die Geschöpfe zu erfreuen und diesen die nötigen Nahrungsmittel und Leckerbissen auf die bequemste Weise zugänglich zu machen. So greifen sie denn ohne Ueberlegung zu, wie ein kleines Kind, dem ein glänzender Gegenstand gefällt, und das auch nicht erst nachdenkt, ob es die Erlaubnis dazu erhalten hat. Ebenso wie dieses Kind sich auch einen ihm nicht gehörenden Gegenstand aneignet und dann bitterlich weint, wenn er ihm fortgenommen wird, und absolut nicht begreift, aus welchem Grunde dies geschieht, genau so trägt dieses große Negerkind Verlangen nach Dingen, für die es gar keine Verwendung hat, die aber sein Gefallen erregen. Meist sind es tatsächlich auch nur glänzende Gegenstände, welche er stiehlt, und weiß später, wenn der längere Besitz ihn an den Anblick des Objektes gewöhnt hat, überhaupt keinen plausiblen Grund anzuführen, aus welchem er den Diebstahl begangen hat.

Er tritt also hier mit dem Kind auf die gleiche Stufe, wenn er den ihm zuerst so begehrt erscheinenden Gegenstand achtlos beiseite wirft, nachdem ihm das Betrachten kein Vergnügen mehr macht, und — nach etwas neuem greift.

Eine Strafe für solches ihm garnicht bewußte Vergehen empfindet er als ungerechte Mißhandlung, weil er als Naturmensch einfach keine anderen, als die von der Natur vorgeschriebenen Gebote kennt. Wird der Neger von diesem Subjektivismus aus betrachtet, so erscheint er uns wie ein Unwissender, wie ein großer, täppischer junger Hund, der erst in der Manege den ersten Schliff bekommen soll, oder wie ein unmündiges Kind, das erst erzogen, gepflegt, geleitet werden muß und überhaupt noch nicht begreifen kann, daß ein menschliches Individuum noch zu anderen Zwecken auf die Welt gekommen ist, als nur um zu essen, zu trinken, zu spielen und zu schlafen.

In diesem Sinne lasse ich auch meinen Seffu gewähren, der unzertrennlich von mir seine ihm überwiesenen Arbeiten mit einem Eifer verrichtet, den ich sonst bei Negern noch nicht kennen gelernt habe. Doch — er lügt und stiehlt ebenfalls. Seine Phantastereien überhöre ich schon, denn wenn er „dichtet“, so trägt er die Farben so grell auf, daß ich es fühlen kann, wo die Wirklichkeit aufgehört hat. Doch das leidige Stehlen. Glücklicherweise kommt er mit niemand zusammen, dem er etwas verschachern könnte, doch es ist unangenehm, nach einem Gegenstande zuerst längere Zeit verwundert zu suchen, um ihn nachher in einem Versteck ausfindig zu machen. Ich hoffe jedoch, daß mit der Zeit meine Ermahnungen schon ihre Wirkung ausüben werden.

Der Hund weicht nicht mehr von meiner Seite, doch kann ich ihn nicht immer auf die Jagd mitnehmen, weil er mir durch seine täppischen Manieren oft einen Pürschgang verdirbt. Wenn ich ihn mitnehme, so führe ich ihn gewöhnlich an der Leine, um etwa krankgeschossenes Wild besser aufstöbern zu können.

Heute bin ich wieder auf der Kaninchenjagd, und dabei muß er mir helfen, die erlegten Nager heil herbeizuschleppen, was ich ihm schon ziemlich beigebracht habe.

Wo Kaninchen hausen, halten sich auch eine Unmenge Schlangen auf, deshalb ist bei Jagden auf solchem Terrain immer große Vorsicht geboten; hauptsächlich, wenn es sich um größere Reptile handelt, die imstande sind, höher zuzugreifen, als auf die bis zum Knie gamaschenbewehrte Wade. Ferusi fürchtet jedoch die Schlangen nicht. Er zerschlägt die von ihm aufgespürten Eier und frißt teilweise deren Inhalt, greift die beweglichen Tiere sogar an und beißt sie hinter dem Kopfe halb durch, wenn es kleinere Exemplare sind; achtet auch nicht auf

Bisse und scheint sich sogar gegen das Gift immun zu fühlen; möglich auch, daß sein zottig behaartes, dickes Fell ein Durchdringen der Giftzähne nicht zuläßt, denn bis jetzt war er noch nie krank.

Gegen größere Tiere weiß er sich zu schützen, indem er in grotesken Sprüngen um sie herumsaust, und ein fürchterliches Geheul anstimmt. Sein Gebahren bringt mich öfters zu unbändigem Lachen, denn es wirkt zu komisch, wenn die Schlange sich alle Mühe gibt, ihrem Feinde eins auszuwischen, und dann stets einige gründliche Hacker mit den scharfen Zähnen des Hundes in den Schwanz bekommt. Schießen kann ich dann nicht, um ihm zu helfen, denn ich könnte ebensogut den Hund wie die Schlange treffen, und dieser Umstand ist dem treuen Tiere zum Verhängnis geworden.

Wir hatten unseren gewöhnlichen Platz erreicht, und ich pürsche mich vorsichtig durch die Büsche heran, um zum Schuß zu kommen, weil ich eine ganze Kaninchenfamilie von etwa zwanzig Stück auf einem Haufen herumspielen sehe. Ich bin schon freudig erregt, diesmal mit zwei gutgezielten Schrotschüssen ein halbes Dutzend zu treffen, und muß wohl die Hundeleine entweder gelockert oder freigelassen haben, als der Hund mit lautem Aufbellen in wilden Sätzen auf einen Affenbrotbaum zuspringt, um dort kläffend und heulend herumzujagen.

Ich war wütend, daß er mir die Jagd verdorben, und diktierte ihm im Geiste schon eine anständige Tracht Prügel. Doch auch auf mein Pfeifen und Rufen achtet er nicht, sondern springt wie rasend an dem Baume hin und her. „Er verdirbt mir die ganze Jagd!“ knirsche ich zwischen den Zähnen hervor, und eile auf ihn zu, um ihn wieder einzufangen. Annehmend, daß es eine Schlange ist, mit der er am Boden spielt, achte ich weniger auf den Baum, sonst wäre ich stutzig geworden, denn was da an einem Ast herabhängt und sich hin und her bewegt, sieht ganz verdächtig aus. Erst als ich näher komme, erkenne ich eine gigantische Riesenschlange, die mit lüsternten Blicken die Bewegungen des Hundes verfolgt, und jetzt reiße ich auch meine Büchse hoch. —

Doch es war zu spät. Blitzschnell war das Reptil vom Baume herab auf den Hund geschossen, hatte sich ebenso rasch einigemale um seinen Körper gewickelt, und das erstickte Geheul sagte mir, was geschehen war. Ein wilder Zorn übermannte mich, so daß ich alle Ruhe verlor; ich dachte im Augenblick nicht daran, ob ich noch etwas

retten konnte, oder ob ich dem Reptil gewachsen sei; — ich stürmte vorwärts, feuerte aus allernächster Nähe beide Patronen ab, warf das Gewehr zu Boden und stürzte mich mit gezücktem Jagdmesser auf die Schlänge. Jetzt entstand ein wildes Ringen. Ich stach wie wahn-sinnig in den Schlangenleib hinein und suchte vor allem, den Kopf zu treffen, doch das glatte, behende Reptil wich geschickt und griff nun seinerseits an. Es löste sich von dem Körper des getöteten Hundes — was sonst nie vorkommt — und versuchte, mich zu umschlingen; doch die beiden Schrotschüsse mußten glücklicherweise ihre Wirkung getan haben, denn ich konnte ausweichen, und nur das feuchtkalte Schwanzende streifte meinen Nacken. In demselben Augenblick verspürte ich aber einen heftigen Schmerz in meinem Oberarm, und zum zweitenmale wand sich das schon aus gräßlichen Wunden blutende Tier um mich und preßte mir den Brustkasten und das Becken zusammen. Doch den Kopf hatte ich jetzt auch mit meinem Jagdmesser erreicht; und während ich schon halb ohne Besinnung zur Erde sank, schnitt ich, ohne Rücksicht darauf, daß ich mir etwa auch den Arm verletzen könnte, mit der letztmöglichsten Kraftanstrengung, wie mit einer Säge tief in den Kopf hinein.

Sofort hörte das Pressen auf und ich bekam wieder Luft. Zum zweiten Male setze ich das Messer etwas mehr nach hinten an und schneide — drücke — schneide — bis das Messer durchgeschnitten hat, wo es ansetzte. Jetzt liefen zitternde Bewegungen durch den Riesenkörper, er rollte sich auf, schlug mit dem Schwanzende mächtig umher, und ich sprang auf und zur Seite, um mich mit meinem Arm zu beschäftigen. Ich konnte die Kiefer nicht zusammen herausziehen, sondern mußte das Messer noch einmal ansetzen, um den Schlangenkopf quer durchzusäbeln, und sodann mit aller Gewalt die einzelnen Hälften, die an den langen, spitzen Zähnen hingen, herauszuziehen.

Ich warf nun den Rock ab, um mit dem Taschenmesser noch einige Hautschnitte in die Wunde zu geben und sie tüchtig ausbluten zu lassen; denn wenn Riesenschlangen auch nicht giftig sind, so ist es immer besser, wenn eine Verletzung blutet. Es bildet sich nicht so schnell Eiter.

Nun erst überblickte ich aufatmend das Schlachtfeld. Mein armer Ferusi war zu einem langen, dicken Knüppel gequetscht. Man konnte nicht mehr unterscheiden, was diese Masse vorstellen sollte.

Die Schlange bewegte sich noch immer, zuckte, krümmte sich und schlug mit dem Schwanze. Da sie beinahe gerade lang ausgestreckt lag, schritt ich sie ab — acht einen halben Schritt, also sieben Meter; ein anständiger Regenwurm.

Mein Arm schmerzte ganz abscheulich; deshalb ließ ich alles liegen, wie es war, ergriff meine Büchse und stieg eilig aufwärts, um meine Wunden gründlich untersuchen und verbinden zu lassen.

Es hat 14 Tage gedauert, bis ich den Arm wieder gebrauchen konnte. Trotz Auswaschens und Kühlens hatte sich Eiter gebildet, und der ganze Oberarm war dick angeschwollen und gerötet, so daß ich schon das Schlimmste befürchtete. Doch da wurde eines Tages beim Verbinden entdeckt, daß zwei Zähne abgebrochen und stecken geblieben waren, welche wohl die große Anschwellung verursacht hatten. Das Herausschneiden verursachte gräßliche Schmerzen, doch sofort hörten auch die Stiche auf, und am anderen Tage ließ das Fieber auch nach.

Nun ist alles in bester Heilung begriffen, und ich kann wenigstens schon etwas helfen und hinausgehen, was Seffu eine große Freude bereitet. Denn mit meinem Zaubermittel hatte ich mir damals eine schöne Suppe eingebrockt. Wie ich seinerzeit behauptete, daß ich unverwundbar sei und nie krank werden konnte, so durfte ich mir doch jetzt nichts merken lassen, und meine Behandlung mußte äußerst heimlich geschehen. Sogar Seffu war verboten worden, in mein Zimmer zu kommen und mich zu stören, denn ich sei mit der Anfertigung eines neuen Zaubermittels beschäftigt, wurde ihm gesagt.

Um so größer war seine Freude, als ich heute zum erstenmale einen Spaziergang machte, um mich bei den Schwarzen zu zeigen und „gesund zu melden“. Zuerst besichtige ich unseren Gemüsegarten; da gibt es viel zu tadeln, was in den vierzehn Tagen vernachlässigt worden ist, und den Kopf, welchem die Aufsicht obliegt, nehme ich mir tüchtig vor.

Dann begeben sich die Arbeiter zu der eigentlichen Plantage hinaus, um den Fortschritt der Rodungsarbeiten kennen zu lernen. Es ist schon ein gewaltiges Stück freigelegt, und man ist eifrig dabei, auch das Aufräumen zu fördern. Das Fällen dieser Urwaldriesen ist keine Kleinigkeit und erfordert große Erfahrungen, wenn der Betrieb zweckmäßig geregelt werden soll.

Wird nämlich etwa ein Baum aus der Mitte herausgeschlagen, so kann es vorkommen, daß er nicht fällt, sondern an den ihn umklammernden Aesten und Schlinggewächsen hängen bleibt. Das nachträgliche Lösen oder Durchhauen dieser zähen Fangarme ist ein schwieriges Beginnen und auch nicht ungefährlich, weil es vorkommen kann, daß der Baum nach einer ganz anderen Richtung umschlägt, als man vermutet; und dadurch ist schon unsägliches Unheil über manche Arbeitsstätte hereingebrochen.

Diese Erfahrungen haben denn auch eine streng geregelte Arbeitsmethode gezeitigt, und soll hier nur kurz angeführt werden, wie solch ein Urwaldkoloß bezwungen und sicher auf den vorgesehenen Platz niedergelegt wird.

Zuerst werden alle den Baum umklammernden Schlinggewächse durch Abschneiden gelöst und mit dem Unterholz beseitigt. Dann bekommt der Stamm, dicht über der Wurzel an derjenigen Seite, nach welcher er fallen soll, einen tiefen Kerb mit der Axt eingehauen, und jetzt tritt auf der entgegengesetzten Seite die Säge in Tätigkeit. Steht der Stamm schief zu der Fallrichtung, so wird hoch oben ein starkes Seil befestigt und gegenüber an einem schwächeren Baume, der dem ungeheuren Drucke nachgeben kann, angebunden. Diese Befestigung bezweckt, den Fallenden teilweise heranzuziehen, ohne ihn zu viel aus der Bahn zu werfen. Längere Übung bringt es mit sich, daß jeder Baum mit größter Sicherheit dorthin fällt, wo vorher Platz für ihn geschaffen wurde, und wo das Niederstürzen keinen Schaden anrichten kann.

Liegt der Baum glücklich am Boden, so werden zuerst die Aeste entfernt, der Stamm in einzelne Teile zerlegt und das unbrauchbare Krummholz verbrannt. Zum Zerschneiden vorgesehene Stammstücke werden, wenn angängig, herausgezogen und zur Verwendungsstelle geschafft. Ist dies unmöglich und der Stamm zu schwer, so wird er an Ort und Stelle zerschnitten, und geschieht dies auf folgende Weise:

Der Block wird auf einige lange, schwächere Bäume gerollt und festgelegt. Dann gräbt man unter ihm, in seiner ganzen Länge, ein mannstiefes Loch, breit genug, daß ein Arbeiter sich bewegen kann, und nun tritt der „große Fuchsschwanz“ in Tätigkeit, wobei ein Mann oben auf dem Stamm stehend, der andere unten in der Grube, die schwere Säge auf- und niederbewegen.

Unvorbereitetes Stürzen und falsches Aufschlagen des Baumes hat vielfach zur Folge, daß der ganze Stamm zersplittert und zur Verarbeitung als Nutzholz unbrauchbar wird. Wo genügend Holz vorhanden ist, und — wie es fälschlich vielfach geschieht — als überflüssig einfach verbrannt wird, um Platz zu schaffen, mag es ja wohl dabei sein Bewenden haben, doch ökonomisch kann man solches Wirtschaften jedenfalls nicht nennen, denn jede Sache läßt sich verwerten und in Kapital umwandeln.

Doch auch sehr lebensgefährlich kann solch ein falsches Niederbrechen eines Verwundeten sein, wenn die nötige Vorsicht außer Acht gelassen wird, oder trotz derselben eine Möglichkeit eintritt, die man nicht voraussehen konnte. Sowie sich nach dem Einschneiden mit der Säge nämlich das Umfallen durch ein Knacken und Krachen an der Schnittstelle bemerkbar macht, wird die Säge rasch herausgezogen, und die Leute springen zur Seite. Nun kann es vorkommen, daß der vordere Kerb nicht tief genug oder schief angelegt, die Säge unrichtig angesetzt oder gehandhabt wird, daß ein Windstoß den Baum im letzten Augenblick packt und aus der Richtung schleudert, daß eine Liane nicht vollständig oder garnicht durchgehauen, das Seil reißt, oder ein sonstiger Zufall eintritt, den auch der Erfahrenste, Vorsichtigste nicht vorausahnte — dann tritt solch ein überraschender Moment ein, wo die Menschen wie wahnsinnig flüchten, sich überstürzen, entsetzliche Angstschreie ausstoßend, sinnlos direkt in ihr Verderben hineinrennen, und der Beamte muß selbst eilen, um sein Leben zu retten, das nur noch an einem Faden hängt, muß das gräßliche zu retten, das nur an noch an einem Faden hängt, muß das gräßlichen Schauspiel mit ansehen, wie zwanzig — dreißig lebende Geschöpfe begraben, zerdrückt, zerquetscht, zu Mus gestampft werden, ohne helfen zu können.

Das sind solche furchtbaren Zeitabschnitte, in denen dem Aufsichtführenden ein Grausen durch Mark und Bein jagt; die nachhaltig und nervenerschütternd auch auf ein schon verhärtetes Gemüt einwirken,

einem empfindsamen Menschen jedoch die Besinnung rauben können. In einzelnen, komplizierten Fällen können die Arbeiter gar nicht ausweichen, auch wenn sie möchten; beispielsweise wenn das umgebende Dickicht eine Flucht verhindert, oder nur aufhält, wenn die Leute in dem Gewirr von Baumstümpfen, Aesten und Knüppeln straucheln, wenn sie irgendwo unbemerkt festgeklemmt sind, oder wie die plötzlich auftretenden Zufälligkeiten alle heißen mögen, dann ist es um sie geschehen. Jeder Sekundenteil einer Verzögerung rückt die Gefahr in Rieseneile näher, der Baum fällt zu schnell; die Ausdehnung seines Astwerks ist zu gewaltig; die Fläche, welche er im Fallen bedeckt, eine zu ausgedehnte, als daß doppeltes Eilen nachträglich noch das Unheil aufhalten oder abwenden könnte. Wo diese ungeheure Holzmasse, saftdurchtränkt und eisenschwer, in der furchtbaren Wucht ihres Falles niederprasselt und aufschlägt, so daß durch den gewaltigen Anprall die Erde im weiten Umkreis erzittert, da ist im nämlichen Augenblick auch alles Leben vernichtet, das sie begräbt und menschliche Körper in Brei verwandelt, falls sie glücklicherweise nicht nur gestreift und leichter verletzt sind.

Wir mußten uns deshalb entschließen, weil auch durch manche Ungeschicklichkeit der ungeübten Holzfäller täglich Verletzungen vorkamen, eine Krankenstation einzurichten. Es war in der ersten Zeit eine schwierige Maßnahme, die Kranken zur Annahme der Hilfe zu bewegen, da die Leute, wenn man sie unbeobachtet ließ, einfach davonliefen, um in der Einsamkeit sterben zu wollen. Doch nicht nur die Verwundeten, sondern auch die Gesunden machten sich aus Furcht vor Unfällen aus dem Staube, so daß es erst nach großer Mühe und aufopferndster Pflege gelang, die Ungläubigen zu überzeugen, daß ihre Annahme unbegründet und Verletzungen zu heilen seien.

Gewöhnlich mußte ich dann mit meinen Zaubermitteln eingreifen und ihnen den Brief meines Freundes Max vorlesen, den ich denn auch schon Wort für Wort auswendig kannte. Es war also an der Zeit, daß ich bald darauf einen neuen Bericht von ihm erhielt, denn durch die viele Benutzung bestand der alte nur noch aus zusammenhangslosen Fetzen.

Auch ein neues Wohnhaus ist errichtet worden. Ein einfacher, viereckiger und einstöckiger Bau, mit glattem Satteldach und Palmenzweigen abgedeckt. Doch haust es sich hierin doch etwas bequemer

wie in der kleinen Hütte, zumal wir jetzt auf selbstgefertigten „Bettstellen“ schlafen.

Ich sage: „Bettstellen“, denn es sind tatsächlich nur einfache Vorrichtungen, welche ein „Bett“ vor„stellen“. Ein viereckiger Holzrahmen liegt auf vier niedrigen Stützen und wird durch kreuz und quer herübergezogene Bastseile zusammengehalten, das ist dieses ganze kunstvolle und praktische Möbel; ersetzt Sopha, Bett, Liegestuhl und bildet zeitweise sogar Kleider- und Wäscheschrank, Vorratskammer, Skattisch und Werkbank. So vielseitig ist noch nicht einmal ein sogenanntes Reform- oder Patentbett.

Wir fühlen uns denn auch alle so behaglich, wie es bei diesem Naturleben „frei und ungebunden“ nur sein kann. Auf deutschem Boden ein deutsches Haus und über diesem, an einer gewaltigen Fahnenstange lustig im Winde flatternd, die schwarz-weiß-rote Flagge, stellen wir auf diesem Fleckchen Erde, mitten in undurchdringlichem Urwalde, die Repräsentanten eines unternehmungslustigen, strebsamen Volkes dar, welches stolz seinen Besitz behauptet.



VIII.

Abdallah hatte mich inzwischen schon wieder einigemale eingeladen, und vermutete ich nicht mit Unrecht, daß er mir aufs neue eine interessante Geschichte erzählen wolle, die er inzwischen zusammenphantasiert.

Als ich daher eines Morgens unweit des Dorfes eine Kuhantilope erlegt hatte, gedachte ich, die Träger mit dem Wild nach der Pflanzung hinaufzuschicken, und dem wunderlichen, alten Herrn zugleich meine Aufwartung zu machen.

Da ich die Richtung schon genau kenne, verfolge ich nicht den Negerpfad, sondern verkürze mir den Weg durch Abschneiden einiger Windungen. Auf diese Weise komme ich an eine Stelle, wo sich von dem gegenüberliegenden Flußufer aus eine Furt durch das rasch dahinfließende Wasser erstreckt und die Verbindung mit dem an der anderen Seite gelegenen Dorfe herstellt.

Ein Weißer hütet sich jedoch gewöhnlich, allein einen solchen Durchgang auszuführen, schon wegen der Krökodile und Wasserschlangen, von welchen die Flüsse buchstäblich wimmeln; dann aber auch wegen der Folgen, die ein solch kaltes Bad nach sich zieht. Fast immer sind es nämlich Fieberanfalle, die den Körper befallen und erschüttern; deshalb läßt man sich durch Eingeborene, falls solche in der Nähe, hindurchtragen. Sind jedoch solche Helfer nicht vorhanden, so stellt sich ein Weißer am Flußufer auf und schießt ununterbrochen so lange in das Wasser hinein, bis der oder die anderen den Durchgang vollführt haben. Sodann macht sich der Schütze zum Ueber-

gang bereit, während von der anderen Seite die Kugeln in die Flut zischen.

Die Eingeborenen sammeln eine Anzahl kleiner Steine und werfen diese nach rechts und links während des Durchwatens in den Fluß. Offenbar werden die Saurier durch das Aufklatschen von ihrem Opfer abgelenkt, denn die Leute gehen furchtlos und ungehindert hinüber. Vielfach hilft auch die Natur diesen stumpfsinnigen Menschen, indem umstürzende Bäume durch Zufall quer über den Wasserlauf zu liegen kommen und hierdurch eine Brücke bilden. Es brauchen dann nur noch die Aeste entfernt und die obere Seite etwas geebnet zu werden, um für die nackten Füße der Farbigen einen bequemen Ueberweg zu bilden.

Hier lag nun leider kein solch nützlicher Baumstamm, und es war auch keiner in der Nähe, den man etwa hätte herbeischaffen können; deshalb hatte ich mit den Dorfbewohnern das Zeichen des In-die-Hände-klatschens verabredet, wenn ich Leute zum Uebersetzen herbeirufen wollte.

Doch heute klatschte ich schon eine halbe Stunde, und es kam niemand, trotzdem ich sah und hörte, daß Gestalten sich ganz in der Nähe aufhielten. Es mußte etwas ganz Besonderes vorgefallen sein, was die sonst so ruhigen Gemüter furchtbar erregt hatte, denn auch aus dem Dorfe erklang Rufen, Schreien und Getöse, als wenn es in eine Schlacht gehen sollte. Verwundert höre ich dieses mir unerklärliche Stimmengewirr herüberdringen, und die Neugierde trägt das ihrige dazu bei, meinen schon gefaßten Entschluß, wieder umzukehren, abzuändern, und einen Uebergang, trotz des in Aussicht stehenden Krankenlagers, zu erzwingen.

Ich entledige mich also meiner Kleider, schnüre dieselben in ein Bündel und befestige dieses auf meinem Kopfe. Dann halte ich die Büchse in der linken Hand hoch empor, während meine Rechte — für alle Fälle — das Jagdmesser umklammert, und steige in das schlammige, eiskalte Wasser. Meine Zähne klappern vor Frost aneinander, und ein schmerzendes Gefühl zuckt durch meinen Körper, als ich das feuchte Element zerteile und, vorsichtig ausschreitend, schon die Mitte des Flusses erreicht habe, wo mir die Flut bis über die Brust geht.

Ich sehe schon das andere Ufer dicht vor mir, und die Tiefe nimmt auch langsam ab, als dicht vor mir der unförmliche Kopf eines

Sauriers mit aufgesperrtem Rachen erscheint und mir näherkommt. Ich habe meine Rechte zum Schläge erhoben, und in demselben Moment, wo die Spitze des Oberkiefers nur noch etwa einen Meter von meiner Brust entfernt ist, mache ich einen Sprung vorwärts und lasse mit aller Wucht, welche die Faust auszuüben imstande ist, die Messerspitze auf die Nase des Tieres niedersausen.

Das Krokodil ist sofort untergetaucht und verschwunden, doch als ich mich umblickte, gewahre ich ein ganzes Dutzend aufgesperrte Rachen, die eilig auf mich zuschwimmen. Eine wahnsinnige Angst, hier hilflos von den gierigen Bestien zerrissen zu werden, gibt mir Riesenkräfte; das Wasser wird rauschend zerteilt, und schon habe ich das andere Ufer erreicht und will mich hinaufschwingen, als etwas mich am Beine gepackt hat. Ich drehe mich um und schlage wie rasend zuerst nach den mich verfolgenden Ungeheuern, die auch gleich untertauchen, sodann einigemal nach dem mich am Beine festhaltenden — Baumstamm, denn ein solcher war es. Ich hatte zwischen Stamm und Ast getreten, war hängen geblieben und vermutete in meiner Angst einen Angriff unter Wasser.

Nun schwang ich mich aber schnell auf das Ufer, nachdem ich meinen Fuß gelöst hatte, denn das Gurgeln um mich herum besagte nichts gutes. Oben ergriff ich mein Gewehr und starrte schußbereit in die Flut, um wenigstens einem der Räuber einen Denkkzettel zu geben, und da tauchte denn auch gleich darauf der kleine Teil eines vorwitzigen Kopfes auf — eine Sekunde nur, um sich gleich wieder unsichtbar zu machen, in dem schmutziggelben Wasser, doch diese kurze Zeit hatte mir genügt, ihm eine Kugel zuzusenden. Das aufrauschende Wasser bestätigte mir, das das Geschoß sein Ziel gefunden und auch seine Wirkung getan hatte. Doch den Kadaver zu suchen, war ganz unmöglich, denn einmal war in der trüben Flüssigkeit nichts zu sehen, und dann hätten mich goldene Berge auch nicht wieder in den Fluß hineingebracht. Ich bin sonst nicht furchtsam und habe schon viel gefährlicheren Bestien gegenübergestanden; doch hier, wo das trübe Element jede Bewegung des unheimlichen Feindes verbarg und mich am Gebrauch der Waffen und Glieder hinderte, stand die Sache anders; hier konnte ich zerfleischt werden, ohne daß ich meine Gegner sah, und ehe ich daran dachte, von Messer oder Büchse Gebrauch zu machen.

Ich kleidete mich nun wieder an und hob Gewehr und Messer auf. Jetzt erst bemerkte ich, daß an letzterem die Spitze abgebrochen war. Das tat mir leid und bedeutete einen schmerzlichen Verlust, denn wenn es auch wieder angespitzt werden konnte, so verlor es doch an Wert auch insofern, als es seinen Zweck nicht mehr ganz erfüllen konnte. Doch ich mußte mich trösten und mit dem Gedanken abfinden, daß die Spitze in der Nase des Krokodils diesem eine empfindliche Kostprobe von Europäerfleisch gegeben hatte.

Inzwischen hatte das Lärmen im Dorfe eher zu- als abgenommen, und ich schritt wacker aus, um die Ursache so schnell als möglich ergründen zu können. In kurzer Zeit treffe ich dann auch einige Leute, die mich sogleich, wüst durcheinanderschreiend, umringen und in heftigen Gesten mir etwas mitteilen wollen, das ich aber bei dem Wirrwarr unmöglich verstehen kann. Nur einzelne Worte, wie punda,¹⁾ simba²⁾ und Abdallah höre ich deutlicher heraus und kann mir schon einiges zusammenreimen, denn wenn ein Löwe mit einem Esel spazieren geht, so ist er meist nicht guter Laune.

Abdallah hat von meiner Ankunft gehört und kommt mir schon entgegen, um mich in sein Haus zu führen. „Salaama bwana, karibu n'dani!“³⁾ ist seine gewöhnliche Anrede. Nachdem wir beide auf dem Teppich Platz genommen, bringt ein Boy Kaffee und Kakes. Es ist dies eine sehr seltene Freigebigkeit, und ich bin desto gespannter, was nun folgen wird. Doch fragen durfte ich nicht; ich hatte schon gelernt, daß es nicht Sitte ist, neugierige Fragen zu stellen, denn man bringt das Gespräch erst auf Umwegen zu dem Kernpunkt der vorliegenden Verhandlung.

Zuerst wird das Wetter besprochen, dann kommt das Vieh, und zwar jedes einzeln an die Reihe, sodann die eigene Person, die Geschäfte, das Ackerfeld und dann ist es Zeit, so nebenbei den Umstand zu erwähnen, der einem beinahe das Herz abdrückt. So macht es auch Abdallah. Wir sitzen schon eine Viertelstunde uns gegenüber, und ich bestätige ihm eben zum dritten Male, daß unsere Hühner alle gesund sind, als er, Gleichgültigkeit heuchelnd, langsam hervorbringt:

1) Esel.

2) Löwe.

3) Friede sei mit Dir, Herr, tritt ein in mein Haus. (Gewöhnlich folgt dann noch der Zusatz: und betrachte meine Habe als die deinige.)

„Ja, und dann ist mir diese Nacht auch ein Esel davongelaufen!“ „Davongelaufen?“ frage ich erstaunt; „aus einem verschlossenen Stalle kann doch kein Esel entweichen!“ „Nun ja,“ meint er lächelnd, „er ist auch eigentlich nicht selbst gegangen, sondern geholt worden!“ „Ach so,“ sage ich, „also er ist gestohlen worden, und du kennst den Dieb nicht?“ „Ich kann mir wohl denken, wer es getan hat, doch bestimmt kann ich es nicht sagen!“ erwidert er zögernd. „Ja, das ist schlimm, aber darf ich wissen, wen deine Vermutung betrifft?“ forsche ich weiter. „Ich glaube, daß es ein Löwe gewesen ist!“ kommt es seufzend aus seinem Munde. Jetzt war es heraus, und ein tiefer Atemzug bestätigt mir, daß es ihm jetzt etwas leichter ums Herz geworden ist. „Wollen wir uns nicht überzeugen, wie der Raub vor sich gegangen ist?“ frage ich ihn, aufstehend; „man muß doch eine Spur bemerken und könnte vielleicht die Verfolgung aufnehmen!“ Jetzt ist er mit allem einverstanden, wird sogar äußerst lebhaft und geht mir voran nach dem Stalle, wo wir die Ueberfallstelle besichtigen.

Der Löwe — denn daß ein solcher hier in Frage kam, stand außer Zweifel — hatte in die leichte Hinterwand des Stalles ein Loch gerissen, aus welchem er den Esel herausgeholt und fortgeschleppt hatte. Der blutbesudelte Platz und eine tiefe Spur zeigten die Arbeit des grimmigen Raubtieres, und eine Furche im Sande, welche zum Busche führte, wies den Weg, den es mit der Beute genommen.

Mein Entschluß, die Bestie zu verfolgen, stand fest, doch wollte ich von Abdallah darum ersucht werden, um ihn mir verbindlich zu machen. Ich betrachtete daher scheinbar gleichgültig die Anzeichen der hier verübten Gewalttat und drehte mich dann um, damit ich das Haus wieder betrete. Abdallah folgt mir. Ich setze mich auf den Teppich, gieße mir noch eine Schale Kaffee ein und knabbere schweigend Kakes; während Abdallah unruhig in der Stube auf und ab geht und sich scheinbar über meine Wortkargheit ärgert.

Nach einer Weile setzt er sich wieder auf sein Kissen, blickt vor sich nieder und beginnt zu sprechen, als ob er eine Geschichte erzähle:

„Der Löwe hat in dieser Nacht meinen besten Maskatesel fortgeholt. Er ist schon einigemal im Dorfe eingebrochen, doch dann holte er sich nur Tiere der anderen Einwohner, die nicht so wertvoll sind, wie meine Esel. Es ist eine unerhörte Frechheit von dem Unhold, daß er sich an meinen Eseln vergreift, und verdient, daß man

energische Maßregeln trifft, um ihm sein Handwerk zu legen. Wenn man es nicht täte, so kommt er ganz bestimmt wieder und holt sich noch einen Esel. Es könnte sogar der Fall sein, daß es zufällig noch einer von den meinigen ist, und um diese ist es doch zu schade; solche hübschen Tiere, wie sie sind; sehen garnicht wie andere, gewöhnliche Esel aus; haben so einen klugen Kopf und so schlanke Fesseln wie ein Haselstrauch; die Farbe ist weißer als der Mond, so zart wie die Lilien; so folgsam und verständig wie sie sind, könnte mancher Mensch noch von ihnen belehrt werden. Es sind einfach wunderbare Wesen.

Die alten Racker der faulen Bande (er meinte damit seine Untertanen) könnte er sich ja meinetwegen allesamt holen; um diese ist es nicht schade. Doch kann man es wissen, daß er nicht wieder Gefallen an meinen Eseln findet? Kennt er denn den Unterschied zwischen Schansieseln und meinen Lieblingen? Nein; darum wird er wieder zu mir kommen, um mir die Weide meiner Augen, das Licht meines Daseins und die Stütze meines Alters zu rauben. Für jeden anderen sind diese Geschöpfe unantastbar, denn nachweislich stammen sie von dem ersten Esel aus dem Paradiese ab, dessen Geschichte ich dir noch später erzählen werde.

So lange hat Allah sie beschützt und als seine wohlgefälligen Kreaturen unter seine Obhut genommen; es ist mir daher unerklärlich, wie er es zulassen konnte, daß eines dieser Wundergeschöpfe eines so gräßlichen Todes sterben mußte. Ich habe sie doch so sorgsam gehegt und gepflegt; so behutsam behandelt, um kein Aergernis zu erregen. Jedenfalls habe ich sonstwie Sünde getan und muß dafür büßen. Deshalb werde ich auch, wenn der Mond im Abend neben der Sonne steht, einen Kuussali¹⁾ auf die Hadsch²⁾ senden. Doch es ist nicht ausgeschlossen, daß Allah zufällig verreist gewesen ist, als das Unglück geschah. Ja, Allah wird unbedingt auf einer Reise begriffen sein, sonst hätte er doch den Wüterich zurückgehalten, würde es garnicht gelitten haben, daß der Löwe in meinen Stall kam. Und nun muß ich zufällig selbst auch heute eine geschäftliche Reise unternehmen; sie kommt mir zwar jetzt gerade sehr ungelegen, aber ich kann sie auch beim besten Willen nicht aufschieben, und dazu muß ich auch

1) Beter.

2) Wallfahrt zum heiligen Grabe nach Mecca.

meine watua ja wondoki¹⁾ mitnehmen, kann diese sogar nicht einmal auf die Jagd nach dem Löwen schicken.“

Abdallah machte eine Pause, als erwartete er, daß ich mich nun erbieten würde, die Verfolgung des Raubtieres zu übernehmen. Doch ich durchschaute ihn und wollte ein wenig necken. Deshalb fragte ich:

„Kann ich dir vielleicht deine Reise abnehmen? Ich habe sehr viel Zeit und versäume nichts!“

Ueberrascht sah er mich an; das hatte er jedenfalls nicht vorausgesehen, und die Frage mochte ihn ganz verwirren, deshalb verließ ihn seine sonstige Ruhe, und er platzte heraus:

„Nein, die Reise sollst du mir nicht abnehmen, sondern den Löwen vernichten!“

„Ach so,“ meinte ich; „ich glaubte, Allah sollte den Löwen vernichten, denn eine solche Verfolgung ist immer gefährlich. Das mußt du ja übrigens wissen, denn du hast doch schon so viele Löwen erlegt!“ Dabei deutete ich auf die im Zimmer vorhandenen Löwenfelle.

Doch er war nicht in Verlegenheit zu bringen; er warf mir nur einen Blick zu, der zu sagen schien: „Du fängst mich doch nicht!“ und fuhr dann mit ruhiger Stimme fort:

„Wenn du an meiner Stelle den Weg machen willst, so werde ich dir auch das Fell und die Krallen überlassen. Allah ist groß, er wird dich schützen und dir seine Gnade verleihen, auf daß du strahlender aus der Gefahr hervorgehst und meine Augen sich noch ungezählte Jahre an deiner glänzenden Gestalt erquicken können. Wenn aber Allah es beschlossen haben sollte, daß du von den Klauen des Löwen zerrissen wirst, so bedeutet dies ein ganz besonderes Zeichen der Güte und Weisheit Allahs; denn du wirst dann, trotzdem du ein Ungläubiger bist, wie die frommen Moslem in das Paradies eingehen; du wirst dort auf Blumen wandeln und im Schatten fruchtstrotzender Bäume; köstliche Speisen in Fülle sind dort stets aufgetragen, und in den Quellen sprudelt das Wasser wie Silber. Alles das wirst du dadurch erreichen, daß du einem Gläubigen deinen Schutz angedeihen ließest. Darum gehe mit Allah, er wird dir auch die Kraft geben, daß du dein Werk vollendest; denn dein Schicksal kennt nur er allein. Friede sei mit dir!“

¹⁾ Mit Gewehren bewaffnete Sklaven.

Diesen salbungsvollen Worten, die einem Priester alle Ehre gemacht hätten, konnte ich nicht gut widerstehen, und ich versprach denn auch, mein Möglichstes zu tun, um die Bestie unschädlich zu machen. Ich untersuche meinen Rucksack, ob noch alles in tadellosem Zustande sei, und bemerke, daß Verbandzeug, Bindfaden und Lappen in Ordnung sind, jedoch die Lebensmittel auf die Neige gehen. Auch mein Jagdmesser war unbrauchbar und meine Feldflasche leer. Doch Abdallah war jetzt Feuer und Flamme. Er dedizierte mir eine volle Blechschachtel Kakes, ließ mir außerdem Fleisch und Früchte in Menge kommen, entnahm einer Kiste ein prächtiges, schweres, indisches Dolchmesser und füllte mir meine Feldflasche mit — „Medizin“. Es war jedenfalls besserer Kognak als der meinige, denn Abdallah war ein Feinschmecker!

Nun fehlte mir also nichts weiter. Meine Büchse war tadellos in Ordnung, doch ich ölte sie noch einmal; zwölf Kugelpatronen durften genügen, und ließ ich die Schrotpatronen zurück, um mich nicht unnütz zu belasten; dann wurden noch einmal die Füße nachgesehen, eingeölt, die Strümpfe glattgezogen und, die Büchse in der Hand, den Rucksack auf dem Buckel, verließ ich die Hütte, von den abermaligen Segenswünschen Abdallahs begleitet.

Als ich mich zum Stalle begeben, um von hier aus der Spur zu folgen, tritt ein etwa zwölfjähriger Junge zu mir heran und fragt, ob ich ihn mitnehmen wolle. Es tat mir leid, sein Anerbieten abschlagen zu müssen, da er mir ganz gut hätte meine Sachen tragen können. Doch auf diesem beschwerlichen Wege konnte ich keinen Begleiter gebrauchen, weil er mir nur hinderlich gewesen wäre; ich mußte hier frei und unbeengt handeln können, wie es mir der plötzliche Gedanke eingab. Deshalb empfahl ich dem intelligent aussehenden Jungen, sich einige Tage später oben, auf der Plantage bei mir zu melden. Offenbar hatte der Bursche Lust, etwas zu lernen und hatte schon Verschiedenes von mir gehört.

So nahm ich denn die Spur allein auf, die in das Dickicht führte, und hatte das Dorf bald aus dem Gesicht verloren. Eine tiefe Furche zog sich ununterbrochen im Sande entlang, die ich ohne das geringste anstrengende Suchen verfolgen konnte, und mußte direkt in das Lager der Raubtiere führen. Diese Spur stammte von dem Eselkadaver her, den ein Löwe stets mit den Zähnen am Genick gepackt, entweder seitlich, oder meist zwischen seinen Beinen mitschleift. Frei tragen

kann auch ein noch so kräftiges Tier keinen Körper von der Größe eines Esels solche lange Strecke. Es ist wohl imstande, ein afrikanisches Rind im Maule, über einen zwei Meter hohen Zaun zu springen, doch nur mit einem Zebu, welches nicht viel größer ist, als ein Esel. Wenn also behauptet wird, daß ein Löwe mit einem Ochsen im Maule hohe Palisaden nimmt, so ist darunter etwa kein deutsches Rind oder ein Büffel — wie das orientalische und südafrikanische Hornvieh genannt wird — zu verstehen, sondern ein Tier von der Größe eines jährigen Kalbes.

So hat denn auch dieser Raubgeselle hier recht schwer zu schleppen gehabt, denn ein Maskatesel erreicht eine respektable Körperfülle und hat eine Figur, ähnlich wie ein Doppelponny. Deshalb ist die Spur auch auf dem Grasboden, welchen ich jetzt überschreite, deutlich sichtbar, und an einigen Stellen hebt sich sogar ein Fleck vom Erdboden ab, wo wahrscheinlich Rast gemacht wurde.

Dann geht es in ein Dornengebüsch hinein; immer geradeaus in das wildeste Dickicht, und alle zehn Schritte bleibe ich an den spitzen Stacheln hängen. Ich muß dann jedesmal anhalten, um die Kleider vorsichtig zu lösen, damit sie nicht auf dem Hinmarsch in Fetzen gehen. Dabei bleibt es aber nicht immer bei dem Stoffe allein, sondern die Stacheln ritzen auch ganz empfindlich die Haut und dringen oftmals wie Nadeln tief in diese hinein, was äußerst schmerzhaft wirkt. Dazu gesellt sich die glühende Hitze, welche die immer höher steigende Sonne ausstrahlt, der atembeklemmende Dunst, hier in dem beengten dichten Busch — denn es führt hier kein begangener Pfad, sondern die Spur zieht sich durch das wildeste, verschlungenste Wirrwarr — dazu die Milliarden Schwärme der Fliegen und Moskitos.

Immer weiter führt die Spur, und es muß Mittag sein, als es lichter im Busche wird und wieder Grasboden anfängt. Es muß also eine weit vom Dorfe entfernte Höhle sein, in welcher die übrigen Familienmitglieder hausen, welche noch zu klein sind, an einer solchen Raubfahrt teilzunehmen. Ich werde es also mindestens mit einem Ehepaare zu tun bekommen; dies alles besagt mir deutlich die Spur. Der Löwe hatte nämlich unterwegs nicht ein einziges Mal angehalten, um zu fressen, sondern war unaufhaltsam mit der Beute weitergestürzt; quer durch den Busch hindurch, ohne daß die Tiefe der Furche sich minderte. Wenn er also allein hauste und Zeit hatte, so würde er in einiger Entfernung vom Dorfe sich einen bequemen Platz gesucht

und zuerst einmal ordentlich gefrühstückt haben, um dann den Rest bequem und erleichtert in seine Wohnung zu schleppen. Er würde auch einen bequemeren Weg, als den hier durch den tiefen Sand und die äußerst dichtstehenden Dornen, gewählt haben; also hatte er es eilig gehabt, weil Hungerige auf ihn warteten, und diese konnten nur seine Frau und seine Kinder sein. Dies ging mir durch den Sinn, während ich weiterschritt und in dem lichterem Gelände etwas freier atmete.

Doch da fiel mir ein, daß ich die Lebensgewohnheiten dieser großen Katzen aus eigener Anschauung noch gar nicht kannte, sondern nur vom Hörensagen. Wie nun, wenn ich den Bestien direkt in den Rachen hineinlief, ohne sie vorher gesehen zu haben. Meine Vermutungen waren durchaus nur Kombination, an die ich selbst kaum glaubte, und ein praktischer Rat stand mir nicht zur Verfügung. Ich mußte also alle meine Sinne zusammenreißen, wenn die Sache nicht kritisch und für mich verhängnisvoll werden sollte.

Unwillkürlich fielen mir Abdallahs Worte ein, welche er mit so viel Pathos zu mir gesprochen, wobei er eine so überzeugungsvolle Miene aufgesetzt hatte:

„Wenn aber Allah es beschlossen haben sollte, daß du von den Klauen des Löwen zerrissen wirst, so bedeutet dies ein ganz besonderes Zeichen der Güte und Weisheit Allahs, denn du wirst dann, trotzdem du ein Ungläubiger bist, wie die frommen Moslem in das Paradies eingehen;“

Na, wenn es also nicht anders sein kann, so versuche ich es auch einmal mit dem Paradiese, wo es doch jedenfalls ganz interessant sein muß, zwischen den Blumen und Früchten und silbernen Wassern. Vielleicht sitzt Asrael jetzt gerade bei dem Lebensbuche und sucht meinen Namen, den er austreichen soll und kann ihn nicht finden. Und einer der Geister oder auch mehrere gucken jetzt gerade, aus einer Spalte herunter und lachen über mich armen Erdenwurm. Doch dann fahren sie plötzlich erschreckt zurück, weil Asrael mit der mächtigen Faust, ärgerlich vom vielen Suchen, auf den Tisch schlägt und zornig ruft: „Wie heißt denn der Kerl eigentlich?!“ Doch da fällt ihm ein, daß ich ja nur ein Ungläubiger, ein Adschem¹⁾, ein Schweinefresser und Weinsäufer bin, eine minderwertige Kreatur, die Allah verderben

1) Fremder.

möge, ein Erdenwurm, der das Glaubensbekenntnis noch nicht abgelegt hat und deshalb auch noch gar nicht im Lebensbuche eingetragen ist, infolgedessen auch nicht ausgelöscht werden kann; der bis in alle Ewigkeit verdammt ist, in der Hölle das Feuer unter den Kochtöpfen anzublasen, worin die sündigen Gläubigen in ihrem Fette schmoren; der nicht das geringste Anrecht auf die Freuden im Paradiese hat. „Und wegen dieses Luftikus habe ich ein Jahr sieben Monate und dreizehn Tage versäumt, um seinen Namen zu suchen, der im Lebensbuche gar nicht verzeichnet ist;“ höre ich ihn schimpfen; sein Gesicht ist vor Aufregung gerötet, seine Augen blicken drohend, und er erhebt seine Riesenfaust zum andernmal, um diese mit den Worten: „Da soll gleich ein Gläubiger den Islam abschwören!“ dröhnend auf den Tisch fallen zu lassen.

Erschrocken stehe ich still, denn der Schall ist bis zu meinen Ohren gedungen. — Was war das? — Habe ich geträumt oder war das Wirklichkeit? — Es klang wahrhaftig wie ein Aufschlagen mit der Wirkung eines Kanonenschusses. Und vom Himmel kam es nicht; sondern von der Erde, und zwar rechts seitlich, ganz in meiner Nähe. — Das war doch seltsam, — was mochte das nur gewesen sein? — Doch wissen mußte ich es auf jeden Fall, darum ging ich behutsam in der Richtung des Schalles durch das hohe Gras; vorsichtig meine Büchse schußbereit fest umspannend. —

Ich mochte etwa zweihundert Schritte zurückgelegt haben, als ich stutzte, denn vor mir öffnete sich eine Spalte in längerer Ausdehnung; etwa 30 Zentimeter breit und zehn bis zwölf Fuß tief, die neu zu sein schien, denn frisch entwurzelte Grashalme hingen noch an den Rändern, und einige fielen mit abbröckelnden Erdteilchen ab. Auch kam es mir so vor, als ob die Spalte sich ganz langsam, aber zusehends, verbreitete. —

Also das mußte es wohl gewesen sein. Die sengenden Sonnenstrahlen hatten den lehmigen Boden bis auf große Tiefen hinunter ausgetrocknet, total gedörrt, so daß die zusammenhaftenden Erdschollen immer mehr sich verkleinern mußten, zusammenschrumpften, sich jedoch nicht zusammenziehen konnten, weil sie wie Kitt aneinanderklebten und sich deshalb enorm spannten, bis sie endlich wie Bogensehnen aufs äußerste und höchste angezogen — auseinanderrissen. Die enorme Ausdehnung und große Tiefe des Risses bezeugte, daß eine gewaltige Fläche unter diesem ungeheuren Druck geplatzt und die-

sen kolossalen Knall erzeugt hatte, der naturgemäß entstehen mußte.

Erleichtert atmete ich auf, als ich diese Tatsache als feststehend und überzeugend mir darstellte, und eilte auf meinen Platz zurück, um die verlassene Spur wieder aufzusuchen. Doch jetzt habe ich Hunger bekommen; das heißt: jetzt verspüre ich ihn erst, und ein schattiges Eckchen unter einem Dornenbaum bietet mir einen behaglichen Ruheplatz. Doch kaum habe ich mich hingesezt, als ich mit einem Schmerzenslaut wieder auffahre; ich habe mich in einige an dem unteren Stamme des Baumes befindliche Zweige gesetzt, die im Grase versteckt lagen, und einige spitze Stacheln waren mir unbarmherzig ins Fleisch gedrungen.

Nachdem ich mir erst vorsichtig ein ungefährlicheres Plätzchen ausgesucht, öffne ich sodann meinen Proviantstasche, und während ich vergnügt kaue, betrachte ich die einzeln stehenden Dornengruppen. An einzelnen Zweigen flattern Haarbüschel und Wollflocken, welche die hier vorbeiziehenden Tiere abgestreift haben müssen. Taten sie dies mit Willen, oder unwillkürlich? Diese Frage ist nicht so einfach zu beantworten; doch näher kommen wir dem Ursprung und Zweck schon etwas, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß alle Tiere, welche in Gebüsch und im Walde ihren hauptsächlichsten Aufenthalt wählen, reinlicher und glatter aussehen, als diejenigen, die ununterbrochen in Grassteppen ihre Lebensbedürfnisse aufsuchen. „Und dies kommt daher, daß sich erstere die überflüssige Wolle und Haardecke, sowie den Schmutz besser abstreifen können und dazu harte, stachelige Sträucher wählen, während bei Steppentieren dieser Schmutz und Staub haften bleibt und sich mit Haarklumpen und Wollballen zusammen verfilzt und dadurch dem Körper ein schmutziges, zottiges Aussehen gibt. Die Dornenbüsche hat also die Natur nicht erschaffen, damit die Stacheln verwunden, sondern daß sie als Frieserkamm den Reinlichkeit liebenden Tieren dienen.

Nachdem ich mich gesättigt und die Unruhe nach einem herzhaften Schluck Kognak gewichen ist, breche ich auf und folge der Spur wiederum. Der Grasboden hört allmählich auf, um hartem, trockenem Terrain zu weichen. Geröll wechselt mit Felsblöcken und einzeln stehende Büsche mit uralten Dornenbäumen. Die Furche ist natürlich verschwunden, und die Linie auf dem festen Untergrunde, welche durch das Schleifen des Eselkörpers entstanden ist, nur undeutlich zu erkennen. Darum komme ich jetzt auch nur langsam vorwärts, und

von dem Anstoßen an spitze Steine schmerzen mir die Füße. Immer mehr steigt das Gelände an, und höher türmen sich die Felsen auf, deren Erklimmen mir gewaltige Schweißabsonderung verursacht und, wenn möglich, das ekelhafte Fliegen- und Mückengeschmeiß in noch zahlreicherer Menge anlockt.

Nach der Ueberwindung einer zerrissenen Schlucht stehe ich aufatmend still, um zuerst zu überlegen und mich zu verschnaufen. Ringsumher Klüfte, überhängende Felsen und Spalten, aus denen verkrüppelte Bäume herauswachsen. Hin und wieder ein Grasfleckchen, untermischt mit moosbedecktem Gestein und verstreut einige riesige Dornengebilde, welche auf ein hohes Alter schließen lassen.

Ich habe mich auf einen Steinblock gesetzt und überblicke diese wilde Szenerie, die ebenso schön und erhaben, als romantisch, ein Malerherz in höchstes Entzücken versetzen könnte. Rings um mich tiefe Stille. Kein Vogellaut unterbricht das Schweigen, und kein Lufthauch verursacht die leiseste Bewegung. Nur die glühende flimmernde Luft brütet über all dem wilden Chaos und läßt den Dunst aus den Schluchten wie aus giftigen Rachen emporsteigen.

Einigemale war es mir, als ob ein leises Winseln aus einer der Spalten herausdrang; doch konnte ich mich ebensogut getäuscht haben, und es war nur eine Grille, welche den Ton hervorbrachte. Doch jetzt höre ich es wieder, und zwar etwas deutlicher. — Ich lausche gespannt und gleite zu Boden, um das Ohr auf die Steine zu legen — doch wiederum ist alles still. Nach einer Weile dringt jedoch ein Ton deutlich zu mir herüber, der mir keinen Zweifel darüber läßt, daß junge Tiere in der Nähe sein müssen, denn es klang wie ein unterdrückter Schmerzenslaut eines jungen Hundes und kam aus einer Oeffnung heraus, die von meinem Standplatze etwa noch achtzig Meter entfernt war.

Vorsichtig pürsche ich mich näher; leise, auf allen Vieren krieche ich wie ein Indianer um die Felsblöcke herum und, achtsam jeden losen Stein vermeidend, der irgend ein Geräusch verursachen könnte. — So habe ich mich der Spalte auf etwa fünfzehn Schritte genähert und einen Dornenbaum erreicht, hinter dessen Stamm ich soeben hervorlugte, als plötzlich ein mehrstimmiges Gewinsel erschallt und zwischen dem Geröll am Eingang der Höhle in demselben Augenblick ein mächtiger gelber Kopf erscheint, dessen Augen wild um sich blicken. Offenbar hätte ich doch ein Geräusch verursacht, das zu dem

scharfen Gehör des Raubtieres gedrungen war. Doch schon habe ich meine Büchse angelegt, den linken Unterarm fest gegen den Stamm gepreßt und — nachdem ich ein Auge aufs Korn genommen — drückte ich ab.

Ein furchtbares Wutgebrüll antwortet mir auf den Schuß. Im Nu bin ich aufgesprungen und in dem Bruchteil eines Gedankenfluges auf den neben mir stehenden Baum geklettert, wo ich meine Büchse schnell lade und anlege. — Es war hohe Zeit, denn auch schon stand die Bestie einige Schritte vom Baume entfernt und duckte sich zum Sprunge, mit dem riesigen Schwanze die Flanken peitschend. Von ihrem Schädel sickerte Blut herab; es mußte also nur ein Streifschuß gewesen sein, und ich hatte in der Erregung gezittert. Doch nun, als das Ungeheuer dicht vor mir stand, überkam mich eine Ruhe, daß ich annehme, mein Herz stockte einige Augenblicke. Ich nahm die Brust zum Ziel und drückte ab. — Erneutes, erschütterndes Gebrüll, dem ein wuchtiger Sprung auf den Baum zu folgte, doch sich überstürzend, schlug der Körper auf dem Boden auf. Sofort sprang die Katze jedoch wieder auf, drehte sich herum und nahm zu neuem Sprunge Aufstellung, während dem fürchterlichen Rachen ein heiseres, dröhnendes Geheul entströmte. Doch auch ich war inzwischen fertig geworden, und eine dritte Kugel schlug in den geöffneten Rachen hinein. Ein Schrei, wie aus der Kehle eines geschlagenen Rindes, folgte dem Schusse, und die Bestie warf sich auf den Rücken, wälzte sich umher und schlug wie rasend mit den unförmlichen Pranken um sich, während weitere, kurz abgebrochene Schreie folgten. Um dem gräßlichen Todeskampfe ein Ende zu machen, schoß ich ihr noch eine Kugel in den Leib, dicht zwischen die Vorderbeine, doch noch immer hatten scheinbar die Geschosse nicht richtig getroffen und noch zwei Stück davon bewirkten nur ein Nachlassen der heftigen Bewegungen und Beenden des Gebrülls.

Mehr als sechs Patronen zu verschießen, wagte ich jedoch nicht, denn jeden Augenblick konnte ein neuer Angreifer erscheinen. Der vor mir liegende war eine Löwin, und das Männchen war vielleicht zufällig nur abwesend, um eine Anstandsvisite bei einem in der Nähe wohnenden Nachbar zu erledigen. Aus diesem Grunde durfte ich auch nicht wagen, meinen Stand zu verlassen und vom Baume herabzusteigen, damit ich dem sich noch immer heftig bewegendem Tiere den Gnadenstoß versetzen konnte.

Doch aufatmen durfte ich und mir den Schweiß trocken. Und jetzt verspürte ich erst, wo ich mich befand. In der Erregung der vergangenen Augenblicke hatte ich nicht darauf geachtet, daß die Zweige dicht mit Stacheln besetzt waren, und hatte mich wahllos in diesen Wirrwarr hineingesetzt. Doch jetzt kam mit der ruhigen Ueberlegung auch das Gefühl, und ich verspürte bei der geringsten Bewegung, daß ich an hundert fingerlangen Nadeln aufgespießt war. Die kleinste Anstrengung verursachte ein entsetzliches Stechen, und wenn ich auf einer Stelle meinen armen Leichnam vorsichtig befreit hatte, so drang ein Dutzend dieser scheußlichen Spitzen auf einer anderen Körperseite wieder hinein. Das sind ja ganz gräßliche Frisierkämme, dachte ich bei mir und versuchte nunmehr mit meinem Dolchmesser die Stacheln einzeln ringsumher abzuschneiden, so daß ich mich wenigstens bequem setzen konnte, um meinen etwaigen Paradiesgang abzuwarten.

Doch ich saß nun und wartete, und es kam niemand, der mich abholen wollte. Das war doch seltsam. Da höre ich hinter den Steinblöcken ein vielstimmiges Winseln und Piepsen, und nacheinander kommen drei Stück allerliebste kleine Löwchen hervorgekrabbelt, um in unbeholfenen, täppischen Sprüngen auf ihre tote Mutter zuzueilen und hier eifrig umherzusuchen, wobei sie sich gegenseitig verdrängen, übereinanderkriechen und dann wieder herunterkugeln. Und der Vater kam nicht. Ich wußte mir dieses Vorkommnis nicht zu erklären. Nach längerer Ueberlegung, währenddem ich dem Spiele der Jungen zugehört hatte, sagte ich mir jedoch, daß hier ein Ausnahmefall vorliegen müsse, und ein Ehemann der erlegten Riesenkatze gar nicht vorhanden sei. Denn ein Löwe verläßt ohne triftigen Grund seine Höhle nicht, soviel hatte ich schon gehört, und dieser Grund war stets nur das Aufsuchen von Nahrung. Doch diese Pflicht erledigte das Familienoberhaupt ausnahmslos in der Nacht, ebenso wie im vorliegenden Falle; und hier war doch Nahrung genügend vorhanden, denn der Eselskadaver mußte sich doch wohl in der Höhle befinden; konnte doch nicht schon vollständig aufgezehrt worden sein. Und dann, kalkulirte ich weiter, wäre der männliche Löwe zuerst herausgekommen, um mich anzugreifen, anstatt die Mutter. — Auch wenn er wirklich auf Raub ausgegangen wäre, was aber gar nicht wahrscheinlich anmutete, so mußte er längst wieder hier sein, denn die Sonne stand schon ziemlich hoch über Südwesten; es waren also beinahe drei Stun-

den vergangen, und solange dauerte gewöhnlich kein Raubzug; das ging rascher.

Es mußte also folglichweise entweder die Löwin den Esel geholt haben, oder der Löwe war auf seinem neuen Raubzuge verunglückt. Und da eine Löwin ihre kleinen Jungen nicht allein zurücklassen würde, um dieselben der Gefahr der Vernichtung durch andere Raubtiere auszusetzen, so war der letztere Fall mit Bestimmtheit anzunehmen.

Nachdem ich zu diesem Resultat meines Gedankenganges gekommen bin, zögere ich auch nicht länger, von meinem unbequemen Standplatz herabzuklettern, wobei Hände und Schenkel immer wieder in unliebsame Berührung mit den zähen Hornspitzen der Zweige geraten, und springe zur Erde, um meine wie zerschlagen schmerzenden Glieder zu recken und zu dehnen. Die kleinen Kätzchen sind bei meinem plötzlichen Erscheinen erschrocken auseinandergestoben. Doch sie nähern sich wieder der toten Mutter, um, von deren Körper geschützt, aufmerksam zu mir hinüberzulugen, um bei meinem Näher-treten fauchend den kleinen Rachen aufzusperren, in welchem zwei Reihen spitzer Zähne drohend freigelegt werden. Auch schlagen sie mit den klobigen, unverhältnismäßig großen Tatzen nach mir und strecken krampfhaft die kleinen Krallen aus den Zehen hervor. Es sieht sehr drollig aus, wie die winzigen Geschöpfe sich schon verteidigen wollen.

Die Löwin ist tot. Der Körper ist lang ausgestreckt, und die Zunge hängt aus dem geöffneten Rachen weit heraus. Es ist ein altes, ausgewachsenes Tier und mißt von Nasen- bis Schwanzspitze dreieinhalb Meter. Nun überlege ich, was beginnen. Ueberlasse ich die Jungen mit der toten Mutter ihrem Schicksal, so werden sie entweder von Schakalen oder Hyänen zerrissen, oder sie verschmachten. Doch mitnehmen konnte ich sie auch nicht, denn wenn ich auch nur das Fell der Alten abzöge und die drei Jungen in den Rucksack steckte, so wäre die Last immer noch zu groß für diese lange Strecke bis zum Dorfe. Ich hätte doch wohl besser getan, den Jungen, der sich mir anbot, mitzunehmen. Doch ich mußte mich jetzt entscheiden, denn die Sonne war im Sinken begriffen, und ich hatte Hunger. Nun, vielleicht war mir das Glück günstig, und in dieser einen Nacht passierte nichts. Darum ließ ich alles so, wie es war, und machte mich auf den Rück-

weg, unterwegs aus meinem Rucksack Speisen entnehmend und essend.

Zurück ging es natürlich viel rascher als her, denn ich brauchte doch nicht ununterbrochen der Spur zu folgen, sondern konnte den verschlungensten Dickichten ausweichen. Deshalb kam mir auch diesmal die Strecke nicht so lang vor, und noch vor Dunkelwerden erreichte ich das Dorf, wo ich mit großem Hallo empfangen wurde. „Simba kufa, simba kufa!“¹⁾ brüllte die schwarze Bande, klatschte in die Hände und gebärdete sich wie unsinnig, da sie wußten, daß nun ein Freudenfest gefeiert werden solle, bei dem getanzt, gesungen und viel pembe getrunken wurde.

Abdallah empfing mich mit derselben Ruhe wie immer. Er tat keine Frage, wie etwa mein Streifzug verlaufen sei, oder ob ich Hunger und Durst mitgebracht hätte. Ich war wieder da, scheinbar heil und gesund, und das genügte ihm fürs erste; im Laufe des Abends würde er schon erfahren, wie die Sache stand. Nachdem wir es uns auf dem Fußboden bequem gemacht hatten, brachte der Koch die übliche Abendmahlzeit: Huhn mit Reis. Wir aßen beide aus einer Schüssel; doch während er mit den Händen kleine Bällchen knetete, um sie in den Mund zu stecken, benutzte ich mein Besteck, welches ich immer bei mir trug.

Schweigend verzehrten wir den Inhalt der Schüssel, während draußen der Freudenlärm immer lauter tobte, und es schmeckte mir ausgezeichnet; zumal ich dem Gastgeber eine eklige Unsitte abgewöhnt hatte, wie sie von vornehmen Eingeborenen gehandhabt wurde. Beim Essen sucht nämlich der Hausherr die besten Bissen aus der Schüssel, um sie dem zu ehrenden Gaste in den Mund zu stopfen, ob er will oder nicht; und es ist eine Beleidigung, wenn man eine solche Liebenswürdigkeit zurückweist. Sind es nur Reisbällchen, welche man auf diese bequeme Weise zugereicht bekommt, so mag es wohl noch angehen; doch gleichzeitig kommt es vor, daß der Eifrige seine Gefälligkeit noch weiter ausdehnt, indem er einzelne Fleischbeinchen mit der Zunge von dem anhaftenden Gemüse reinigt, auch wohl von dem Happen zuerst sorgfältig kostet, und dann erst, nachdem er sich von der Güte der besonderen Gabe überzeugt hat, diese dem überraschten Auserwählten in den Mund steckt.

¹⁾ Der Löwe ist tot.

Abdallah unterhielt sich nun gerne mit mir über europäische Gebräuche, und bei dieser Gelegenheit war es, daß ich dem erstaunt Aufhorchenden die Eröffnung machte, daß man in meinem Lande diese Methode des Essens einfach als eine Schweinerei bezeichnen würde. Er hatte zwar verwundert den Kopf geschüttelt, doch seit dieser Stunde seine Ehrenbezeugung unterlassen.

Nach dem Essen streckte ich mich auf eine Kitanda, denn außer den Schmerzen, welche die Dornenstiche verursachten, schüttelte mich schon etwas Fieberfrost, ein Merkzeichen, daß wieder solche gräßliche Malariaperiode im Anzuge sei. Doch Abdallah konnte seine Schwatzhaftigkeit nicht bezähmen, hockte sich auf seine Bettstelle mir gegenüber und sagte:

„Ich wollte dir ja auch noch die Geschichte von dem Esel erzählen, den Adam im Paradiese besaß“

Und er erzählte umständlich und ausführlich, wie die graue Farbe des Felles Adam nicht gefiel, und er ihn bald blau, grün und rot anstrich, um dann schließlich auf die weiße Farbe zu verfallen, die dann auch bei dem auserwählten Volke der moslemitischen Araber eine Sonderstellung einnahm, und welche letztere diese weiße Rasse in ihrer Eigenart züchteten und pflegten. Inzwischen war ich jedoch eingeschlafen und konnte den Verfolg der einzelnen Zeugungen bis auf die Jetztzeit nicht mehr mitanhören.

IX.

Schon früh am anderen Morgen war ich wieder wach und sprang auf, um mich für den abermaligen Marsch zu rüsten. Abdallah erteilte seinem Aufseher die nötigen Anordnungen, und warteten denn auch schon draußen eine Anzahl mit Stricken und Stangen versehene Träger auf mich, um bei meinem Heraustreten wiederum in die Hände zu klatschen und Rufe wie: „simba kufa, bwana simba!“¹⁾ auszustoßen.

Dann ging es denselben Weg noch einmal nach dem Kampfplatze hin, und wirklich fanden wir noch alles unversehrt vor, wie ich es verlassen hatte. Die kleinen Kerlchen waren nicht von der Leiche ihrer Mutter gewichen, sondern hatten sich zwischen den Beinen eng aneinander zu einem Knäuel zusammengedrängt und schliefen. Das Einfangen machte keine Schwierigkeiten, denn sie wurden einfach alle drei in einen Sack gesteckt, der zugebunden und an eine Stange gehängt wurde.

Dann kam die Löwin an die Reihe. Aber anstatt, wie ich erwartet hatte, das Fell abzuziehen und den Kadaver liegen zu lassen, banden die Leute das ganze Tier an zwei Stangen und antworteten auf meine diesbezügliche Frage grinsend: „„Ahaha, schakulla n'suri!““²⁾ wobei sie sich den Bauch strichen. Mir wurde übel zumute, als ich erfuhr, daß diese Feinschmecker den Mageninhalt und diverse Fleischteile des Kadavers als besondere Delikatesse verzehren.

¹⁾ Der Löwe ist tot, Löwenherr. (Jeder Europäer erhält von dem Schwarzen einen Beinamen.)

²⁾ Schönes Essen ist das.

Als wir uns in Marsch setzten, bemerkte ich mit Verwunderung, daß außer den Lasten noch ein zweiter Sack an einer Stange baumelt, und auf meine Frage, was denn darin sei, antwortet mir solch schwarzer Schlingel verschmitzt lachend:

„Na, Herr, wir werden doch das schöne Fleisch von dem Esel nicht liegen lassen; das haben wir mitgenommen zum Aufessen!“

Also waren, von mir unbemerkt, auch einige der Ferkel in die Höhle gedrungen und hatten dort die halbverfaulten Reste des Esels zusammengesucht, um sie zum Nachtmahl zu verzehren. Jetzt hatte ich genug von dem sonderbaren Appetit dieser guten Leutchen, das war ja toller als Menschenfleischessen! Ich blieb deshalb auch ein wenig zurück und während die freudig erregte Gesellschaft lachend und schwatzend vorseilt, folge ich langsam nach.

Im Dorfe ertönt die Goma; die Feuer sind angezündet, und erwartungsvoll läuft alles herzu, um sich seinen Anteil an dem nun folgenden, leckeren Schmause nicht entgehen zu lassen. Schauernd wende ich mich nun ab und eile in Abdallahs Haus, um auszuruhen. Ein erneuter Schüttelfrost geht durch meinen Körper und ermahnt mich, an die Heimreise zu denken, denn hier konnte ich mich doch nicht legen, man hätte mich einfach umkommen lassen.

Ich frage deshalb Abdallah, was mit den jungen Löwen geschehen solle, und wir vereinbaren, daß dieselben verkauft und der Erlös zwischen uns geteilt werden solle. Auch das Fell der Löwin will er präparieren lassen und hinaufschicken, so daß ich mich also befriedigt auf den Weg mache, um noch vor Ausbruch heftigerer Schüttelfröste die Plantage zu erreichen.

Es hatte mich ein heftiges, typhöses Fieber gepackt und vierzehn Tage darniedergehalten. Dazu hatten sich die Verletzungen durch die Dornen in eiternde Wunden verwandelt, welche sorgfältig behandelt werden mußten, um sie auf den Entstehungsherd zu beschränken. Diese Malariafieber sind nicht nur gefährlich, wie die ungezählten

Todesfälle beweisen, denen Europäer zum Opfer fallen, sondern sie erzeugen auch im günstigsten Falle große Schwächungen des gesamten Organismus sowie des Nervensystems. Es hat sich deshalb auch bisher das alte arabische Sprichwort: „Kein weißer Mann wandelt ungestraft unter Palmen“, in jeder Beziehung als zutreffend erwiesen, und so manche Verwünschung, die die Orientalen auf das Haupt eines Fremdlings geschleudert haben, ist leider schon allzu oft in Erfüllung gegangen.

Doch auch noch einen anderen Verlust habe ich erlitten. Während meiner Abwesenheit hat Seffu meinen Koffer erbrochen und ist mit einem Lederbeutel, in welchem ich 150 Rupien aufbewahrte, auf- und davongegangen. Das hatte ich von dem Jungen nicht als Dank für meine Opferwilligkeit erwartet. Wenn ich auch das Geld hier nicht benötigte, so sind 150 Rupien (= 200 Mark) doch immerhin eine Summe, die ich ungern vermissem; zumal hier die Beschaffung von Mitteln mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist.

Was den Knaben zu dieser Tat veranlaßt hatte, war mir noch unklar, da er doch den Wert des Geldes garnicht kannte. Es mußte also jemand anderes dahinter stecken, und ich vermutete wohl nicht mit Unrecht, daß der Koch, der Filou, den Diebstahl veranlaßt und den Raub mit dem Verführten geteilt hatte. Verdächtig war es jedenfalls, daß er eine neue Jacke trug, die ich bei ihm noch nicht gesehen hatte, auch heimlich allerlei Näschereien verzehrte, die er sich von seinem Lohne allein nicht beschaffen konnte.

Da ihm aber nichts zu beweisen war, so mußte ich mich ausschließlich auf eine sorgfältige Beobachtung beschränken, und hierbei erhielt ich eine unerwartete Hilfe von Guso, dem Jungen aus dem Dorfe, der prompt nach acht Tagen eingetroffen war, und sich bei mir gemeldet hatte.

Zuerst steckte wohl noch das Mißtrauen in mir, das sich nach dem unliebsamen Vorfalle bei mir eingeschlichen hatte, doch bald merkte ich, daß Guso aus einem anderen Material gefertigt zu sein schien, als die übrigen Schwarzen. Schon seine Antwort, die er mir auf meine Frage, aus welcher Veranlassung er das Dorf verlassen wolle, gab, machte mich stutzig. Er empfände einen Abscheu gegen das Nichtstun, er langweile sich und wolle etwas lernen. So etwas hatte ich von einem Neger noch nicht gehört und drängte mir die Antwort auf die Zunge, daß ein Knabe zuerst lernen müsse, seine Be-

gierden zu bezähmen, und vor allem das Stehlen aufgeben, wenn er bei einem Europäer als Diener beschäftigt sei; doch auch hierauf antwortete er ohne Zögern, und mich fest anblickend: „Herr, ich bin kein Dieb, ich will nur lernen, damit ich ein fundi¹⁾ werden kann, und nicht hier unter meinen Stammesgenossen zu leben brauche, die so dumm sind wie die Tiere!“

Der Knabe gefiel mir, und ich beschloß, ihn vorläufig probeweise bei mir zu behalten, doch bei der ersten, verdächtigen Handlung davonzujagen.

Doch er stahl nicht. Er phantasierte wohl zuweilen, aber in solch kindlicher Manier, daß es mich eher belustigte, seinen gewagten Spaziergängen in das Romantische zu folgen, als daß ich es für Auswüchse eines lügnerischen Charakters gehalten hatte. Und ein Vorgang gab mir die Gewißheit seiner ehrlichen Gesinnung:

Ich hatte öfters mit Unmut beobachtet, daß Guso sich zuviel mit dem Koch einließ, und deutete diesen Verkehr fälschlich auf einen Zusammenschluß dieser beiden zum Aushecken neuer Uebel; weil ich den Koch bestimmt als den Hauptschuldigen an dem an mir verübten Diebstahl hielt, und auch Guso gegenüber mich offen darüber aussprach, indem ich dieses Vergehen als eine verabscheuungswürdige Tat hinstellte, um ihn abzuschrecken.

Desto mehr empfand ich es als eine Nichtachtung meiner selbst, als ich sah, daß er sich mit dem als solchen offen hingestellten Spitzbuben so weit einließ. Doch ich hatte mich in ihm getäuscht, denn eines Tages kommt er zu mir und erzählt, daß er endlich das Versteck des Koches ausfindig gemacht habe und ich mich von der Richtigkeit überzeugen könne.

Auf meine Frage, wie er denn dieses Kunststück zuwege gebracht hat, erzählt er mir geheimnisvoll, daß es ihn sehr geärgert hätte, daß mir das Geld gestohlen worden wäre, und auf meine ausgesprochene Vermutung hin, daß der Koch wohl einer der Räuber gewesen sein könne, habe er freundlich zu ihm getan, um ihm sein Geheimnis zu entlocken.

Zuerst hätte er keinen Erfolg gehabt, doch dann habe er den Verdächtigen ununterbrochen heimlich beobachtet und dann endlich gesehen, wie dieser hinter einem Steine ein Tuch hervorgeholt, etwas

¹⁾ Gelernter = Handwerker.

herausgenommen und das Uebrige, wieder sorgfältig zusammengewickelt, hinter den Felsblock gestopft hätte. Dann habe er gewartet, bis er unbeachtet wieder fortgehen könnte, habe sich scheu nach allen Seiten umgesehen und sei rasch davongelaufen.

Nun hätte Guso sich dem Versteck genähert, das Paket untersucht und darin einen ganzen Haufen Rupienstücke gefunden. Er hätte aber alles so gelassen, wie es war, damit ich mich selbst von der Richtigkeit überzeugen könne. „Wenn du also willst, Herr, so führe ich dich zu dem Orte, und du kannst selbst sehen, ob es dein Geld ist,“ schloß er seinen Bericht.

Ich überlegte. Wenn der Junge stehlen wollte, so hätte er nur einfach das Geld an sich nehmen und seiner Wege gehen können. Kein Mensch, außer dem Koch, hätte einen Verdacht auf ihn geworfen, und ich hätte glauben können, daß er mich ebenfalls beschwindelt habe, und es ihm bei mir nicht gefiele. Aber er wollte sich mir gefällig zeigen und beweisen, daß es ihm wirklich mit seinem Streben ernst sei. Aber einen anderen Grund hatte er doch auch nicht und für so raffiniert hielt ich ihn nicht, daß er mich durch dieses Manöver nur täuschen wolle, um dann, im Vollbesitze meines Vertrauens ein noch größeres Verbrechen auszuführen. Wenn die Sache sich wahrheitsgemäß so verhielt, wie er sie darstellte, so war dies natürlich ein voller Beweis seiner guten und über allen Stammesgenossen stehenden Gesinnung, und ich mußte freimütig zugeben, daß in dem Knaben ein guter Kern steckte, der weitergebildet werden konnte, wenn er in gute Hände kam.

Also sagte ich zu, und heimlich schlichen wir uns zu dem Versteck. Ich fand alles so, wie Guso es mir berichtet hatte, beließ jedoch alles an seinem Platze, um den Einbrecher in flagranti zu ertappen. Deshalb gab ich Guso auf, den Koch zu beobachten, und mir sofort, wenn dieser sich dem Verstecke nähern sollte, Nachricht zu geben. Der heutige Tag stände ihm zur freien Verfügung.

Es dauerte jedoch nur kurze Zeit, als er in mein Zimmer stürzte, um mir mitzuteilen, daß der Koch schon seine Sachen zusammenschnüre, um davonzugehen. Er hätte sich geäußert, daß er nun genug Geld verdient habe, um sich an der Küste ein Haus zu bauen und eine Frau zu kaufen.

„Das wollen wir ihm versalzen!“ rief ich aufspringend, ergriff eine Peitsche aus Nilpferdhaut und begab mich vorsichtig zu dem

Felsblock, in dessen Nähe ich mich im Grase verbarg. Guso war ohne weiteres mitgekommen, als wenn es sich von selbst so verstand.

Nicht lange hatten wir gelegen, als sich der Koch herbeischlich. Kurz vor dem Stein blieb er stehen, spähte vorsichtig nach allen Seiten, legte dann ein Bündel zur Erde und zog sodann das Päckchen aus dem Verstecke heraus. Er drehte mir den Rücken zu. Leise stand ich auf; ebenso leise schlich ich näher, und, bei ihm angelangt, versetzte ich ihm mit der Hautpeitsche einen so wuchtigen Schlag über den Arm, daß das Päckchen zur Erde flog. Ehe er jedoch recht zur Besinnung kam, sauste auch schon ein zweiter Hieb auf seinen Rücken, — ein dritter, — vierter folgte, und nun nahm er aufheulend Reißaus, bis er einen ansehnlichen Zwischenraum zwischen sich und die Peitsche gelegt hatte.

Ich verfolgte ihn nicht, denn die Hiebe hatten gesessen. Doch da drehte er sich um, sein Gesicht verzerrte sich zu einer Fratze, und drohend schüttelte er die Faust, einige Worte, die ich nicht verstand, ausstoßend, um dann im Dickicht zu verschwinden.

Als ich mich umwandte, stand Guso neben mir und hatte die beiden Pakete auf dem Arm. „Was hat der Lümmel noch gerufen?“ fragte ich ihn. „Ach, er hat mich gemeint,“ antwortete er, und nur nach längerem Drängen brachte er zögernd heraus, daß der Koch ihm zugeschrien, daß er ihn totschiagen würde, wenn er ihn träfe.

„Na, der soll sich noch einmal hier blicken lassen,“ rufe ich ergrimmt und schwinde meine Peitsche, „das könnte ihm übel bekommen. Aber jetzt wollen wir nach Hause gehen und einmal die Pakete untersuchen, wer weiß, was der Kerl da sonst noch zusammengestohlen hat!“

Und es war richtig. Nicht nur mein Geld, sondern auch die Uhr eines Beamten, Kleider Wäsche, Stiefel, Messer — kurzum, ein ganzer Haufen Gegenstände befand sich in dem zweiten Pack. Alles Sachen, die ich und die anderen Herren noch garnicht vermißt hatten. Doch unser Erstaunen verwandelte sich in Verblüffung, als wir ganz zu unterst vier Stück — Handspiegel fanden. Was wollte das Subjekt nur mit all diesen Spiegeln anfangen? Doch die Erklärung war einfach genug: sie glänzten. Und dieser Glanz genügte vollkommen, um die Habgier jedes Negers hervorzurufen.

Inzwischen war es dunkel geworden und Guso war zum Küchenhause gegangen, um heute anstelle des Koches das Abendessen herzu-

richten. Nach einiger Zeit begeben sich ebenfalls dorthin, um einige Anordnungen zu treffen, doch ich sehe ihn nicht. Näher tretend, läßt mich ein schmerzliches Stöhnen, das aus einer Ecke dringt, überrascht aufsehen. Ich ergreife einen brennenden Holzspahn, um in die Ecke zu leuchten und erkenne zu meinem Entsetzen die blutüberströmte, leblose Gestalt Gusos, die dort hingestreckt liegt. Sofort nehme ich ihn auf meine Arme und trage ihn zum Krankenhause hinüber, wo ich feststelle, daß eine scharfe Waffe, wohl ein Messer, tief in seinen Rücken gedrungen ist.

Das war eine unerhörte Rache, und während ich die Wunde wasche und verbinde, informiere ich einen Aufseher, der sofort ins nächste Dorf hinuntergehen und eine Belohnung von einem Rind und einer Ziege verkünden solle, wenn der Koch wieder eingefangen würde.

Ich weiß, daß sich die Nachricht wie ein Lauffeuer weiterverbreiten und der Mörder innerhalb vierundzwanzig Stunden ergriffen sein wird, wenn ihn nicht inzwischen das Schicksal ereilte.

Der Kranke röchelt ganz entsetzlich und gibt mir die Gewißheit, daß die Lunge verletzt sei. Einen Zoll tiefer durfte der Stahl nur dringen, dann wäre es vorbei gewesen, und ob er jetzt selbst noch mit dem Leben davonkam, war fraglich. Der Mörder hatte also Wort gehalten und recht schnell seine Drohung wahrgemacht. Der arme Guso hatte also seine Gewissenhaftigkeit und sein eifriges Streben nach Wissen mit dem Tode büßen müssen. Ein abschreckendes Beispiel für andere, gutgeartete Knaben.

Aber eine feige Tat war es auch, einem Ahnungslosen das Messer in den Rücken zu bohren. Das zeugte von der noch nicht ganz behobenen Wildheit dieser Menschenklasse, und es war besser, vorläufig noch vor ihnen auf der Hut zu sein.

* * *

Vier Wochen sind nach den letzten Geschehnissen verstrichen, und alles geht hier seinen unveränderten Gang weiter. Von dem schurkischen Koch ist keine Spur aufgefunden worden, trotz der ausgesetzten hohen Belohnung. Entweder ist er also verunglückt, oder direkt nach der Küste marschiert, wo er eine Stellung als Koch oder Boy ge-

funden haben kann, denn intelligente, junge Schwarze wurden überall gerne angestellt und gut bezahlt, wenn sie etwas leisteten.

Guso hockt neben mir und putzt an meinem Jagdzeug herum, die unglaublichsten Abenteuer dabei erzählend. Im Vorgefühl der Freude, daß ich ihn auf die Jagd mitnehmen will, schwatzt er das Blaue vom Himmel herunter, um mir seine Person etwas wichtiger erscheinen zu lassen, und damit ich nicht etwa glauben solle, er könne nichts leisten.

Ich weiß jedoch, daß er in seinem Leben weder einen Löwen noch einen Leopard gesehen hat, und aus seinen Beschreibungen geht die Unkenntnis jeglicher Körperformen dieser Mordgesellen deutlich hervor. Am liebsten möchte er den Bestien an den Schwanz auch noch einen fürchterlichen Rachen mit gigantischem Gebiß anhängen, oder ein fünftes Bein mit einer Riesentatze.

Doch ich lasse ihn schwatzen; weil ich weiß, daß seine kindliche Phantasie öfter mit ihm durchgeht, und er ein lieber, guter Junge ist. Er tut, was er mir an den Augen absehen kann, und macht lieber etwas doppelt, als daß er es vergißt. Seine Wunde ist glücklich verheilt, und ist seine Rettung vom sicheren Tode nur dem Umstande zuzuschreiben, daß ich ihn so schnell gefunden hatte und helfen konnte. Innerhalb einer Stunde wäre er verblutet gewesen, und seine Genesung trotz der Lungenverletzung hat er nur lediglich der Tatsache zuzuschreiben, daß er ein Naturkind ist, welches schon eine ansehnliche Dosis körperliche Erschütterung vertragen kann.

Jetzt glaubt er ebenfalls steif und fest daran, daß ich ihn vom Tode erweckt habe, und hängt mit einer rührenden Vertrauensseligkeit an mir. Ununterbrochen putzt er an meinen Sachen herum und ist schon übergücklich, wenn ich ihm sage, daß er es gut gemacht hat.

Soeben ist er mit den Jagdgeräten im Hause verschwunden, um dieselben sorgsam, wie immer, an den bestimmten Platz zu hängen; um mich ist es still geworden. Durch diese Stille dringt ein so sonderbares Geräusch zu meinem Ohre, wie ich es noch nie vernommen habe. Wie ein schwirrendes Brausen dringt es aus der Luft, und allmählich wird es immer dunkler, als wenn Wolken aufziehen. Das war etwas ganz Merwürdiges, und ich erhebe mich, um nach der Ursache dieser Erscheinung zu forschen.

Kaum bin ich um die Hausecke gekommen, als Guso mir erregt entgegen springt und mit allen Zeichen der freudigen Ueberraschung:

„bwana, m'sige, m'sige!“¹⁾ brüllt. In demselben Augenblick fliegen mir auch schon einige dieser Insekten ins Gesicht, und mit ohrenbetäubendem Getöse, das sich wie das Rauschen und Brausen eines Wasserfalles anhört, dem das Geräusch vom Sturm bewegter Blätter beigesellt wird, kommt eine ungeheure Wolke, die den ganzen Himmel zu bedecken scheint, dahergezogen. Wie dunkelgraue, flatternde Schneeflocken speit der Himmel ununterbrochen dicke Schwärme aus, die bald sich niederfallen lassend, dann wieder auffliegend, die ganze Umgegend, den gesamten Horizont überziehen. Man kann die Hand bald nicht mehr vor den Augen sehen, so verdunkelt die Masse die Sonne, und immer neue Wolken, immer noch dichter als die vorhergehenden, ziehen daher, fallen nieder und — fressen — fressen gierig, wahllos, alles, was da im saftigen Grün zur Sonne emporstrebt. Dicht bedeckt ist der ganze Erdboden. Wie eine lebendige Kruste, wie dicht aneinandergedrängte, gigantische Ameisen, so krabbelt und wimmelt es allerorts — überall, so weit das Auge spähen kann. —

Auch die Bäume sind dick besetzt. Die Zweige biegen sich unter der Last dieser Haufen von Tierkörpern, und auch dort verrichten die kleinen Unholde ihre gräßliche Arbeit — sie fressen — fressen hier ebenso gierig, wie allerorts — überall.

Auch im Gemüsegarten, auf den Bananenstauden, auf den Halmen — wohin man nur sieht, haben Hunderte sich niedergelassen, Tausende fliegen dazu, verdrängen die vorigen, klammern sich an diese an, so daß die Pflanze die Last nicht mehr tragen kann, umbricht — andere stürzen, haufenweise fallen die Halme und Gräser, aber nicht, um liegen zu bleiben, sondern um zu verschwinden.

Neue Milliarden Hungriger, Unersättlicher rauschen daher, verdrängen die noch nicht Gesättigten, welche auffliegen, um andere Weideplätze zu suchen. Auch diese Milliarden werden verdrängt von den Nachfolgenden, und immerfort, ununterbrochen saust und schwirrt, bräust und klatscht es, in der Luft, auf den Bäumen — auf der Erde.

Zeitweise lichten sich die Scharen; durch die dunkle Wolke bricht es heller hindurch, und schon löst sich ein Stoßseufzer von den Lippen — doch da wird es augenblicklich wieder finster, und die Riesenwolke erscheint drohender, als bisher; die Enttäuschung nach dem hoffnungsvollen Aufatmen ist desto größer und niederdrückender.

¹⁾ Herr, die Heuschrecken.

Große Feuer hat man angezündet, und haushoch schlagen die Flammen gen Himmel, Tausende der unheimlichen Insekten versengend — verbrennend, doch den Zug halten sie weder auf, noch können sie ihm auch nur eine andere Richtung geben. Unaufhaltsam stürmen sie daher, etwa noch gewaltiger, wie ehemals; als wollte der Himmel die ohnmächtigen Anstrengungen der winzigen Erdenmenschen verspotten.

Ja, hier zeigt sich wieder, wie machtlos der Mensch ist den Naturgewalten gegenüber; wie diese an sich unbeachtenswerten Geschöpfe durch ihre Massen schon jeden Versuch zu ihrer Vernichtung im Keime ersticken; wie, im Gegenteil, die mühevollen, wochenlange Arbeit der rastlosen Erdenmenschen in ganz unverhältnismäßig kurzer Zeit verwischt, zermalmt und jede Spur vertilgt wird. Denn wie sehen nach dem Verlauf einiger Stunden die vormals so herrlich blühenden Fluren aus; — alle die wogenden Halme, Blumen, Kräuter, sämtliche Gemüse und Stauden, alles was kurz vorher noch grünte und blühte — alles ist dahin — verschwunden — bis in den Boden hinein aufgefressen. —

Starr, entgeistert stehen die Menschen und sehen ihre Habe, ihre einzige Freude, die Hoffnungen dahinschwinden; ihr Glück ist zu Grabe getragen. — Ist es da zu verwundern, wenn wetterharten, bärtigen Männern die hellen Tränen über die Wangen rinnen? In einem solchen Zustande seelischen Schmerzes über den herben Verlust drängen sich unwillkürlich auch dem ernsthaftesten Manne die salzigen Tropfen in die Augen, deren er sich wahrhaftig nicht zu schämen braucht, denn größeres Unheil kann ihm nicht werden, als daß ihm sein alles geraubt wird, während er blutenden Herzens, untätig zuschauen muß und Marterqualen dabei erduldet.

Und der Zug ist noch nicht zu Ende. Das Brausen setzt sich fort und erzeugt in den Gehörnerven eine dumpfe Vibration. Man sieht nichts mehr als dunkle Wolken fliegender Heuschrecken und hört nichts anderes als Schwirren, das die Flügelmassen der Insekten erzeugen. Kaum ist man aus dem Hause getreten, so fliegt das ekelhafte Gewürm ins Gesicht, auf Schultern, Hut und Arme. Das fortgesetzte Anprallen rötet die Haut und erzeugt ein Schmerzgefühl wie von Bürstenschlägen. Mit jedem Schritt tritt man in eine Lage Tierkörper hinein, und zerquetscht Dutzende. Ein widerliches Gefühl, dieses Knacken der Leiber. — Doch bei jeder Bewegung fliegen auch Scharen wieder auf und schwirren um den Körper herum, so daß man in eine flatternde Wolke eingehüllt ist.

Ringsumher nur Heuschrecken und wieder Heuschrecken. Anders sieht man nichts mehr. Im Walde ist es finster geworden, jede Arbeit ruht, denn man kann vor Heuschrecken keinen Baum und keine Werkzeuge unterscheiden. Alles sitzt dick voll, die ganze Erdkugel scheint damit bedeckt zu sein.

Die Hühner haben sich so vollgefressen, daß sie eingefangen und eingesperrt werden mußten, damit sie nicht erstickten. Die Eingeborenen haben Tücher ausgebreitet, in welche sie Vorrat sammeln. Sie reißen den Gefangenen Flügel und Beine aus und schon sind auch Töpfe ans Feuer gesetzt, in welchen je einige hundert Leiber schmoren, bis sie knusperig werden. Sodann werden sie mit großem Behagen verzehrt. An Arbeit wäre deshalb schon aus dem Grunde nicht zu denken, als diesen Naturkindern jetzt gewünschte Gelegenheit geboten ist, sich auf die einfachste Weise Berge von EVorräten zu beschaffen. So lange dieser Proviant also ausreicht, wäre es ihnen nicht im Traume eingefallen, zu arbeiten; sie verkriechen sich dann in ihre Hütten und sind einfach „krank“, so lange jemand sie beobachten kann. Sind sie jedoch wieder allein, so besteht die einzige Beschäftigung vom Morgen zum Abend im Heuschrecken-Rösten und -Essen.

Mein braver Guso sitzt in der Küche auf dem Fußboden, hat eine Schüssel zwischen den Beinen zu stehen und schmaust, — daß ihm der fettriefende Mund glänzt. Als er mich sieht, versichert er mir immer wieder, wie so sehr schön doch diese gerösteten Heuschrecken schmeckten, und daß man davon unglaubliche Mengen verzehren könne, ohne daß man Magenbeschwerden bekäme. „Also auch du, mein Sohn Brutus!“ sagte ich so vor mich hin; doch jedenfalls hat er falsch verstanden, denn er springt auf und reicht mir seine Schüssel hin.

Ich habe nun schon so viele Leute behaglich essen sehen, und die Dinger machen auch gar nicht solch unappetitlichen Eindruck in ihrem gerösteten Zustande, daß mir wirklich die Versuchung ankommt, das Zeug mal zu kosten. Ich nehme also eine solche kleine Walze heraus und beiße herzhaft hinein. Wirklich nicht übel! Der Versuch hat mich tatsächlich überrascht, denn es schmeckt wie fetter, knusperiger Eierkuchen. Noch einmal greife ich in die Schüssel, und Guso möchte sich schief lachen vor Freude, daß ich aus seinem Futternapf esse und es mir offenbar auch gut schmeckt.

„Mach uns in unserem großen Topfe auch eine Portion zurecht,

aber mit Pfeffer, Salz und Zwiebeln!“ sage ich zu ihm; und sofort ist er unterwegs, um einzusammeln.

Inzwischen ist es ganz dunkel geworden. Das Schwirren hat aufgehört, denn die Insekten haben sich niedergelassen, um den Morgen zum Weiterfliegen abzuwarten. Es ist ihnen nämlich unmöglich, sich in der Luft zu halten oder fortzubewegen, wenn die Sonne nicht scheint. Wir haben am Eßtisch Platz genommen, doch Alles ist noch überwältigt von dem furchtbaren Ereignis und starrt trübe vor sich hin.

Guso stellt jetzt den Topf mit dem dampfenden Inhalt auf den Tisch, und ich mache den Anfang, indem ich mir meinen Teller fülle. Gespannt blicke ich auf die übrigen, denn ich bin doch neugierig, welche Wirkung diese ungewöhnliche Kost hervorbringen wird. Doch jeder füllt sich ruhig seinen Teller, als wenn es gar nicht anders sein könnte und folgt meinem Beispiele.

Ich bin starr, denn ich hatte das Gegenteil erwartet. Doch diese vermeintliche Unaufmerksamkeit hatte einen anderen Grund. In dem dumpfen Grübeln, das alle befangen hielt, hatte überhaupt niemand darauf geachtet, was er aß, sondern mechanisch und gewohnheitsmäßig die Speise wie immer hineingestopft, ohne zu sehen und zu schmecken. Genau so, als wenn man, äußerst hungrig, hastig ißt, ohne danach zu fragen, ob das Vorgesetzte eine Leibspeise oder ein sonst unangenehmes Kochprodukt ist.

Am nächsten Mittage stand wiederum so eine Riesenportion auf dem Tische. Doch diesmal ließ man sich durch meine gleichgültige Miene nicht täuschen, sondern betrachtete verwundert die Röllchen. „Was ist denn das eigentlich?“ fragte jemand. „Himmel, das sind ja Heuschrecken!“ rief ein anderer; und entsetzt starrte man zuerst auf das merkwürdige Gericht, dann auf mich, der ich mit der unschuldigsten Miene der Welt ruhig weiter aß. „Ja, was soll’s denn weiter sein?“ sagte ich endlich, indem ich mir den Mund wischte, „hat Ihnen das gestrige Abendbrot denn nicht gut geschmeckt, oder hätten Sie vielleicht lieber Appetit auf eine Schüssel frischgekochter Reiskäfer?“ Diese Bemerkung brach den Bann; alles lachte, griff dann tapfer zu, und bald war die Schüssel geleert.

Von der furchtbaren Verheerung, welche der Heuschreckenzug angerichtet hatte, kann man sich einen Begriff machen, wenn man be-

denkt, daß bis in die entferntesten Dörfer vergeblich nach Lebensmitteln, hauptsächlich Obst und Gemüse, geschickt wurde; alles war radikal abgefressen; sogar die jungen, äußerst harten und zähen Palmblätter. Als mich daher eines Tages der Manager fragte, was wir zum Mittagessen wollten, antwortete ich ohne zu zögern: „Nun, wir haben noch genügend Vorrat; und eine reichlich bemessene Portion „gebackene Nudeln“ ist doch noch nicht das Schlechteste!“ Die „gebackenen Nudeln“ wurden dann sprichwörtlich.



X.

Die dem afrikanischen Kontinent im Osten vorgelagerten Inseln sind nicht, wie vielfach angenommen wird, abgetrennte Teile desselben, sondern den Flußmündungen vorgelagerte Sandanhäufungen, welche die schnellfließenden Gewässer hier zusammengetragen haben. Als Untiefen oder Sandbänke bilden solche Formationen eine große Gefahr für die Schifffahrt, wenn sie, wie es hier der Fall ist, noch nicht genau aufgemessen und in die Seekarten eingetragen sind.

Man hat nun festgestellt, daß der Indische Ozean immer mehr nach Osten zurücktritt und dadurch auch die Lage dieser Inseln verändert, indem durch das Zurückfluten des Wassers die oberen Schichten freigelegt und so den Wirkungen von Luft und Sonne ausgesetzt werden. Diese bringen den Sand zur Verwitterung, es entsteht Nährboden, in welchem sich vom Festlande herüberfliegende Samen festsetzen, Wurzeln schlagen und emporwachsen. Stürme bringen die Pflanzen zu Fall; sie werden zersetzt, vermischen sich mit dem verwitterten Boden und bilden allmählich eine Humusschicht, auf welcher Moose sich entwickeln, die obere Lage befestigen und nach und nach ebenfalls absterben, um neuen Düngstoff zu bilden.

So geht es ununterbrochen fort. Rastlos schafft die Natur, damit der Nährboden sich für kommende Pflanzen festigt, und eines Tages ist dieser stark genug, um Bäume zu halten, sich selbst auch gegen verheerende Naturgewalten zu schützen; es entsteht eine fruchtbare Insel, auf welcher lebende Geschöpfe die Bedingungen für ihre Erhaltung vorfinden.

Unter diesen Verhältnissen sind auch die bewohnten Inseln Pemba, Zanzibar, Mafia und unzählige andere entstanden, während hundert andere im Entstehen begriffen sind, heute aber noch als Untiefen von den Meeresfluten bedeckt sind. Diese sind es nun hauptsächlich, wegen derer die Küstenfahrer oft große Umwege machen oder sehr vorsichtig lavieren müssen, um Schiff und Ladung nicht in höchste Gefahr zu bringen. Vornehmlich bei hohem Seegang, wenn die gewaltigen Wogen seitwärts über die Bänke geworfen werden; wenn furchtbare Stürme das Fahrzeug trotz aller Gegenmaßregeln aus dem Kurs drängen, dann gipfelt das grause Verhängnis in dem Auflaufen desselben auf diese Sandhaufen.

Diesen Umstand kennt der Kapitän ebenso gut wie ich, der ich mich an Bord des kleinen Gouvernements-Küstendampfers „Rowuma“ auf einer Fahrt von Dar-es-Salaam nach Kilwa befinde. Ein heftiger Sturm wirft das winzige Schiffelein wie einen Pappkarton auf und nieder, hin und her; doch die allergrößte Schwierigkeit macht die im Schlepptau mitgeführte Dhau, welche zum Rufidji gebracht werden soll, um Holz zu laden.

Mit plötzlicher Wucht hat der in regelmäßigen Perioden wiederkehrende Monsun eingesetzt und uns auf hoher See überrascht. Mit aller Gewalt schleudert er die Wasserberge auf die Fahrzeuge, so daß es aller Geschicklichkeit der Steuerleute bedarf, um einen Zusammenstoß zu verhindern. Doch das fortwährende Rucken und Ziehen, das Nachlassen und plötzliche Wiederanreißen hat zur Folge, daß schon wiederholt die Trosse gebrochen ist, so daß die Dhau, ohne Segel, hilflos, als ein Spiel der Wogen herumtanzt und jedesmal wieder eingefangen werden muß.

Dieses wagehalsige Spiel beginnt jetzt zum dritten Male und erfordert eine außergewöhnliche Gewandtheit der Leute, unter höchster Sinnesanspannung, damit im geeigneten Moment, während sich der Dampfer in voller Fahrt der Dhau seitlich nähert, ein dünnes Seil hinübergeworfen und dort auch geschickt aufgegriffen wird. Dieses Manöver geht folgendermaßen vor sich: Die auf der Dhau befindlichen Leute — ein Bootsmann und vier Matrosen — stellen sich an der Brüstung derjenigen Seite auf, welche der Dampfer zum Vorbeifahren vorgesehen hat, und klammern sich mit den Beinen an einen Gegenstand fest, damit sie die Hände frei haben. Ebenso hat sich ein Matrose am Bug des Dampfers, mit einer Leine in der Hand, aufgestellt. Nun geht

es mit voller Kraft an der Dhau vorbei, um so schnell als möglich aus deren gefährlicher Nähe zu kommen, und schwebt natürlich bald die Dhau, bald der Dampfer, hoch oben auf einer Welle über dem anderen Fahrzeug. Ist nun der letztere Fall eingetreten, so wirft der Mann das Seil in raschem, kräftigem Schwung hinüber, wo es sofort aufgefangen und festgehalten wird, während der Dampfer eine Schwenkung macht und soviel Leine nachgibt, als nötig ist.

Hat das Seil die Dhau nicht erreicht oder ist es nicht richtig ergriffen worden, so muß der gesamte Versuch wiederholt werden. Wehe jedoch, wenn eine seitlich anrollende Riesenwoge den kleinen Dampfer im selben Moment, wo er an der Dhau vorbeifahren will, weit hinüberschleudert — dann prallen die Fahrzeuge mit aller Gewalt zusammen, und beide sind zerschellt — vernichtet, im Zeitraum von Sekunden in der grundlosen Tiefe versunken.

Doch wir haben Glück. Das Seil ist aufgegriffen und die Schwenkung vollendet. Der Kapitän befiehlt die Trosse doppelt zu nehmen, und rasch werden zwei armdicke Taue mit der Fangleine hinübergezogen und hüben und drüben befestigt. Jetzt kann die Fahrt weitergehen, und langsam bekommen wir wieder Kurs. Sehr langsam geht es vorwärts, denn alle fünf Minuten gibt es einen furchtbaren Ruck, der beide Fahrzeuge bis ins Innerste erschüttert.

Doch die Trosse hält jetzt, trotz der hohen Beanspruchung. Sie ist hier bei uns am Mast befestigt, während drüben der hohe Aufbau am Heck und Bug ein Durchziehen des Taus bis zum Mast verhindert und deshalb am Vordersteven angebunden werden mußte.

Beide Fahrzeuge tanzen auf und nieder; immer höher türmen sich die schäumenden Fluten auf und ein Ruck folgt dem anderen mit immer gesteigerter Heftigkeit. Es ist eine böse Fahrt, und sorgenvoll überblickt der Kapitän den Horizont, ob etwa Aussicht auf Nachlassen des Sturmes vorhanden sei. Doch unvermindert wühlt der Orkan die Wassermassen auf, so daß sie in schäumendem Gischt gen Himmel rauschen und in ihrem wütenden Anprall alles zu verschlingen drohen.

Da läßt uns ein betäubendes Krachen hinter uns, uns erschrocken umblicken. — Die Trosse hat ausgehalten, doch der gesamte Vordersteven, bis tief unter die Wasserlinie hat dem fortwährenden Anreißen nicht länger standhalten können, ist abgebrochen und hat eine vier Meter lange und dreißig Zeitimeter breite Oeffnung geschaffen, in welche das Wasser in reißendem Strome hineinquillt. —

Entsetzen hat die auf der Dhau befindlichen Leute gepackt; eilig laufen sie umher und wissen nicht, was beginnen; denn jetzt ist das Schiff verloren, das gewaltige Leck nicht zu dichten. Unaufhaltsam fluten die Massen in den Schiffsraum; gurgelnd schlagen sie hier an die Wände des wie ein Gummiball hin- und hergeworfenen Wracks, und ebenso schreckerstarrt blicken wir vom Dampfer aus auf das gräßliche Unglück; regungslos und bebend, da wir nicht helfen können. Der Kapitän läßt den Dampfer im Kreise um die sinkende Dhau herumfahren, um über Bord Springende rasch auffischen zu können, doch da schleppen die Männer dort einen unförmlichen Leinwandballen herbei; es ist das große Segel, welches jetzt mit aller Macht in das fürchterliche Loch gestopft und mit wuchtigen Schlägen noch tiefer hineingepreßt wird. — Und das Wasser steht, — die Dhau ist gerettet. Während die Matrosen an die Pumpen eilen und hier wie rasend die Hebel auf- und abreißen, bemüht sich der Bootsmann, das Tuch immer noch fester und dichter hineinzutreiben, was ihm auch teilweise gelingt.

Nur noch ein kleiner Bach rieselt zwischen der Dichtung hindurch, und das fortgesetzte, beschleunigte Pumpen hat zur Folge, daß das Fahrzeug sich wieder langsam aus dem Wasser hebt. Doch noch ist die Gefahr nicht vorüber, jetzt kommt erst der eigentliche Knalleffekt. Zum vierten Male muß ein Seil hinübergeworfen und eine Trosse nachgezogen werden. — Aber wo soll man es befestigen? — Doch da wir die Dhau in diesem Zustande doch nicht nach dem Rufidji schleppen konnten, so befahl der Kapitän, daß sie auf den Strand gesetzt, dort besseres Wetter abwarten solle, um dann nach Dar-es-Salaam zurück zur Reparatur geschafft zu werden.

Noch einmal wiederholte sich das aufregende Schauspiel des Fangseilhinüberwerfens, doch es glückte auch jetzt, und die Trosse wurde einfach am Heck befestigt, das Wrack zum Ufer gezogen, wo es kurz darauf durch eine gigantische Woge bis hoch hinauf auf den Sand gesetzt wurde.

Ohne dieses Hindernis ging nun die Fahrt etwas glatter, und mit voller Kraft schießt das Schiffchen über die rauschenden Wellen dahin, unserm Ziele zu.

Guso hat sich in den Packraum begeben; vermutlich weil er auf seiner ersten Seereise gleich eine „Ahnung“ bekommen hat. Der Maschinist steht neben dem Kapitän auf der Brücke, und ich geselle mich zu ihnen. Die Sonne ist schon im Sinken, und wir haben Mafia noch

nicht passiert, welche Insel genau die Hälfte des Weges zwischen Kilwa und Dar-es-Salaam angibt. „Können wir noch etwas steam-up geben?“ fragt der Kapitän; „Das könnte ich nicht verantworten,“ erwidert der Maschinist; „der Zeiger am Kesselmanometer weist jetzt schon weit über den roten Strich!“ „Dann werden wir im Finstern nach Kilwa kommen.“ brummt der alte Seebär; „äußerst unangenehme Fahrt hier zwischen den Bänken hindurch!“

Währenddessen habe ich unausgesetzt das Heranrollen der Wasserberge vor dem Bug beobachtet, als plötzlich ein merkwürdiger weißer Fleck durch die grüne Flut hervorschimmert. Hastig ergreife ich den Arm des Kapitäns und deute auf die seltsame Erscheinung. Doch ein Blick nur hatte dem erfahrenen Seemann genügt, und im nächsten Moment schallt auch schon seine dröhnende Baßstimme: „Harrt-Back-borrrrd!“ in das Sprachrohr. Spielend leicht schlägt das flinke Fahrzeug einen Kreis, und dicht an dem hellen Etwas vorbei rauscht der Bug nach Südwest.

Aufatmend entblößt der Kapitän sein Haupt und wischt sich den Schweiß von der Stirn, während es grollend aus seinem Munde kommt: „Ja, ja, man soll nicht schwätzen, sondern die Nase nach Luv stecken!“ „Was war denn das eigentlich?“ frage ich verwundert. „Na, so eine gottverd Sandbank!“ knirscht er wütend. „Um ein Haar, und wir hätten draufgesessen!“ Das wäre allerdings furchtbar gewesen, und ich bin in der Seele froh, durch meine Aufmerksamkeit dazu beigetragen zu haben, daß wir diesmal von dem Unheil verschont blieben und mit nur einer Viertelstunde Verspätung davonkamen.

Inzwischen war es stockfinster geworden. Kein Lichtschein, so weit das Auge reicht, trotzdem die nahe Küste bewohnt ist. Wir sind daher ausschließlich auf den Kompaß angewiesen und fahren der Sicherheit wegen nur mit halber Kraft. Es ist eine entsetzliche Fahrt, bei diesem Wetter in einem völlig unbekanntem Gewässer, welches von Klippen und Untiefen starre, und wo wir in jedem Augenblick auf eine auflaufen konnten. Das war wahrhaftig keine Vergnügensreise mehr, sondern eine Höllenfahrt. —

Doch nur für uns. Die schiffahrttreibenden Araber fanden sich hier leicht und bequem zurecht. Diese hatten ihre im Geheimen verabredeten Blinkfeuer, welche ihnen den sicheren Weg wiesen; kamen auch mit ihren leichten Fahrzeugen über Untiefen hinweg und benutzten Ankerplätze, welche ein schon ansehnlicheren Tiefgang erfordernder

Dampfer nicht anlaufen konnte. Auch waren solche äußerst versteckt gelegenen Buchten meist unauffindbar, und so geschickt gewählt, daß draußen im Fahrwasser vorbeiziehende Schiffe einen Eingang zu diesen Verstecken absolut nicht erspähen könnten.

Hier, an diesen Eingängen war es denn auch, wo öfter ein Stern erglühete, doch in dem Bruchteil einer Sekunde wieder erlösch; erst in langen Zeiträumen wiederholte sich das Aufblitzen, und wäre ein Uneingeweihter wohl auf den Gedanken gekommen, eine Lichtspiegelung im Wasser gesehen zu haben, denn dem kurzen Aufblitzen eines Sternes sah die Erscheinung deutlich ähnlich. Dieser Lichteffect wird aber durch nichts weiter als eine Handvoll pulverisierten Harzes erzeugt, welcher auf glühende Kohlen — in einem Gefäß befindlich — geworfen wird und ein blitzartiges, helles Aufflammen, wie bei einem elektrischen Funken hervorrufft. Aus der Ferne gesehen erscheint es dann wie ein kleiner, nur momentan aufflackernder Stern.

Diese Nacht ist übrigens wie geschaffen für das lichtscheue Gesindel; welches mit Kontrebande und Sklaven befrachtet, diesen Güterverkehr zwischen den Küsten Asiens und Afrikas vermittelt. Sie benutzen mit Vorliebe solche Nächte wie heute zum Ein- und Auslaufen in ihre Schlupfwinkel, führen aber dabei keine Signallichter und huschen bei günstigem Winde mit fabelhafter Geschwindigkeit, wie Gespenster, hin und her, eine Verfolgung durchaus unmöglich machend.

Trotz der strengsten Maßregeln blüht daher der Schmuggel und Sklavenhandel nach wie vor, wenn auch die beiden flinken Zollkreuzer, welche die deutsche Regierung ununterbrochen an den Küsten laufen läßt, schon manche Dhau mit unverzollter Ware oder schwarzem Elfenbein aufgebracht hat.

Wir vermuteten also richtig, wenn wir annahmen, daß heute, bei dieser „günstigen“ Witterung die Araberschiffe allesamt eine solche „Geschäftsreise“ angetreten hatten, und deshalb auch vor Kilwa, das noch keinen Leuchtturm besaß, eine Dhau nicht ankern würde, um uns durch ihr aufgestecktes Signallicht die Bucht als solche erkennen zu lassen, deshalb wurde in Zwischenräumen von zehn Minuten ein langgezogener Ton mit der Dampfpeife gegeben, der den Kilwanern unsere Ankunft anzeigen und sie zur Abgabe von Signalen veranlassen sollte. Ein sekundenlanger Ruf mit dem Nebelhorn bedeutet „Achtung“; doch in Kilwa wurde das Heulen als Notzeichen aufgefaßt, und einige große Boote kamen uns trotz der schweren See entgegengefahren. Verzeih-

lich war ja wohl ihre Sorge, weil wir acht Stunden später eintrafen, als vorgesehen, und zweifellos konnte auch etwas auf dieser gefährlichen Reise vorgefallen sein; darum machten die Wagehalsigen wunderbarerweise ganz enttäuschte Gesichter, als sie uns heil und gesund vorfanden und für sie nichts zu retten übrigblieb.

Kilwa ist von dem portugiesischen Seefahrer Vasco de Gama im 14. Jahrhundert gegründet worden. Bei seiner ersten Umsegelung des Kap der guten Hoffnung landete er an einem vier Meilen südlicher gelegenen Küstenstriche und nannte das befestigte Lager Quilva. Dieser Ort besteht noch heute, und zeugen einige riesige, doch von Witterung und Rost total zerfressene Schiffskanonen noch von den hier geschehenen Gräueln. Das eigentliche Kilwa liegt an einer hübschen Bucht und bildet den Abschluß, respektive Ausgangspunkt des großen Karawanenweges nach dem Uheheland und weiter nach dem Nyassasee, ist infolgedessen auch zu einem ansehnlichen Handelsplatze emporgewachsen. Zum Unterschiede von dem Klein-Kilwa (kilwa kiwindje) wird es daher auch Kilwa kissiwani (Groß-Kilwa) genannt und birgt eine uralte Araberfestung.

Diese liegt der Bucht gegenüber, dicht am Strande; von den flachen Dächern genießt man einen herrlichen Rundblick auf die romantische Umgebung und das weite Meer. Im Hintergrunde dehnt sich die Stadt, unter Palmen und Fruchtbäumen aus, und blühende Gewächse zwischen Häusern und Hütten bieten dem entzückten Auge ein anmutiges Bild. Dicht neben der Ringmauer, auf der Nordseite der Festung, steht die Moschee, und stündlich ruft in langgezogenen Tönen der weißhaarige Muezzin die Gebete aus.

Tritt man durch das wohlverwahrte Tor in den inneren Festungshof, so erblickt man im Erdgeschoß rings umher eine Anzahl Türen, welche Eingänge zu Munitions-Vorratskammern, Küchen, Wachtlokal und Gefängnis bilden, während zwei seitliche, offene Gewölbebogen die Durchgänge zu massiven Steintreppen darstellen, die ins obere

Stockwerk führen. Hier betritt man zuerst einen bequemen Gang hinter der Brustwehr, in welcher Schießscharten in regelmäßigen Abständen freigelassen sind. Gegenüber diesen führen Türen in die Wohn- und Schlafräume der weißen Besatzung, der Verwaltungsräume, Post, sowie Wohnung des Bezirkshauptmannes.

An jeder der vier Ecken des umfangreichen und stattlichen Bauwerkes erhebt sich eine Bastion, von welcher Geschütze ihre drohenden Mündungen hinausragen lassen; und ein Aussichtsturm überragt das Ganze und gibt diesem eine imposante Gestalt.

Die Besatzung bilden außer dem Bezirkshauptmann und einem Zahlmeister: ein Feldwebel, vier Unteroffiziere und eine Kompanie Askari, während ein Sanitätssergeant einen Unterarzt unterstützt und dem wiederum einige Lazarettgehilfen unterstellt sind.

Das Lazarett selbst befindet sich im Erdgeschoß und ist schon zum Teil von Verwundeten belegt, die auf den Transport nach dem Krankenhaus in Dar-es-Salaam warten und die ihre Verletzungen bei den stattgefundenen Gefechten der letzten Tage erhalten haben. Die wilden Stämme der Bergvölker im Uhehelande haben sich nämlich von unzufriedenen Arabern aufwiegeln lassen und die Festung schon einige Male angegriffen.

Trotzdem sie jedesmal mit blutigen Köpfen heimgeschickt worden sind, treiben sich Banden von einigen hundert Mann immer noch in der Umgebung umher und stellen diese jedenfalls nur Aufklärungskolonnen vor, um die Verbindung mit dem im Hinterlande sich aufs Neue sammelnden Gros herzustellen. Fortwährend schallen denn auch die Schüsse der ausgestellten Posten und Patrouillen zu uns herüber, und ununterbrochen gehen Soldaten ein und aus, die entweder Verwundete oder Gefangene gebracht oder Meldungen erstattet haben.

Aengstliche indische Kaufleute haben sich mit ihrer Habe in den Festungshof geflüchtet; dazu gesellt haben sich Weiber und Kinder der schwarzen Soldaten, die auch hier wie überall auswärts in Hütten wohnen; auch ist Vieh eingebracht worden und brüllt nach Futter; die Weiber keifen, Kinder weinen, Männer fluchen, einige ruhestiftende Unteroffiziere übertönen mit Stentorstimme den Skandal, dazu das ununterbrochene Schießen und zwischendurch das gräßliche, unendlich in die Länge gezogene „a-l-la-h-il-a-l-la-h vom Dache der Moschee aus der schon heiser werdenden Kehle des Muezzins.

„Da unten aber ist's fürchterlich,“ zitiere ich aus Schillers Taucher; denn die fortgesetzten Aufregungen und die Tag und Nacht nicht endenwollende Unruhe macht mich ganz nervös. „Die Kerle hätten auch noch ein paar Tage warten können,“ setze ich meinen Gedankengang fort. „Gleich nach acht Tagen dieses Geknalle, bevor man noch zur Besinnung gekommen ist, da gehe ich doch lieber gleich wieder an Bord, und fahre nach Dar-es-Salaam zurück, denn dazu bin ich doch nicht hergekommen, um mich hier so mir nichts dir nichts totschießen zu lassen.“

Guso bringt mir soeben mein Essen: Reis mit Rindfleisch. Etwas anderes gibt es nicht, weil einfach in dieser unruhigen Zeit nichts anderes zu haben ist, außer den Vorräten in der Festung. Innerhalb weniger Stunden waren auch die Sträucher und Gebüsch, Bäume, Hütten und sonstige, einen etwaigen Versteck bietende Gegenstände rings um die Ringmauern, in weitem Umkreis niedergelegt, also noch nicht einmal Früchte zu haben. „Also das auch noch,“ brumme ich ärgerlich; „dort ging ich wegen der unausstehlichen Reiskost fort, um dieselbe hier in ähnlicher Auflage erneut vorgesetzt zu bekommen. Doch hier sind wenigstens keine Käfer drin, das ist auch etwas wert.“ Und ich würge das lederharte Fleisch hinunter, Guso den Rest überlassend, den dieser schmunzelnd verschlingt.

Der Junge will nicht mehr aus meiner Nähe weichen, obwohl ich seine Rückfahrt bezahlen wollte. „Ich kann auch schon schießen und werde dir helfen!“ hatte er mir kategorisch erklärt und sich stolz in die Brust geworfen. So war er dageblieben, und ich hatte den aufgeweckten, willigen Helfer gern um mich, weil er so ganz anders geartet war, als die übrigen Boys. Er ließ sich mit keinem ein, war nicht stolz, aber ordnungsliebend und reinlich und hatte sich für das Geld, welches ich ihm als Lohn ausgezahlt, einen hübschen Kanzu, Sandalen und eine Mütze gekauft; nicht um zu prahlen oder der Eitelkeit wegen, sondern weil er nett und reinlich aussehen und mir gefallen wollte. In den Kleidern sah er auch ganz niedlich aus, schon weil er ein hübsches intelligentes Gesicht und eine ansehnliche Figur hatte. Meine Sachen hielt er nach wie vor tadellos in Ordnung, und ich brauchte ihn an nichts zweimal zu erinnern. Wenn ich erwachte, stand er vor meinem Bett. Pünktlich brachte er mir mein Essen, und abends ging er nie früher fort, als bis er mir sorgfältig das Moskitonetz unter die Matratze gestopft und die Erlaubnis zum Schlafengehen erhalten hatte. Man ver-

wunderte sich in der ganzen Festung über den klugen und freundlichen Knaben, ließ ihn ungehindert kommen und gehen, und eines Tages kam er, um meine Einwilligung zu holen, daß er in seiner freien Zeit im Lazarett helfen dürfe. Ich vermutete, daß ihn die faulen Lazarettgehilfen nur zum Verrichten unangenehmer Arbeiten ausnutzen wollten, und erkundigte mich bei dem Arzte persönlich nach den näheren Verhältnissen. Doch da erfuhr ich zu meiner Ueberraschung, daß der Schlingel ohne mein Vorwissen schon bei einer Operation mitgeholfen und sich dabei so gewandt und anstellig gezeigt hatte, daß es den Arzt in Erstaunen versetzte und er mir wiederholt versicherte, daß Guso sich vernünftiger benommen habe, als die älteren Gehilfen. Wenn der Junge ausgebildet würde, könnte ein tüchtiger Krankenwärter und vielleicht noch etwas mehr aus ihm werden.

Selbstverständlich war ich einverstanden, und die leuchtenden Augen des angehenden fundi bestätigten seine außerordentliche Freude. Trotzallem vernachlässigte er seinen Dienst bei mir in keiner Weise, und meine Waffen blitzten nach wie vor ohne den geringsten Rostfleck.

Nach dem Essen will ich es mir soeben bequem machen, als ein Askari hereintritt, um mir ein Militärgewehr nebst Bajonett und Patronentaschen zu überreichen. Ohne eine Miene zu verziehen, macht er darauf stramm kehrt und geht mit festen Schritten davon.

„Na, dann knallen wir also lustig mit zur Feier des Tages!“ brumme ich vor mich hin; „jede Kugel trifft ja nicht, und übrigens ist es ja auch noch gar nicht so weit.“

Sodann verpasse ich das Koppel und untersuche meine Flinte. Und wie ich so einige Griffe ausführe, überkommt mir ein Gefühl von stolzer Genugtuung; der alte Soldatengeist erwacht, und die Erwartung des Kommenden hat mich gepackt, so daß ich am liebsten sofort ausgerückt wäre, um an einigen gutgezielten Schüssen da draußen meine Treffsicherheit zu erproben. Während ich noch in Gedanken mir blutige Bilder ausmale, klopft es, und auf mein „Herein“ tritt elastischen Schrittes der Bezirkshauptmann zu mir ins Zimmer. Nachdem er mir die Hand gereicht und wir Platz genommen, beginnt er:

„Es scheint diese Nacht losgehen zu sollen, denn vor einer Stunde erhielt ich Nachricht, daß Chobruma zu den Wahehe und Mafiti gestoßen ist. Wer Chobruma ist, dürfte Ihnen bekannt sein, nicht? Nun, in kurzen Worten: Dieses Subjekt von einem Araberhäuptling verfügt über eine Truppe von mehr als fünfhundert mit Hinterladern vorzüg-

lich ausgebildeten Eingeborenen. Und dabei soll der Kerl obendrein noch gelähmt sein und sich auf einer Sänfte umhertragen lassen. Bisher ist es trotz der ausgesetzten Belohnung von tausend Rupien noch nicht gelungen, seiner habhaft zu werden, und wird die Bestie uns noch so manche schwere Stunde bereiten. Sofort habe ich nach Dar-es-Salaam telegraphiert und um Verstärkung gebeten, welche noch heute Nacht eintreffen dürfte. Ein neues Telegramm, welches ich eine halbe Stunde später durchdrücken wollte, kam zu spät, da inzwischen die Leitung durchschnitten war. Es tut mir ja sehr leid, daß Sie gleich in den ersten Tagen Ihres hiesigen Aufenthaltes in Anspruch genommen werden, aber da Sie nun einmal hier sind, so —“

„— werde ich selbstverständlich meine Pflicht und Schuldigkeit tun, wie mein Gewissen und die Gesinnung als Deutscher und ehemaliger Soldat es mir vorschreiben; dessen bedarf es keiner Frage!“ falle ich ihm in die Rede.

„Bravo!“ antwortete er mit einer Verbeugung, um dann lächelnd mit den Schultern zu zucken und hinzuzufügen: „Was soll man machen, c'est la guerre; man muß sich wehren.“

„Wie stark schätzen Sie die übrigen Farbigen?“ frage ich ihn. „Na, es werden zusammen etwa dreitausend Köpfe sein,“ meint er nachdenklich; „davon dürften wohl die Hälfte mit Gewehren bewaffnet sein.“

„Donnerwetter!“ fuhr es mir heraus; „das ist ja die zehnfache Anzahl unserer Besatzung.“

„Nun,“ meint er begütigend, „das will nichts sagen; die Kerle schießen schlecht und sind feige. Und dann ist in Betracht zu ziehen, daß wir vier Geschütze, darunter eine Maschinenkanone, besitzen und vorzüglich durch die Brustwehr gedeckt sind; während der Feind über die geschaffene Blöße hinüber muß und den ganzen Körper als Ziel bietet. Außerdem haben wir den Vorteil auf unserer Seite, daß wir ein Pflichtgefühl kennen, welches uns Festigkeit verleiht, während die Angreifer als nur durch List geworbene und interesselose Bundesgenossen oder durch Gewalt in den Kampf getriebene Sklaven zu betrachten sind. Die Wahehe und Mafiti hauptsächlich haben sich nur durch die in Aussicht gestellte Beute überreden lassen, uns anzugreifen. Ich kenne die Leute, denn ich habe vielfach an Ort und Stelle mit ihnen verhandelt. Sie sind im allgemeinen ganz friedfertig und nachgiebig, doch die Araber haben ihnen keine Ruhe gelassen, und wird hier nicht früher

einige Ordnung geschaffen werden können, als bis die Hauptansteller baumeln.“

Kennt man denn diese verbrecherischen Halunken?“ fragte ich ihn.

„Gewiß,“ meinte er bestimmt; „es wohnen sogar einige hier am Orte und stehen mit den Angreifern in regem Verkehr. Doch trotz der strengsten Kontrolle und der sorgfältigsten Beobachtung, ist es bis jetzt noch nicht gelungen, einen der verschlagenen Schurken eines Verrates zu überführen, sonst hingen sie schon. Aber die Spitzbuben sind zu schlau und haben in ihren ihnen mit Leib und Seele ergebenen Sklaven eine unvergleichliche Unterstützung, die uns leider fehlt und riesig benachteiligt; denn wenn auch die Suaheli sich neutral verhalten, so stehen sie doch nicht zu uns, und wir sind deshalb ausschließlich auf unsere Askari angewiesen. Brave Leute übrigens diese, und brauchbare Soldaten; fechten mit außerordentlicher Tapferkeit, doch im allgemeinen etwas beschränkt und nur in der Front tauglich; doch da ist nichts zu ändern, und man muß zusehen, wie man fertig wird. Na, Sie werden sich ja selbst überzeugen können. Wenn Sie das Maschinengeschütz am linken Flügel der Nordbastion übernehmen würden, so verbinden Sie mich zu Danke und nehmen mir eine große Sorge ab, denn es fehlt mir ein Unteroffizier.“

„Gewiß, gern,“ antworte ich sofort ohne zu zögern, trotzdem ich keine Ahnung habe, was bei einem solchen Mordinstrument vorne oder hinten ist. Doch der Mensch lernt viel, denke ich.

„Ich danke Ihnen,“ spricht der Hauptmann verbindlich. „Außerdem wollen Sie aber auch, bitte, Ihre Kleider wechseln und zwar aus hundert Gründen. Das Weiße leuchtet zu sehr und gibt ein scharfes Ziel. Dann sollen Sie auch Ihre eigenen Sachen schonen; auch sind unsere Stoffe fester und haltbarer, und man kann nicht wissen, wie lange das Theater sich ausdehnt; endlich macht es den Soldaten einen günstigeren Eindruck, wenn sie eine Uniform sehen, welche die auf-sichtführende Person trägt. Ich überlasse es ganz Ihnen, sich die Montur nach Ihrem Geschmack auf der Kammer auszuwählen. Na, Sie werden schon das Richtige finden.“

Als er schon gehen will, halte ich ihn noch mit der Frage zurück:

„Sagen Sie doch, Herr, Hauptmann, warum hat man denn diese graßliche Moschee nicht mit abgerissen, als man den Platz hier herum säuberte; das Gebäude bietet doch ein ausgezeichnetes Versteck und vorzügliche Deckung für den Angreifer?“

Da mögen Sie wohl recht haben," meint er, überlegen lächelnd, „ich habe natürlich schon vom ersten Augenblick daran gedacht, doch haben verschiedene Umstände mich immer die Zerstörung hinausschieben lassen. Wir wollen nämlich den Arabern nicht den geringsten Anlaß zu offener Feindseligkeit geben, und nur erst dann jede Rücksicht beiseite lassen, wenn sie uns dazu zwingen. Dieser Fall tritt ein, wenn die Moschee als Versteck und Deckung benutzt wird, doch bis jetzt sind wir von dort aus noch nicht bechossen worden. Bei dem geringsten Anzeichen jedoch, daß das Haus besetzt wird, habe ich Befehl gegeben, die Bude in die Luft zu sprengen und liegen bei den Geschützen auch schon entsprechende Sprenggeschosse bereit. Aber nun, Gott befohlen, hoffentlich läuft alles glatt ab, und wir können noch mancher Flasche den Hals brechen. Auf Wiedersehen also!" und fort war er, schnellen Schrittes, denn seine Arbeit wuchs mit jeder Stunde.

Nun hatte ich also die Aufklärung der hiesigen Verhältnisse. Besonders anziehend waren dieselben gerade nicht; jedoch, Abdallah behauptete doch immer, jedem Menschen sei sein Kismet auf den Rücken gebunden; also mußte doch das meinige auch schon festgestellt sein, und ich konnte ihm nicht mehr entgehen. Somit wäre es doch zwecklos gewesen, sich noch lange Kopfschmerzen zu machen.

Als ich mich zur Monturkammer begeben will, bringen zwei Soldaten einen Verwundeten. Ich möchte der Untersuchung aus wissenschaftlichem Interesse beiwohnen und trete mit ein. Der Arzt ist soeben erst mit einem Schwerverletzten fertig geworden und läßt den neuen entkleiden. Die Soldaten stehen mit funkelnden Augen und knirschenden Zähnen dabei, um das Urteil des Arztes abzuwarten und, wahrhaftig, ich kann es diesen halbwildem Sudanesen nachfühlen, wie in ihnen das Blut kocht beim Anblick solcher Scheußlichkeiten. — Die Verwundeten sind in der bestialischsten Weise bei lebendigem Leibe verstümmelt und ihnen gewisse Körperteile mit daranhängenden Fleischstücken — **a u s g e r i s s e n** worden! —

Ich muß mich abwenden, denn dieser entsetzliche Anblick hat mich aufs tiefste erschüttert. Das waren keine grausamen Mörder mehr — nein, das mußten Teufel sein, die soeben der Hölle entstiegen waren.

Meine Erschütterung wich einer gerechten zornigen Empörung ob dieser Untaten, und jetzt wünschte ich mir sogar den Anfang des blutigen Ringens herbei, um teilzunehmen an der Vergeltung, die den entarteten Schandbuben gebührte. Hier bedurfte es auch wahrhaftig keines

Erneuter Skandal im Festungshofe lenkt meine Schritte hierher, und ich sehe in langen Zügen die letzten Indierfamilien mit Hab und Gut aufmarschirt, um hinter den Mauern des Forts Zuflucht zu suchen. Der Bezirkshauptmann hatte nämlich den Kriegszustand über die Stadt erklärt und ankündigen lassen, daß alle Einwohner entweder die Häuser räumen oder verschlossen zu halten hätten; auf den Straßen dürfte sich niemand sehen lassen, wenn er nicht in Gefahr geraten wolle, irrtümlich erschossen zu werden.

Es war dies eine zwar strenge, aber gerechte Maßregel, welche jedoch die eigene Sicherheit erforderte; dieses energische Vorgehen hatte nämlich den Zweck, den heimtückischen Arabern den Nachrichtendienst zwischen der Stadt und dem Feinde zu unterbinden.

Nun kamen die geängstigten Handelsleute in hellen Scharen dahergezogen, um entweder in der Festung Aufnahme zu suchen oder am Strande den Gouvernementsdampfer zu erwarten, der sie nach Dar-es-Salaam bringen sollte; und da für die vielen Menschen nicht Raum genug geschaffen werden konnte, auch der Lebensmittelvorrat sich unter Umständen als zu gering erwies, so ordnete der Kommandant an, daß die Askarifamilien nach der Hauptgarnison transportiert werden sollten. Dies gab natürlich wieder viel Geschrei, weil die Weiber ihre Männer nicht verlassen wollten und sich mit aller Gewalt sträubten, den Anordnungen Folge zu leisten.

Schließlich kam aber auch hier einige Ordnung hinein und, da es inzwischen dunkel geworden war und man jeden Augenblick das Einlaufen des Schiffes erwartete, lagerten sich die Massen am Strande der Bucht, während im Fort die letzten Vorbereitungen zur wirksamsten Verteidigung beendet wurden, auch bald darauf Ruhe eintrat.

Inzwischen war ich erregt auf- und abgegangen, als wenn ich etwas suchte und nicht finden konnte. Eine unruhige Erwartung war in mir, die ich nicht zu meistern vermochte. Es war der erste Ernstfall, vor dem ich stand, und die bange Erregung, keine Ruhe vor dem Sturm, sondern eine gräßliche, nervöse Ueberreizung, welcher ich mich nicht erwehren konnte. Ich kann mir kein unangenehmeres Gefühl vorstellen, als dieses geisttötende, angestrengte Lauschen und das ununterbrochene auf-dem-Sprung-Stehen. Bei jedem Schuß zuckt man zusammen, jedes Getrappel läßt jäh auffahren, und jedes plötzliche Geschrei erzeugt ein schreckhaftes Stocken der Herzschräge. Es ist keine Angst, die man empfindet, sondern hochgradige Nervenspannung hat

den ganzen, körperlichen Organismus befallen, und man befindet sich in einem Zustande der äußersten Beanspruchung der Sinne, dicht an der Grenze vor dem Ueberschnappen.

Doch alles bleibt still. Einzelnes Geknatter — dann wieder Ruhe. — Lange, bange Pause. — Plötzlich dringt ein langgezogener, dumpfer Ton durch die Stille, vom Meere herüber, und eine freudige Bewegung geht durch das Fort, sowie durch die am Strande Versammelten. — Der Dampfer! — Ein befreiendes Aufatmen aller Verteidiger hat der jetzt so lieblich klingende Ton zur Folge gehabt, und eilig werden die nötigen Vorbereitungen zum Ausschiffen der Verstärkung ins Werk gesetzt. Die Ankunft der Hilfstruppen hat denn auch zur Folge, daß die Patrouillen vermehrt sowie vergrößert und ein eingehenderer Späherdienst eingerichtet werden kann, was bei der vorherigen geringen Anzahl von entbehrlichen Soldaten nicht in gewünschtem Maße ausgeführt werden konnte.

Die ununterbrochenen, aufmerksamen Streifen und die eingehende Ueberwachung der Araberhäuser hat denn auch gezeitigt, daß mehrere Spione abgefaßt wurden, durch deren Geständnis dann der ganze Racheplan der Araber aufgedeckt wurde. Wir erfuhren, daß die Schätzung der Angreiferzahl durch den Kommandanten annähernd richtig war, und bekamen auch die Namen der Hauptanstifter zu wissen; doch obwohl umgehend Maßregeln zu ihrer Verhaftung getroffen wurden, fand man die Vögel ausgeflogen und das Nest leer. Trotz der schärfsten Ueberwachung war es den Missetätern gelungen, ihre gewiß sorgsam vorbereitete Flucht zu bewerkstelligen. Doch man war ihnen auf der Spur und hoffte sie dennoch der gerechten Strafe überliefern zu können.

Es war völlige Stille eingetreten. Auf Anraten der älteren Unteroffiziere, welche die Art des Kämpfens dieser Volksstämme kannten, hatte ich mich in den Kleidern auf mein Bett gelegt und die Müdigkeit hatte mich übermannt. Vor Tagwerden griffen die Schwarzen nicht an, denn in ihrer Weise versuchten sie, den Gegner im Schlafe zu

überraschen und wählten dazu die frühe Morgenstunde, um Freund von Feind unterscheiden zu können. Diese Unterscheidung war nötig, als sich die Sudanesen öfter auch, trotz aller Verbote, mit dem Schmuck der Erschlagenen ausstaffierten und deshalb nicht immer als Soldaten zu erkennen waren. Vielfach jedoch wählten Späher derartige Kostümierung, um bis mitten in das Lager der Ahnungslosen zu schleichen und sich über alles eingehend zu informieren.

Hauptsächlich hatte der Preis auf den Kopf Chobrumas beispiellose Tollkühnheiten erzeugt und war ein schwarzer Unteroffizier tatsächlich bis in das Zelt des Häuptlings gedrungen; hier wurde er jedoch überrascht, ergriffen und auf Befehl des Unmenschen in unsäglicher Weise zu Tode gefoltert. Diese neue Teufelei hatte jedoch nur zur Folge, daß eine ganze Unteroffizierpatrouille ohne Vorwissen des Kommandanten, sich in das Lager geschlichen und dort fürchterlich gehaust hatte. Der überlebende Askari erzählte stolz, daß sie ihren Stammesgenossen gerächt, indem sie etwa dreißig Männern die Mannbarkeit genommen und ihnen den Bauch aufgeschlitzt hätten.

Sein Todesurteil nahm er mit stoischer Ruhe entgegen und harrete im Gefängnisse der Vollstreckung desselben.

Es mochte so gegen fünf Uhr morgens sein, als ich durch Kommandorufe und eiliges Laufen geweckt wurde. Im selben Augenblick stürzt auch Guso mit dem Ausruf: „Die Wahehe kommen!“ zu mir herein und hilft mir beim Umschnallen. Draußen knattert das Gewehrfeuer, und ein unheimliches Geheul erfüllt den ganzen Umkreis. Langsam und sprungweise feuernd, haben sich Posten und Patrouillen zurückgezogen, und sowie der letzte Mann hinter dem Festungstore verschwunden ist, pfeifen auch schon die ersten Kugeln über die Brüstung und klatschen an die gegenüberliegende Wand.

Die Soldaten sind ringsumher an die Schießscharten verteilt worden, denn die Masse der Angreifer hat das ganze Gebäude umzingelt, und aus allen Ecken, doch in guter Deckung blitzt es auf, und neben Bleikugeln und Eisenstücken schwirren auch Scharen von Pfeilen durch die Luft. Doch es ist noch kein Büchsenlicht; man kann die Schützen nicht sehen und die Askari kennen den Befehl, nie ohne Ziel zu schießen, um keine Munition zu verschwenden.

Von unserer Seite ist denn auch noch kein Schuß gefallen, trotzdem einige besonders wagehalsige Wahehe sich ziemlich weit vorgewagt haben und ihre Geschosse unaufhörlich an Ringmauern und Wände

aufschlagen. Ich beobachte auf meiner Seite durch eine Schießscharte die Vorgänge da draußen und bemerke, wie an einem Fenster der Moschee zuerst ein Wollkopf erscheint, rasch verschwindet und ein Flintenlauf langsam herausgeschoben wird. Hastig schicke ich einen Boten mit der Meldung zum rechten Flügel und der Nordbastion, doch kaum ist dieser fort, als es auch in der Moschee aufblitzt. Wie zum Hohne tritt in diesem Augenblick der verräterische Muezzin auf die Plattform des Daches und gröhlt sein A—l—l—a—h—i—l A—l—l—a—h nach Osten hinaus. Doch weiter kommt er auch nicht, denn schon dröhnt der erste Kanonenschuß, dem rasch hintereinander weitere folgen, und die mit Donnergetöse explodierenden Granaten haben in wenigen Minuten das Gebäude in einen Schutthaufen verwandelt, aus welchem vielstimmiges Jammergeschrei der Verschütteten uns die Gewißheit gibt, daß die Steinmauern eine große Anzahl Angreifer verbargen; die mit Vorwissen des Priesters hier eingedrungen waren.

Inzwischen wird es immer heller, und man kann die Gegenstände ringsum deutlicher unterscheiden. Eine soeben an die Kante meiner Schießscharte aufschlagende Kugel hat mir die Richtung angegeben, aus welcher es unaufhörlich knallt. Es kommt aus einer Hütte und scheint diese vollgestopft von Schützen zu sein. Im Augenblick bin ich auch auf meinem Sitz; „Feuer!“ kommandiere ich, nachdem ich gerichtet; und ein erschütterndes Knattern erzeugt die Bewegung der Kurbel, so daß ich die Zähne zusammenbeißen muß, um das furchtbare Anprallen an mein Trommelfell auch nur auszuhalten.

Doch meine einschlagenden Kugeln haben scheinbar in ein Nest getroffen, denn wie aus einem Ameisenhaufen, so wimmelt es jetzt um die Hütte; ein schauerhaftes Gebrüll antwortet auf das Einschlagen der Geschosse, und helle Haufen grotesk aufgeputzter schwarzer Gestalten stürzen daraus hervor, um in langen Sätzen auf uns zuzuspringen. Jetzt kracht und knattert es auf allen Seiten; hageldicht schlagen die Projektile in die Massen hinein, um hunderte niederzustrecken, doch weitere Hunderte stürmen daher, die Luft mit fürchterlichem Geheul erfüllend. Dazu kracht und knallt es unaufhörlich ringsherum aus Flinten, Kanonen und Maschinengeschütz; Fetzen fliegen auf, wo die Schrapnells platzen, dazwischen Kommandorufe, Schreien und Stöhnen der Verwundeten und die Angstschreie, das Jammern, Beten und Weinen der im Fort eingeschlossenen Indierfamilien.

Zwei Soldaten liegen verwundet neben mir, und ihr Blut rötet den Steinfußboden; ich kann am Geschütz nichts mehr sehen und ergreife die Flinte. Die schwarzen Teufel haben sich an die Mauer gedrückt und versuchen, diese zu erklimmen, indem einer auf den anderen steigt. Lautes Geschrei und klatschende Schläge höre ich auf der linken Seite; ich wende mich um — da haben auch ein Dutzend der Bestien die Brüstung erstiegen, und die Verteidiger schlagen mit den Kolben drein, als wollten sie Bäume fällen. Da plötzlich stockt der Angriff auf unserer Seite, und die Scharen wenden sich nach der Ostseite. Salven werden abgegeben, und mit betäubendem „Hurrah!“ stürzt sich eine Abteilung Soldaten mit gefällttem Bajonett auf die zwanzigfach überlegenen Massen. Der Ausfall mußte gemacht werden, weil die Mordbuben den Pulverturm in die Luft zu sprengen versuchten. Schrecklich ist der Kampf der kleinen Schar; in Strömen rötet das Blut den Kiesplatz, und Weiße liegen neben Schwarzen ausgestreckt. Doch jetzt ist kein Halten mehr für die Sudanesen, und wie gereizte Tiger stürzen sie auf die unbeweglichen schwarzen Mauern; entsetzlich wühlt das Bajonett in Menschenleibern, und diesem von den Wahehe so sehr gefürchteten Angriff halten sie nicht stand. Zuerst einzeln, dann scharenweise, zuletzt in Massen, wendet sich alles zur Flucht; durchdringend hallt das Geschrei der Verfolgten, übertönt von dem „Hurrah!“ der heldenmütigen Sieger, und unzählige Feinde fallen noch während der Flucht.

Das war ein furchtbares und heißes Ringen, dessen Resultat jetzt erst in aller Grauenhaftigkeit zutage tritt. Unaufhaltsam und in wilder Eile ist der Feind zerstoßen und hat sich in alle Winde zerstreut. Immer neue Kolonnen Gefangener werden eingebracht, und der Festungshof füllt sich mit Menschen, die nicht mehr unterzubringen sind. Markerschütternd ertönt das Jammern der Verwundeten, und das Lazarett füllt sich bis zum letzten Lager. Es nützt nichts, wir müssen alle zusammen unsere Betten hergeben, denn der Kampf hat beträchtliche Opfer gefordert. Trotz der Erschöpfung werden zuerst unsere verstreut umherliegenden Verletzten eingesammelt, und die erschütternden Szenen, die dem Auge sich bei diesem Samariterwerk darbieten, dringen bis ins innerste Mark.

Haufenweise liegen die Gefallenen, sich oft noch im Tode fest umklammernd und buchstäblich ineinander — verbissen. Aber dort, wo die Maschinenkanone ihre vernichtende Wirkung ausübte, türmen

sich die Leichenhaufen zu einem Wall. Mörderisch und schrecklich ist das Feuer gewesen, grausig und furchtbar die einzelnen Resultate der Treffer. Ganze Reihen sind von den aus nächster Nähe abgefeuerten Geschossen niedergemäht, mehrere Körper von einer Kugel auf einmal durchbohrt und niedergestreckt.

Boten bringen von den nachgesandten Patrouillen die Nachricht, daß der Rest des Feindes sich in die Berge zurückzieht. Also ist der Angriff endgültig abgeschlagen, und wir haben Ruhe. Vorläufig. Auf wie lange, wird die Zeit lehren.

Die Mehrzahl der verfolgenden Kolonnen werden eingezogen, um bei der Beerdigung der Toten mitzuhelfen, damit die schnell verwesenden Körper die Luft nicht verpesten und die Stadt verunreinigen. Gewaltige Arbeit steht bevor, denn der Leichname sind unzählige. Auf unserer Seite fielen bei dem ersten Ausfall, zur Entsetzung des Pulverturmes, fast zwei Drittel der kleinen Schar; an der Spitze der heldenmütige Anführer, Feldwebel D. Außerdem fielen auf Bastionen und Laufstegen ein Unteroffizier und acht Mann. Das Hauptausfallgefecht erforderte die meisten Opfer. Im ganzen fielen 1 Feldwebel, 2 Unteroffiziere und 47 Mann. An Verwundeten nahm das Lazarett auf: 1 Unteroffizier und 63 Mann, von denen noch 7 Mann starben.

Der Feind hatte enorme Verluste. Die Anzahl ist nie genau festzustellen, weil Tote und Verwundete fortgeschafft werden, um die Körper den Göttern zu weihen; doch dürfte die Gesamtsumme an Toten und Kampfunfähigen mit 1200 nicht zu hoch gegriffen sein.

Und diesen zum Himmel schreienden Massenmord hatten einige habgierige Araber verursacht. Sklavenräuber und Schmuggler, denen schon längst der Galgen gebührte; die jedoch infolge der Humanität der Regierung auf freiem Fuße belassen wurden, um in Güte mit ihnen unterhandeln zu können. Zum Danke für die Großmut der Deutschen verursachten sie diese Aufstände, die leider so viel Blut gekostet haben, und deren vollständige Unterdrückung bis jetzt trotz unsäglicher Bemühungen und Opfer noch nicht vollständig gelungen ist.

XI.

Im Hinterlande ist alles ruhig. Patrouillen werden eingezogen; der Kriegszustand aufgehoben. Die Bewohner haben sich an ihre Geschäfte zu begeben und innerhalb zwei Stunden den Festungshof zu verlassen. Eine Kompagnie Askari marschiert nach Dar-es-Salaam. Die Leichtverwundeten haben sich anzuschließen. Scharfe Munition ist abzuliefern und die Bastionsposten einzuziehen.“

So lautete der Tagesbefehl, und alles rief sich ein „Gott sei Dank“ zu, denn jetzt konnte man doch wieder an seinen eigenen Menschen denken. Noch einmal erhob sich der Trubel beim Auszuge der Menschenmassen; die Indierfamilien bezogen ihre Wohnungen wieder, die Askari ihre Hütten; den Gefangenen wurde aufgegeben, ihre Stammesgenossen zu veranlassen, ihre Gewehre abzugeben und ihre Unterwerfung anzukündigen, was denn auch geschah. Nun war wieder Ruhe eingetreten; friedlich ging alles seinen Geschäften nach, und bald zeigte die Stadt wieder dasselbe Aussehen wie bisher, zumal die demolierten Hütten unter Mithilfe von Soldaten rasch wieder aufgebaut worden waren.

Nur der Platz, wo die Moschee gestanden hatte, blieb leer. Der Schutt war fortgeräumt worden und die verschütteten Leichen beerdigt; doch der Neubau mußte an entfernterer Stelle vorgenommen werden, und knirschend fügten sich die erbitterten Moslem dieser Anordnung.

Meine wiedergewonnene Bewegungsfreiheit benutzte ich zu eingehender Besichtigung der Umgebung, und was ich suchte, fand ich in mehr als reichlichem Maße. Unzählbare Wildspuren von Wild-

'schweinen, Leoparden, Löwen und Hyänen. Letztere hauptsächlich in unheimlicher Anzahl durch Leichengeruch angelockt, und die zerwühlten Gräber gaben Zeugnis über ihre grausige Tätigkeit.

Unzählige Holztauben beleben die Büsche, so daß es mir öfters gelingt, deren 10—12 Stück innerhalb kurzer Zeit zu erlegen und auf diese Weise in unsere eintönige Tafel einige Abwechslung zu bringen. Mit solcher Bereicherung der Speisekammer ist aber auch zugleich eine Entlastung unseres Küchenbudgets verknüpft, und läßt man mich neidlos meine Passion ausüben, zumal auch durch das Schießen in der Umgebung sich die Hyänen auf französisch gedrückt zu haben schienen.

Die Lebensweise der Eingeborenen bleibt, abgesehen von einzelnen Spezialgebräuchen, so ziemlich dieselbe, wie überall. Was mir am meisten aufgefallen ist, das Zähneputzen, resultiert wohl aus dem Umstande, daß der hiesigen Bevölkerung das Zuckerrohr leichter zugänglich ist, als anderswo. Denn man glaube etwa nicht, daß der Neger sich seine Kauwerkzeuge putzt, nur damit diese glänzen, im Gegenteil würde der Faulpelz eine Zahnbürste nicht benutzen, wenn dieselbe keine für ihn angenehme Nachwirkung hätte. Diese hat er jedoch bei dem sich selbst angefertigten Putzgerät aus — Zuckerrohr. Indem er nämlich das Ende eines Rohrstückes zerkaut und behaglich den Saft aussaugt, bildet sich durch die Zerfaserung ein Pinsel, mit dem er sich während des Frühstückens gleichzeitig die Zähne abreibt. Seine Bürste ist also eßbar.

Auch die sonderbaren Ringkämpfe der Weiber spielen bei diesem Volke eine Rolle. Die Veranlassung gibt gewöhnlich ein Dorfklatsch und der Gegenstand desselben — ein Mann. Hat die Erregung nun den Höhepunkt erreicht, und sind die gebräuchlichsten Schimpfworte alle gegenseitig an die Köpfe geflogen, so treten die feindlichen Parteien zusammen und — laufen nicht etwa zum Kadi — nein, sie wählen aus ihrer Mitte das stärkste, fetteste und schwerste Weib aus, welches mit der von der Gegenpartei ausgewählten Gegnerin einen regelrechten Ringkampf auszufechten hat. Zu diesem Zwecke beschmieren sich die Kämpferinnen den Körper dick mit Fett, ziehen sich eine Badehose an und erscheinen nunmehr gerüstet vor einer Anzahl von Zeuginnen auf der ausgewählten Wiese außerhalb des Dorfes, wo das Schauspiel beginnt.

Die Zeuginnen bilden einen Ring, und die Kolosse suchen sich zu fassen, doch bei dem fettriefenden Körper und der fettstrotzenden, gewaltigen Leibesfülle bleibt dieses Beginnen zuerst resultatlos, und zu der Schmiere gesellt sich der Schweiß, der ein Festklammern erst recht zur Unmöglichkeit macht; bis nach halbstündigen, angestrengten Versuchen eine Ruhepause eintritt und sich nach Ablauf derselben das Spiel mit aller Wucht erneuert.

So mühen sich die ungeschlachten Duellanten unter Umständen stundenlang, ohne Resultat, und setzen am nächsten Tage neu gestärkt das Turnier fort. Gelingt es jedoch einer der Megären, die andere zu Falle zu bringen, so wird sie als Heldin gefeiert und als Rächerin der Unschuld triumphierend von ihren Anhängern ins Dorf zurückgeleitet, während die unterlegene Partei eine empfindliche Strafe in Naturalien zu zahlen hat und obendrein noch verhöhnt und verspottet wird; bis dann die Schimpferei wiederum zum äußersten getrieben, eine neue Herausforderung nach sich zieht.

Die Männer kümmern sich um die Reibereien ihrer besseren Hälften nicht im geringsten, so lange es bei heilen Gliedern bleibt. Trägt jedoch eine der Ehegattinnen eine ernstliche Verletzung davon, so verlangt er Schadenersatz, wie man etwa eine Entschädigung beanspruchen würde, wenn ein Unvorsichtiger ein Pferd oder einen Esel zuschanden geritten hat. Hat jedoch der Unfall den Tod der Frau zur Folge, so ist der Ehemann berechtigt, vollen Ersatz, entweder des Wertes oder durch eine neue, gleichwertige Frau zu beanspruchen. Bei solcher Gelegenheit kann es denn vorkommen, daß ihm die Totschlägerin selbst zugesprochen wird.

Bei einer meiner Streifen bemerke ich eine tiefe Wildschweinspur, welche in ein einzelstehendes Dornengebüsch hineinführte, wo ich im Grund eine Wasserstelle entdeckte, die von den Tieren vermutlich nur ihretwegen aufgesucht wurde. Bisher war es mir noch nicht gelungen, einen dieser gewaltigen Borstenträger zu Gesicht zu bekommen, denn jedenfalls entflohen sie bei meiner Annäherung stets nach entgegengesetzten Richtungen.

Ich sah ein, daß ich allein nicht imstande sein würde, einen dieser Riesenbraten zu erlegen, und verabredete daher mit einigen waidgerechten Herren eine gemeinschaftliche Treibjagd. Da das Wild gewöhnlich vor Sonnenaufgang zur Tränke wechselt, so sollte in der Frühe das Gebüsch umstellt und auf einen verabredeten Signalschuß

gemeinschaftlich in dasselbe eingedrungen werden. Zu diesem Zwecke war es aber auch nötig, das Seitengewehr aufzupflanzen.

Zur bestimmten Zeit machten wir uns auf den Weg, und jeder schlich sich vorsichtig auf den ihm zugeteilten Platz, um das Signal abzuwarten. Dieses sollte mit dem Anfang der Tageshelle geschehen, und noch war es nicht so weit, also setzte ich mich ruhig auf den Boden, um nach dem Marsche etwas zu ruhen. Meine Büchse hatte ich neben mir ins Gras gelegt.

Es war noch nicht völlig hell, als ein Brechen und Schnauben dicht vor mir im Busch mich aufspringen ließ, und ich sah überrascht, wie einige große, dunkle und mehrere helle Körper sich auf mich zu bewegten. Gespannt erwartete ich das Hervorbrechen; doch plötzlich mochte die Gesellschaft mich erspährt haben, denn sie machte eine Schwenkung nach rechts, um grunzend und quiekend durch das Unterholz zu stürmen. Ich verfolge ebenfalls am Rande des Gehölzes die Richtung und treffe zur selben Zeit ein, als die Flüchtlinge soeben den Busch verlassen wollen. Der riesige Eber steht mir am nächsten; während die Sau mit den Frischlingen sich immer mehr entfernt. Also nehme ich diesen aufs Korn und sende ihm eine Kugel aufs Blatt. Aufbrüllend macht der Getroffene einen Satz zur Seite und steht dann still, wie um zu überlegen. Inzwischen habe ich wieder geladen und bin verwundert, daß der Eber nicht stürzt; doch rasch sende ich ihm eine zweite Kugel in die Brust. Ein gräßliches Schreien ausstoßend, dem ein tiefes Grunzen folgt, stürmt aber der Koloß jetzt heran, so daß ich annehmen muß, ihn beide Male nicht getroffen zu haben. Zum abermaligen Laden bleibt jedoch keine Zeit, denn hier handelt es sich um Sekunden, und so stemme ich denn den Gewehrkolben in die Seite und halte dem Anstürmenden das Bajonett entgegen.

Ein furchtbarer Stoß trifft mich beim Anprall und im weiten Bogen fliege ich zur Erde, während ich mein Gewehr loslassen muß, um meinen Kopf gegen das Aufschlagen zu schützen. Doch ich behalte Besinnung genug, um mich sogleich wieder aufzuraffen und auf die Füße zu stellen, aber die Bestie ist ebenso rasch bei mir, gräßliche Töne ausstoßend, die sich halb wie Gebrüll, halb wie Kreischen anhören, und nun nehme ich in langen Sätzen Reißaus, noch angetrieben durch das Stampfen und Schnauben des wütenden Ebers hinter mir, während ich mit aller Lungenkraft „Hierher!“ rufe.

Es waren nur einige Augenblicke der Angst, doch mir erschienen sie wie eine halbe Ewigkeit, da neue Schüsse ertönten und das grunzende Schnauben hinter mir aufhörte. Ich drehe mich um und sehe den Unhold am Boden liegen, doch bewegt er sich wuchtig und wild, während er jene gräßlichen Schreie ausstößt und dicker, blutiger Schaum ihm aus dem Rachen dringt. Doch da nähert sich ihm einer der Herren vorsichtig von der Seite, erfaßt den richtigen Moment und bohrt ihm mit aller Kraft das Bajonett in den Leib, dicht hinter dem Blatt. In demselben Moment fliegt er aber auch, von einem gewaltigen Schläge getroffen, zur Seite, während die Flinte in hohem Bogen über ihn weggeschleudert wird.

Neue Schüsse ertönen, andere Herren sind auf das Getöse hin herzugeeilt, und eine Kugel findet den Weg hinter dem Ohre in den Schädel. Das Schreien endet in einem langgezogenen Wehlaut und erstirbt in heiserem Röcheln. Der Körper liegt still. Doch noch ist die Zunge nicht herausgetreten, ein neues Bajonett dringt in den Riesenkörper, schräg unter das Blatt, und ein gewaltiger Ruck gibt zu erkennen, daß jetzt das Herz durchbohrt worden ist und der Tod endgültig eintritt, da sich der Körper streckt und langsam erstarrt.

Aufatmend sieht einer den andern an. „Was ist geschehen?“ fragt man durcheinander; da stöhnt der gefallene Schütze heran und versichert, daß ihm mindestens einige Rippen gebrochen seien, die Erinnerung läßt auch mich jetzt den Schmerz in meiner rechten Seite fühlen. Nun wird berichtet und die Beobachtungen ausgetauscht, in deren Verlauf sich ergibt, daß zwei abgebrochene Seitengewehre neben sechs Kugeln in dem Körper des Untieres steckten.

Erschauernd vergegenwärtige ich mir, was alles hätte geschehen können, wenn ich nun mutterseelenallein einem solchen Burschen gegenübergestanden hätte. Das wütende Tier hätte mir unbedingt seine unförmlichen Hauer in den Leib getrieben, welche stark gebräunt und 22 Zentimeter lang, in Stärke eines dicken Flintenlaufes aus dem Unterkiefer hinausragten und wie zwei Hörner über den Kopf hinausstanden. Der Körper war mit starken, harten Borsten dicht bedeckt, die am Kopfe und auf dem Rücken eine graugemischte Farbe angenommen hatten und auf ein hohes Alter des Ebers schließen ließen. Jedenfalls hatte er das dreißigste Jahr weit überschritten.

Der Körper konnte etwa 300 Kilogramm wiegen, denn sechs Mann vermochten ihn ausgeweidet nicht zu tragen, so daß er an Ort und

Stelle zerlegt werden mußte. Von der gewaltigen Kraft und der Zähigkeit, welche solch ein alter Knabe besitzt, kann man sich einen Begriff machen, daß ich, mit meinen 100 Kilo, wie ein Heubündel etwa sechs Schritte weit fortgeschleudert wurde. Der Schlag, den der andere Herr bekommen hatte, war zwar nicht so stark, daß er Rippen zerbrach, immerhin jedoch kräftig genug, um die Hüfte anschwellen und mit Blut unterlaufen zu lassen. Die Kugeln hatten alle getroffen und die abgebrochenen Bajonettspitzen waren in 20 Zentimeter Länge eingedrungen.

Ich selbst war zwar heil und gesund, aber die Hüfte schmerzte abscheulich, und meine Hände waren dort ganz zerschunden, wo mir das Gewehr herausgestoßen wurde. Auch war ich wohl beim Falle mit dem Kopfe auf einen Stein geschlagen, denn eine ansehnliche Beule an dieser Stelle machte sich jetzt schon recht fühlbar.

Nachdem der Körper zerlegt und die einzelnen Teile, an Stangen gebunden, von den Boys vorangetragen wurden, machten wir uns auf den Rückweg und langten schon wieder um acht Uhr früh in unserer Behausung an; um eine Erfahrung reicher; denn man soll nicht einzeln auf einer derartigen Jagd vorgehen, sondern gruppenweise zu zweien und dreien.

Zum heutigen Mittagessen erscheint ein riesiger Schweinebraten auf der Tafel. Nachdem wir alle gegessen, bleibt noch ein Stück von fünf bis sechs Pfund für die Boys übrig; denn aufbewahren kann man hier nichts; gekochtes Fleisch wird in einigen Stunden faul. Nun waren aber noch etwa sechs ähnliche Riesenportionen übrig außer den Schinken und Speckseiten, die geräuchert werden sollten. In den Tropen hält sich frisches Fleisch jedoch nicht einmal bis zum anderen Tage, und so wurde dieses eingesalzen.

Tagtäglich nun Salzwildfleisch oder Räucherschinken zu essen, kann kein Mensch vertragen, und so war es denn nicht verwunderlich, wenn nach einiger Zeit unsere Vorräte von Maden wimmelten. Das Zeug zu vergraben, wäre gleichbedeutend gewesen mit dem Anlocken der Hyänen, welche uns ohnedies schon fast jede Nacht durch ihr abscheuliches Geheul um den Schlaf brachten. Den Schweinskopf hatte ich am Strande eingegraben, und zwar so, daß er ununterbrochen vom Wasser bespült wurde, denn das feuchte Element scheuen die Aastiere ebenso wie die Katzen.

Dieses Eingraben bezweckt, daß die Fleischteile sich im Seewasser von den Knochen lösen und diese ausbleichen, so daß der gesamte Schädel, auch von den kleinsten Fasern befreit, in blendender Weiße, unbeschädigt, ausgezeichnet präpariert wird.

Was überhaupt in solchen entlegenen Gebietsteilen öfters für Hilfsmittel ausgetüftelt werden, ist erstaunenswert. So werden z. B. auch derartige Stücke, wie Schildkrötenschalen, Gehörne, Kiefer und Zähne einfach in Ameisenhaufen gesteckt, wo die eifrigen Tierchen alles Weichliche — Fleisch und Knorpel, Sehnen und Muskeln — sorgfältig, bis zum winzigsten Rest, auflösen und entfernen, so daß nur die blanken, sauber gereinigten Knochen übrigbleiben.

Lange hatte ich nun auch schon darüber nachgedacht, wie dem gräßlichen Viehzeug, den Hyänen, beizukommen sei, die uns nicht nur im Schlafe störten und die Gräber auf dem Kirchhofe aufwühlten, sondern uns sogar Geflügel und junge Haustiere stahlen. Vielfach hatten sie außerdem zu unserem Schrecken die Fundamente unterwühlt und drohten, in unsere Vorratskammern einzudringen. Doch alles Aufschaukeln war vergeblich; die Bestien hatten solche außerordentlich feine Witterung, daß sie sich nicht auf Schußweite näherten, wenn Wache gehalten wurde. In solchen Nächten war es mäuschenstill in der Umgebung des Postens, doch an anderer Stelle hausten sie dann um so furchtbarer.

Wie oft hatten wir abwechselnd nächtelang unbeweglich, das Gewehr im Arme, in unseren Verstecken gelegen und angestrengt gelauscht und gespäht, um am anderen Morgen mit zerschlagenen Gliedern, abgespannt und ärgerlich, weil vergeblich, unser Lager aufzusuchen. Daß man dem feigen Gesindel dann alles Mögliche an den Hals wünschte, ist wohl erklärlich, denn solche vier- bis sechsstündige Wacht gehört keineswegs zu den Annehmlichkeiten.

Eines Tages begab ich mich nun zum Arzte, um mir eine kleine Verletzung sachgemäß behandeln zu lassen, und traf diesen mit dem Präparieren von Insekten und kleineren Reptilien beschäftigt. Er erklärte mir, daß in den weiten Glasbehältern Zyankali enthalten sei, welches die Tiere schnell töte und die größeren — Skorpione, Schlangen, Eidechsen usw. — in Spiritus gesteckt wurden, wo sie unverwüstlich aufbewahrt werden könnten.

Beim Betrachten der merkwürdigen Körper blitzt mir plötzlich ein Gedanke auf. Ich frage, wo man sich dieses schnellwirkende Gift be-

schaffen könne, und er erbot sich, mir ein kleines Quantum zu überlassen, weil er vermeint, daß ich es ebenfalls zum Insektensammeln verwenden wolle. Doch ich hatte einen anderen Plan und laufe schnurstracks in die Küche, um Guso zu beauftragen, das unbrauchbare Fleisch herbeizuschaffen. Dieses wird nun in Stücke geschnitten und mit dem giftigen Salze durchsetzt, um es dann in einen Sack zu werfen und vor die Stadt zu tragen, wo es einzeln verstreut niedergelegt wird. An jeder Futterstelle machen wir ein Zeichen, welches, leicht auffindbar, jederzeit eine Kontrolle ermöglicht, ob und wann die Lockspeise fortgeholt worden sei.

Ich verspreche mir nur schwachen Erfolg, weil die Aastiere ein gewichtiges Quantum Gift zu sich nehmen können, ohne daß es ihnen irgendwie schadet, setze jedoch meine Hoffnung auf die Erregung einer Krankheit in den Eingeweiden durch das Zyankali.

Am nächsten Morgen mache ich mich mit Guso auf den Weg, um die Strecke zu besichtigen. Wir finden alle Plätze leer; sämtliche Fleischstücke sind fortgeholt oder gefressen worden, und es bleibt uns nichts weiter übrig als abzuwarten.

Am nächsten Morgen treffe ich zuerst einen Unteroffizier auf dem Gang. Nach der üblichen Begrüßung meint er so nebenbei: „Ich muß diese Nacht selten fest geschlafen haben, denn ich hörte sogar das Heulen nicht!“ „Mir ging es ebenso,“ antwortete ich lachend; „vielleicht hören wir es glücklicherweise gar nicht mehr!“ Auf der Promenade treffe ich den Arzt. „Nun,“ fragt er mich; „was machen Ihre Dudu?“¹⁾ „Oh,“ erwidere ich geheimnisvoll, „ich habe in dieser Nacht nichts gespürt, die müssen wohl alle das Zeitliche gesegnet haben!“ Verständnislos sieht er mich erst an, um dann in helles Gelächter auszubrechen und hervorzuprusten: „Menschenskind, Sie haben das Zeug doch nicht etwa in ihr Bett gestreut?“ Jetzt muß ich ob der seltsamen Auffassung auch lachen und erkläre ihm nun, daß ich anderes Ungeziefer, nämlich die Hyänen, gemeint, indem ich das vergiftete Fleisch ausgelegt hätte. Jetzt hat er verstanden. „Nun,“ brummt er, „vielleicht haben Sie Erfolg, wollen mal abwarten.“

Doch wir warteten vergeblich; nämlich auf das Heulen der stinkenden Bande. Kein Schwanz ließ sich mehr blicken; sie waren wie weggeblasen. Entweder hatte ich sie also wirklich getötet oder sie moch-

¹⁾ Insekten.

ten sich den Magen dermaßen verdorben haben, daß ihnen der Appetit auf weitere Bratenreste vergangen war; sie saßen wohl auch in irgend einer Höhle und schimpften auf das unverdauliche Europäerfleisch, wie seinerzeit die Schwarzen auch lieber Negerbraten aßen, als m'zungu,¹⁾ die „zähe wie Luder“ sein sollten.

Den Strand belebten unzählige Schnepfen, die scheinbar in dem nahen Mangrovengehölz nisteten; und da das Schießen in der Nähe der Stadt verboten war, so mußte ich zu diesem Gehölz hinauswandern, wenn ich einige der schmackhaften Vögel erlegen wollte.

Mangroven wachsen nur in Sümpfen und gehören zur Gattung der Wurzelfüßer oder Stelzenbäume; haben einen rindenlosen, glatten Stamm und tragen eine ausgebreitete Krone, während die Wurzeln, aus der Erde meterhoch herausragend, das Ganze schwebend in der Luft halten. Man geht in einem solchen Walde wie in einer Säulenhalle, die durch ein grünes Blätterdach gedeckt, den Sonnenstrahlen nur geringen Durchgang gewährt. Diese glatten, oft halbmeterdicken Stämme können auch von einem geübten Turner nicht bestiegen werden, und es ist unmöglich, zu den Schnepfennestern zu gelangen, um sich die leckeren Jungen etwa herauszuangeln.

Zwischen den Wurzelstöcken, welche wie abgerundete Postamente die Säulen stützen, hatten Eingeborene beim Holz sammeln den sumpfigen Untergrund glatt getreten und richtige Gänge geschaffen, die wie in einem Labyrinth den ganzen Wald durchzogen und es ermöglichten, denselben während der Ebbezeit eine halbe Meile weit zu begehen. Die zurückkehrende Flut überschwemmte sodann das Ganze bis zu drei Metern Höhe, so daß für einen Uneingeweihten die Gefahr nahe lag, hier hilflos ertrinken zu müssen, wenn er sich zu weit vorwagte und den Eingang nicht wieder fand.

Ich war deshalb schon einige Male vor dieser Mausefalle gewarnt worden und hatte mich bisher auch niemals zu weit vorgewagt, son-

¹⁾ Europäer.

dem stets den Eingang im Auge behalten, auf den ich dann beim Eintritt der Flut sicher wieder zurückging, ohne irgendwie belästigt worden zu sein.

Es lockte aber hier nicht nur die Jagd auf die Vögel, sondern es träumte sich auch so herrlich unter dem dichten Dache, wo man nach dem anstrengenden Marsche im Sonnenbrand wie in lauschigen Wandelgängen dahinpilgerte.

Eines Tages verfolgte ich wieder einige Schnepfen in den Sumpf hinein; kann jedoch lange nicht zum Schuß kommen, weil die Vögel sich immer so setzen, daß ich zwischen den Bäumen hindurch kein Ziel habe. Als wollten sie mich verspotten, flogen sie bei meiner Annäherung immer wieder kreischend einige Bäume weiter und, da es völlig Ebbe war, merkte ich mir im Rücken einige auffallende Stämme und wagte mich etwas weiter in den Wirrwarr hinein. Doch immer tiefer lockten mich die behenden Langschnäbel, und durch den Jagdeifer verführt, schleiche ich ihnen eine unverantwortlich lange Strecke in das Dickicht nach, bis ich endlich glücklich zum Schuß komme.

Nun muß ich außerdem noch einige vierzig Schritte zurücklegen, um meine Beute zu holen, und als dies geschehen, wende ich mich, um zurückzugehen. — Doch wo ist nun der Ausgang? — Ein Baum gleicht dem anderen in Farbe, Gestalt und meistens auch in der Stärke. Ein Weg läuft wie der andere immer um die Baumwurzeln herum, ohne Anfang und Ende, und die Sonne kann ich durch das dichte Dach nicht sehen, denn es herrscht buchstäblich Dämmerung hier unten. Ich versuche einen Stamm zu erklimmen, — unmöglich; ich komme nicht einen Meter hinauf. Nicht mal auf den Wurzeln kann ich mich halten, weil diese glitschig und rund, in kurzem Bogen nach unten laufen, wie klebrige Wasserschlangen. —

„Na, irgendwo muß ich doch aus dem Wirrsal herauskommen“, denke ich mir, und schlage eine bestimmte Richtung ein, indem ich die gewundenen Gänge durcheile und mein gestecktes Ziel fest im Auge behalte. — Doch ich gehe und haste, daß mir trotz der Kühle der helle Schweiß in Strömen übers Gesicht läuft, ohne ein Ende zu finden. Gleichmäßig — starr — lautlos — stehen die Bäume wie Steinsäulen rings um mich und dieses unveränderte Aussehen läßt sie mir wie Gespenster erscheinen, die mit mir neckisch Verstecken spielen.

Mir wird ganz wirr im Kopfe bei meinem fruchtlosen Bemühen; doch kein Ende ist abzusehen, und ich komme mir vor wie in einem

verwünschten Walde, in den mich ein böser Zauberer plötzlich versetzt hat. Wirre Bilder erscheinen mir und häßliche Gestalten glaube ich zu erkennen, die hinter den Bäumen hervorlugen und mir Fratzen schneiden. Mein Räuspern tönt zwanzigfach als Echo zurück, wie Spottrufe, und die darauf einsetzende Lautlosigkeit wirkt desto unheimlicher in dem Halbdunkel.

Erschöpft lasse ich mich auf einen niedrigeren Wurzelstock sinken und wische mir den rinnenden Schweiß. Als ich jedoch wieder aufblicke, stehen meine Füße im Wasser. Erschreckt springe ich auf. Daran habe ich noch gar nicht gedacht, an diese neue, grause Gefahr, die mir jetzt in aller Deutlichkeit vor Augen tritt: die Flut dringt zurück und in kürzester Zeit ist der ganze Sumpf überschwemmt, wo mir alsdann jede Aussicht auf Rettung genommen ist, weil dann die Wege unsichtbar werden, ich also vorbeitreten und im Sumpfe stecken bleiben kann. Außerdem wird das Wasser meine Körperhöhe noch um einen vollen Meter überragen, und da ich weder einen Baum ersteigen, noch auf solchem Wurzelberge stehen kann, so muß ich unten bleiben und schwimmen. — Aber kann man denn hier schwimmen in diesen engen Kanälen? Und wer könnte sich stundenlang über Wasser halten, bis die Flut sich wieder verlief, wenn er auch wirklich seine Glieder gebrauchen konnte? —

Heller Angstschweiß steht auf meiner Stirn, als ich diesen Gedankengang beendet habe, und ich springe auf, um einen neuen Versuch zu wagen. Doch da bemerke ich mit Entsetzen, daß die See inzwischen höher gestiegen ist und mir schon bis an die Kniee reicht. Der Schreck hat mich momentan gelähmt; doch energisch raffte ich mich auf, um jetzt wie von Furien gepeitscht, durch das aufrauschende Wasser zu waten. Doch nicht lange. Wie ich schon vorher vermutete, waren die Wege nicht überall gleichmäßig festgetreten, sondern nur an gewissen Stellen, und nach etwa hundert Schritten verliere ich plötzlich den Halt und sinke in die weiche Masse hinein. Ein gräßlicher Schrei ringt sich aus meiner Kehle, denn das Wasser reicht mir jetzt bis an die Brust, und meine Beine werden wie mit Klammern in dem Moraste festgehalten. Ich suche nach einem Halt; ich finde keinen; ich schreie — rufe — brülle —, nur das tiefe, gespenstische Echo antwortet mir und das Gurgeln des zuströmenden Wassers, welches die Löcher ausfüllt. Und ich sinke immer tiefer bei dem rasenden Bemühen, mich

zu befreien; der aufgelöste Schlamm, den ich aufwühle, verunreinigt das Element und um mich bildet sich eine schwärzlich trübe Jauche.

Meine Büchse ist mir entfallen; jetzt kommt mir ein rettender Gedanke: ich muß untertauchen, wenn ich sie erfassen will, dann kann sie mir eine gute Stütze bilden, um mich herauszuziehen und die Beine loszubringen. Die widerliche Flüssigkeit zwingt mir trotz meiner Situation einen Ekel auf, doch die Zähne zusammenbeißend, hole ich ein paarmal tief und andauernd Luft, schließe die Augen und beuge den Oberkörper in die Masse hinein, mit den Händen umherschend. Endlich erfasse ich den Lauf und richte mich in die Höhe, tief Atem schöpfend und verschlaufend.

Doch noch einmal muß ich hinunter, und das Manöver wiederholt sich. Indem ich die Büchse lang über den Boden lege, stütze ich mich mit den Händen darauf — ein mit letzter Kraftanstrengung ausgeübter, gewaltsamer Ruck — und meine Beine sind frei, ich kann wieder festen Boden erfassen und mich aufrichten. Mein Herz schlägt übermäßig rasch, und die Pulse fliegen. Gräßliche Wahngelüste umgaukeln mich, und ich fühle, wie mir die Kräfte schwinden. Noch einmal raffte ich mich auf und versuche, ob ich einen Baum erklimmen kann. Vergebliche Mühe; kaum kann ich mich auf den Wurzeln halten und sinke beinahe wieder in eine morastige Stelle hinein. Doch ich halte mich an den Wurzeln und suche mit den Füßen einen Halt.

Immer höher ist inzwischen die Flut gestiegen und reicht mir an die Brust. Todesangst erfaßt mich bei dem Gedanken, hier wie eine junge Katze umkommen zu sollen, und die Sinne verwirren sich. „Hilf Himmel, daß ich den Verstand nicht verliere,“ ringt es sich aus der gequälten Brust; doch kein menschlicher Laut durchdringt die Stille, und nur das Gurgeln des Wassers gibt mir die Gewißheit, daß alles bald vorbei sein dürfte, wenn nicht schleunigst Rettung naht. —

Die Flut trägt mich schon; bald werde ich nicht mehr aufrecht stehen können und muß Schwimmbewegungen machen. Meine Büchse wird mir dabei hinderlich sein, und ich binde sie an einen Baum, wo sie wiedergefunden werden kann. Als ich damit fertig bin, finde ich diese Vorsorge lächerlich. Wenn ich hier umkomme, so brauche ich auch keine Flinte mehr; mag sie deshalb im Schlamm verderben, denn die Jagdleidenschaft hat mich auch nur in diese üble Lage gebracht; hat mich schon einigemal an den Rand des Verderbens gezogen, und in

erwachendem Zorn reiße ich die Waffe vom Baume ab und schleudere sie weit in das aufspritzende Wasser.

Die heftige Bewegung hat mich jedoch umgeworfen; ich verliere den Boden unter den Füßen und muß nun die Gliedmaßen bewegen, um nicht unterzusinken. — So treibe ich auf der ansteigenden Flut zwischen den Bäumen umher und stoße von Zeit zu Zeit laute Rufe aus, hoffend, daß doch vielleicht Menschen in die Nähe kommen, die Schreie hören und mir Hilfe bringen werden. Doch die Zeit verrinnt, meine Kräfte lassen nach, und kein Laut zeigt mir Rettung an. —

Unausgesetzt schlage ich mit den Beinen an Hindernisse unter Wasser; alle Glieder schmerzen, ein Schüttelfrost befällt mich, und wie eine Lähmung geht es durch meinen Körper. Die Kleider sind vollgesogen, und die Schwere drückt mich tiefer hinunter; die Bewegungen werden langsamer, schwächer — alles dreht sich in meinem Kopfe — ein Flimmern vor den Augen und wie ferne Menschenlaute dringt es noch an mein Ohr — ich versuche mich noch einmal emporzureißen — mit allerletzter Kraftäußerung will ich mich gegen das Untersinken wehren, doch dann geht es wie Brausen an meine Ohren — Gurgeln — ich bekomme keine Luft mehr — und dann fühle ich mich noch wie emporgehoben — fortgetragen — ehe ich ganz die Besinnung verliere.

Als ich erwache, liege ich in meinem Bett. Verwundert schaue ich mich um und erblicke Guso, zu Häupten stehend, welcher mir ängstlich gespannt ins Gesicht sieht, während der Arzt mit der Uhr in der Hand, meinen Puls fühlt.

„Na, Sie machen ja schöne Geschichten,“ meint er, scherzhaft drohend; „hier in der Nähe befinden sich doch hübschere Badestellen, als in den Mangroven!“

Jetzt fängt es in meinem Schädel an zu dämmern, und bei der grauisigen Erinnerung schließe ich einen Moment die Augen, während ein Schüttelfrost durch meinen Körper geht.

Der Arzt hat inzwischen an meinem Bette Platz genommen und blickt eine Weile schweigend vor sich nieder. Dann berichtet er mir eingehend, wie meine Rettung zustande gekommen ist, und schließt mit den Worten: „Wenn Sie auch einen gut ausgebildeten Pfleger haben, so nützt das nicht viel. Noch ein solcher Fieberanfall, wie der überstandene, und ich garantiere für nichts. Entweder reisen Sie gleich nach Deutschland, oder in die Berge. Das Klima hier an der Küste taugt nichts für Sie. Also je eher desto besser. Morgen kommt der Dampfer von Lindi; wenn Sie Passage nehmen wollen, werde ich alles Nötige besorgen. Ich kann Ihnen aber nur dringend raten: reisen Sie!“ Damit geht er fort und verspricht, nach einiger Zeit wiederzukommen.

Als ich mit Guso allein bin, lasse ich mir von diesem die Vorgänge noch einmal wiederholen. Der Junge spricht schon einige Worte deutsch, und in diesem Gemisch von Suaheli und deutschen Brocken erzählt er mir folgendes:

Meine Schreie waren doch nicht ungehört verhallt, wie ich annahm, sondern von vorübergehenden Eingeborenen vernommen worden, und diese hatten sich in das Gewirr hineingewagt, wo sie mich kurz vor dem Untersinken ergriffen und an Land brachten. Ich hatte das Sprechen also noch verstanden und auch gefühlt, wie ich emporgehoben und fortgetragen wurde, bevor mich die Sinne verließen.

Sofort war dann ein Junge zum Fort gelaufen und hatte die Nachricht überbracht, von wo dann eilig Guso mit dem Arzt und zwei Krankenträgern mit einer Bahre aufbrachen und sich zur Unfallstelle begaben. Guso stürzte wie unsinnig voraus und warf sich aufschluchzend über meinen regungslosen Körper, weil er mich tot wähnte und ich auch zu Anfang kein Lebenszeichen von mir gab. Auch bei der Untersuchung des Arztes vermochte er nicht zu helfen, denn er zitterte heftig und weinte zum Herzbrechen. Erst als der Arzt erklärte, daß ich noch lebe, raffte er sich zusammen und half mit anzugreifen; dann ging ihm alles nicht schnell genug, und er ermahnte die Träger immer wieder zur Eile.

Als ich dann in meinem Bett lag, wich er nicht von meiner Seite, sondern beobachtete jede meiner Bewegungen in den Fieberdelirien und lauschte auf meine Atemzüge. Als dann der Arzt während der Krisis mit der Uhr in der Hand meine Pulsschläge zählte, war ihm der Herzschlag gestockt, denn er kannte aus Erfahrung — während seines Dienstes als Krankenwärter — diese Begleitumstände. Freudig hatten

seine Augen aufgeleuchtet, als ich erwachte, doch er verhielt sich unbeweglich, um mich nicht aufzuregen.

Eine um so tiefere Traurigkeit hatte ihn ergriffen, als er einige Worte des Arztes verstand, andere erriet und von meiner baldigen Abreise nach Europa hörte. Das war das Schwerste, was man ihm antun konnte; ein größerer Verlust war ihm nicht denkbar, als daß sein Herr von ihm schied; denn daß ich ihn nicht mitnehmen würde, das wußte er.

Nachdem er also seinen Bericht beendet, sah er mir gespannt ins Gesicht, schluckte einige Male und brachte dann stockend heraus:

„Wann wirst du denn nach ulaia¹⁾ reisen, Herr?“ Diese Frage war mir wiederholt durch den Sinn gegangen, deshalb fiel es mir zunächst gar nicht auf, woher Guso wußte, daß ich abreisen sollte.

„Wir fahren morgen nach Tanga!“ antwortete ich dann; „du kannst alle Sachen schon bereit legen zum Einpacken, und auch die Fahrscheine für uns besorgen. Aber zuerst rufe mir den bwana Doktor noch einmal herauf.“

Seine traurige Miene hatte sich bei meinen Worten aufgehellt, doch zögernd fragte er dann noch einmal, um ganz sicher zu gehen:

„Werden wir in Tanga bleiben, Herr?“

Seine erregt-gespannte Miene hatte etwas so Komisches, daß ich lachen mußte; andererseits aber tat es mir leid, ihn noch länger in der bangen Ungewißheit zu belassen; deshalb strich ich ihm liebkosend über den Wollschopf und klopfte ihm die Wange, indem ich lächelnd sagte:

„Du bleibst bei mir, mein Junge, denn wir gehen nach Usambara!“

Nun blitzten seine Augen wieder freudig auf; er ergriff meine Hand, führte diese an Stirn und Brust und sprach:

„Ich wäre auch gestorben, wenn du mich allein gelassen hättest, Herr; oder ich wäre dir nachgereist nach ulaia!“ Dann stürmte er fort.

Bald darauf kam der Arzt, und ich fragte ihn nach dem Usambaragebirge. Er hieß meine Idee gut und gab mir sogar die Adresse einer Plantage, wo ich in jedem Falle gute Aufnahme finden würde. Sodann erteilte er mir noch einige Verhaltensmaßregeln, indem er hinzufügte:

¹⁾ Europäer.



„Das Klima ist dort zwar vorzüglich, doch hüten Sie sich vor einer neuen Erkältung. Ein abermaliger starker Fieberanfall dürfte nicht mehr gefahrlos ablaufen, denn Sie hatten sich zuviel zugemutet; ihre Gesundheit ist sehr erschüttert, und Sie bedürfen absoluter Ruhe. Wenn Sie Ihren Boy nicht mitnehmen wollen, wenn Sie in Ihre Heimat reisen, so schicken Sie den Jungen zu mir. Ich werde ihn ausbilden und etwas Tüchtiges aus ihm machen, denn er hat Anlagen zu einem Sanitätsbeamten.

Ich versprach ihm, daran zu denken und versicherte ihm, daß Guso mir schon schwere Sorge wegen seiner Zukunft bereitet hätte. Es wäre schade um den Knaben gewesen, wenn er in unsaubere Hände geriete, denn er war mir wirklich ans Herz gewachsen.



XII.

Das Usambaragebirge ist ein äußerst fruchtbarer Gebirgsstock und einer der schönsten Plätze des ostafrikanischen Schutzgebietes. Dicht mit wildem Urwald bestanden, beherbergen diese undurchdringlichen Dickichte noch Elefanten, Nashorne und anderes, bald im Aussterben begriffenes Wild in gewaltiger Anzahl.

Besonders am Kilima-Ndscharo haben sich die Dickhäuter ein Stelldichein gegeben, und ist eine Reise in diese noch wenig erforschte Wildnis noch mehr oder weniger mit Gefahren verknüpft. Den eigentümlichen Namen hat dieser Berg — übrigens der höchste in Afrika — einer sonderbaren Begebenheit zu verdanken, die als Anekdote im Lande kursiert:

Als nämlich der Afrikaforscher Nachtigall diesen Riesen bis dicht an die Schneegrenze bestieg, riefen seine Träger beim Anblick dieses für sie unbekanntes Phänomens erstaunt aus: „He, bwana, kilima n'dscharo!“ Nun bedeutet in der Suahelisprache kilima = Berg; n'dscharo ist eine Geschlechtskrankheit mit einem ähnlichen Aussehen wie ein schneebedeckter Berggipfel. Die Eingeborenen bedienen sich in ihrer Weise derartiger, sinnlicher Bemerkungen, und diese Bezeichnung sollte das eigenartige Aussehen der Bergspitze humoristisch-drastisch darstellen. Der Forscher nahm jedoch an — schon weil der Name sich wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund fortpflanzte — daß diese Benennung schon länger gebräuchlich sei und trug in seine Karte: „kilima n'dscharo“ ein, was nichts anderes bedeutet als: „Der Berg ist geschlechtskrank.“

Aehnliche Namen haben auch die anderen Berge; alle aus der Praxis gegriffen und treffend gewählt. So heißt derjenige, auf welchem sich das Verwaltungsgebäude dieser Plantage erhebt: busu = Kuß. Woher der Name stammt, wissen die Eingeborenen selbst nicht; möglich, daß solch schwarzer Schlingel hier der Angebeteten seine Liebe gestanden und sie zum ersten Male geküßt hat; denn tatsächlich sind diese herrlichen Plätze wie für Verliebte geschaffen.

Ein ähnliches Gefühl hat auch mich gepackt, denn anders kann ich mir meinen Zustand nicht erklären. Ich sitze stundenlang auf meinem Liegestuhl und starre in die Bäume hinauf; dann ziehen heimatische Bilder im Geiste vorbei, und ein Sehnen packt mich, wieder einmal in liebe Augen zu schauen und verwandte Stimmen zu hören; sich aussprechen zu jemand, von dem man weiß, daß man ohne viele Worte verstanden wird. Ich kenne nur einen Menschen, dem ich in dieser Weise mein Herz öffnen könnte, und zwar ist dies mein altes Mütterchen, welches mich mit tiefem Schmerze ziehen ließ und sich in Sehnsucht nach mir verzehrt. — Also ist es doch etwas anderes, dieses Gefühl in meiner Brust; — einfach Heimweh hat der große Junge; — der Zugvogel strebt zu seinem Neste zurück; — das Reisefieber hat ihn gepackt; — das Wanderblut erregt ihm die Sinne. —

Viel dazu beigetragen hat auch das gänzliche Aufgeben der Jagd. Ich habe zuviel Zeit zum Nachdenken, und wenn ich dann ins Grübeln gerate, komme ich von einem Extrem ins andere. Deshalb biete ich mich auch zu allen möglichen Verrichtungen an und beaufsichtige die verstreut hantierenden Arbeiter. Es macht mir Spaß, die endlosen, gewundenen und hübsch angelegten Wege zu begehen und dem Geschwätz und Gesang der Farbigen zuzuhören; es freut mich, daß die Leute so ruhig und zufrieden ihre Arbeit verrichten und mich wohl ganz gern sehen, weil ich sie nicht schlage. Wenn ich durch die Pflanzungen gehe und durch die Büsche hindurch lachende Negergesichter mir einen Gruß zurufen, so fällt es mir schwer aufs Herz, daß ich diese friedlichen Gegenden nun bald auf Nimmerwiedersehen verlassen soll. Es ist also eine geteilte Sehnsucht in mir. Die eine Hälfte zieht mich heim, die andere möchte sich an dem Platze festklammern, der ebenfalls lieb und teuer mir eine zweite Heimat geworden ist. Also zwei Nester sind vorhanden; in Nord und Süd je eines; und beide sind dem wandernden Zugvogel ans Herz gewachsen.

Sehr oft gehe ich nach Tanga hinunter, um die nötigen Gebrauchs-

gegenstände einzukaufen, die auf der Plantage benötigt werden. Auf diese Weise lerne ich die Sitten und Gebräuche der Indier kennen und manche Stunde Plaudern bringt mich ihnen näher, als es sonst wohl durch diese schwer zugänglichen Menschen anderen Europäern gegenüber zu geschehen pflegt. In mehreren Häusern gehe ich ein und aus; doch besonders ist es dasjenige des reichen Kaufmannes Gulamsin, welches mir bis in alle Einzelheiten bekannt ist.

Ich verkehre hier wie bei einem alten Bekannten; man reicht mir auf europäische Art die Hand und hat sogar meinerwegen einen — Stuhl angeschafft, weil mir das Sitzen auf der Erde unbehaglich ist. Sogar die Frauen — Mutter und Tochter — zeigen sich mir unverschleiert, nachdem der Hausherr es gestattete, und ich finde hier eine erblühte Schönheit, welche mein Staunen erregt. Rabenschwarzes Haar reicht in dicken Strähnen bis über die Hüften; leuchtende mandelförmige Augen in derselben Farbe geben dem gelblichen Antlitz einen eigenen Reiz, und der niedliche Mund ist wie zum Küssen geschaffen. Eine feine, schöngeformte Nase verleiht dem Gesicht diesen individuellen, orientalischen Zuschnitt, und das Figürchen mit den zarten Händen und kleinen Füßen könnte den Neid so mancher Modedame herausfordern.

Lächelnd reicht mir die Schöne ihr juwelenfunkelndes Händchen zum Gruße und sieht dabei so süß aus, daß ich sie am liebsten wie ein hübsches Kind auf den Arm heben möchte; doch ich muß mich zusammennehmen und mir an dem Händedruck genügen lassen; denn so viel Rechte hat noch nicht mal ihr Verlobter, der sie demnächst heimführen wird, ohne sie vorher auch nur gesehen zu haben.

Zur Hochzeit bin ich selbstverständlich eingeladen worden, trotz der Proteste von Verwandten und Bekannten, die es natürlich unerhört finden, einen Andersgläubigen zuzulassen. Doch der Vater achtet nicht auf ihre Vorwürfe; es ist ein schon modern aufgeklärter Mensch und lacht über die vermeintliche Todsünde.

Hinter dem Laden befindet sich ein Zimmer, in welchem einige Schneider emsig an den Hochzeitskleidern beschäftigt sind. Die junge Frau ist verpflichtet, je nach ihrem Stande, dem Ehegatten eine mehr oder weniger größere Anzahl Kostüme mit in die Ehe zu bringen, und reicht solche Auswahl unter Umständen nicht nur ein ganzes Menschenalter aus, sondern vererbt sich von der Mutter auf die Tochter. Genau so ist es mit dem Schmuck und den übrigen Sachen. Die Stoffe wer-

den nun aber den Schneidern nicht zugemessen, sondern zugewogen, was eine eingehendere Kontrolle ermöglicht, als die erstere Methode, denn die fertigen Kleider werden sodann wiederum auf der Wage nach ihrem Gewicht geprüft und auf diese Weise ist ein Diebstahl den Schneidern unmöglich gemacht, zum wenigsten jedoch erschwert, denn wenn das Gewicht nicht stimmt, erhalten sie einfach den Arbeitslohn nicht ausbezahlt.

Ein anderes Zimmer ist als Empfangsraum und Traugemach ausgestattet, in welchem dem Bräutigam zum erstenmal seine zukünftige Lebensgefährtin verschleiert vorgestellt wird. Nur einige Minuten in Gegenwart des Vaters geben dem Heiratslustigen Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, daß es wirklich ein lebendes Wesen ist, welches da zeitlebens an ihn gekettet werden soll. Die strenge Sitte verbietet sogar, etwaiges Anstarren oder genaueres Prüfen; ebenso, wie man etwa Alltägliches einhandelt, etwas, von dem man weiß, wie es beschaffen ist, wie eine geringere Ware, die man unbesehen kauft, weil sie weit unter Preis ausboten wurde; genau so erklärt man sich mit vornehmer, nachlässiger Miene zum Eintausch des Objektes einverstanden. Man zahlt auch die Kaufsumme — gewöhnlich in Waren und Inventar — nicht selber, sondern schickt diese durch einen Sklaven, weil es für einen Mann aus besserem Stande erniedrigend wäre, sich mit einem Packen zu beladen.

Die Vorverhandlungen zwischen den Vätern haben jedoch monate-, unter Umständen sogar jahrelang gedauert, und bei diesem Feilschen ging es zu, als wenn es sich um den Ankauf eines ganzen Königreiches handelt, bis dann die Wortschlacht zuletzt noch auf Bruchteile eines Pfennigs herabging und Jahre nach der Hochzeit einer dem anderen immer wieder vorwirft, daß er ihn doch wohl bei dem Geschäft betrogen haben dürfte. Während der ganzen Zeit sind jedoch weder die Frauen herangezogen worden, noch ist ihnen überhaupt von dem Vorhaben des Hausherrn etwas bekannt; sie erfahren die Tatsache erst dann, wenn die Vorbereitungen zur Hochzeit vor sich gehen.

Ist der Tag derselben nun endgültig bestimmt, so geht der Bräutigam vormittags zum Tempel, falls ein solcher vorhanden, verrichtet dort seine Gebete und opfert. Auf dem Hin- und Rückwege begleiten ihn Scharen Kinder und Bettler, welche ihn großmütig, erhaben, leuchtend, stattlich, freigebig, gütig, seine Braut lieblich, anmutig, bescheiden, tugendhaft, fromm und hundert andere Eigenschaften andichten

und ausrufen, auch wenn beide grundhäßlich sind. Diese Schmeichler wissen aber auch ganz genau, warum sie jauchzen, denn je unansehnlicher das Brautpaar, desto ansehnlicher ist die Menge der Geldmünzen, welche über ihre Köpfe fliegt und unter Schreien und Balgen aufgesammelt wird; erneute Hosiannahrufe spornen den also Geehrten zu weiteren, reichlicheren Gaben an — und so setzt sich dieser Triumphzug bis zum Hause der Braut fort, wo der Held von seinem Schwiegervater an der Haustüre empfangen wird.

„Sieh,“ spricht hier der Jüngling, indem er sich stolz erhobenen Hauptes umwendet und auf die tobende Menge weist; „wie das Volk mir zujauchzt; bedeutet dies nicht ein gutes Omen?“

„Wahrlich,“ antwortet der alte Fuchs; „du scheinst ein Emir zu sein, und meine Tochter ist stolz auf dich!“

Was er selber von seinem Eidam hält, sagt er wohlweislich nicht, sondern überlegt inzwischen schon wieder im Geiste, ob er bei dem „Geschäft“ nicht etwa noch einen kleinen Gewinn herausschlagen könnte. Währenddem hat er ihn zum Traugemach geführt, wo der Kadi seiner harrt, und nun wird er der hereingeführten Braut gegenübergestellt und diese ihm zugesprochen.

Sodann geht es zum Hochzeitsschmause. Die Festtafel besteht aus einem Teppich, worauf sich die Geladenen mit untergeschlagenen Beinen im Kreise niederhocken, und den in der Mitte aufgestellten Schüsseln tüchtig zusprechen. Die Unterhaltung dreht sich dabei um gleichgültige Dinge, Geschäftsangelegenheiten und Klatschgeschichten, wobei es nicht für vornehm gilt, auch nur mit einer Silbe den Zweck des heutigen Tages zu erwähnen. Es ist ein Handel abgeschlossen worden, und damit ist die Sache abgetan; für den Unbeteiligten haben die Nebenumstände weiter kein Interesse.

Zu der Feier sind indes nur männliche Gäste herangezogen; die Frauen speisen gesondert in ihren Gemächern. Auch die Gerichte selbst sind von denen der Männer verschieden und bestehen zumeist aus Süßigkeiten. So schleichen die Stunden gelangweilt wie immer dahin, bis um Mitternacht endlich der junge Ehegatte das Brautgemach betreten darf. Doch noch jetzt ist es ihm nicht gestattet, seine Frau weder zu berühren, noch ihre Züge zu betrachten, sondern sie tritt zu ihm, zwar unverschleiert, doch mit dem ersten neuen Gewande angetan, ins Zimmer, um — die Kostbarkeit der Stoffe bewundern zu lassen. Hat sie sich einigemale vor ihm herumgedreht, und er das Zeug

genugsam geprüft, so entfernt sie sich, um nach einiger Zeit mit einem neuen Kleide angetan, wieder zu erscheinen, und die Besichtigung wiederholt sich. So geht es fort, und wenn im Anfange die Kostüme einfacher waren, so steigert sich der Wert derselben bei jedem neuen Eintritt, und diese „Vorstellung“ kann unter Umständen sich bis zur Morgenfrühe ausdehnen.

Dann wird das junge Weib in Tücher gehüllt und von den Frauen und Sklaven in ihr neues Heim geführt, wo sie sich nun selbst überlassen bleibt. Der Ehemann geht entweder hinterher oder unterhält sich gleichmütig noch einige Zeit im Männerkreise, um dann so nebenbei zu erwähnen, daß er wohl einmal nach seinem Geflügel sehen müßte, um wegen der Auswahl desselben zum Markthandel seine Anordnungen zu treffen; auch seien heutzutage die Sklaven nicht mehr so zuverlässig, sondern stehlen eine Unmenge Früchte, so daß man seine Augen überall haben müßte. (Trotzdem er weder Sklaven, noch Geflügel oder Obstbäume besitzt. Er kann doch aber nicht sagen, daß er zu seiner Frau gehe, das wäre ja eine Erniedrigung.)

Am anderen Morgen werden der jungen Frau die Sachen nachgeschickt, und der Skandal beginnt aufs neue. Entweder schickt man absichtlich zu wenig, oder der Empfänger behauptet, nicht alles erhalten zu haben. Die Versammlungen setzen mit einer wahren Sintflut von Schmähungen ein und ziehen sich endlos in die Länge, wobei es oft zu langwierigen Prozessen und grimmigster Feindschaft ausartet.

Die junge Frau erfährt von alledem nichts oder kümmert sich nicht im geringsten um diese Zänkereien der Männer. Sie waltet still in ihrem Heim, welches sie ohne Erlaubnis des Mannes nicht, auch nur zeitweise, verlassen darf, während seiner Abwesenheit auch bei Todesgefahr, wenn sie sich nicht der grausamsten Züchtigung ihres Herrn und Gebieters aussetzen will.

Diese Härte führt oft zu den unsinnigsten Auswüchsen, und zwar, was man so speziell mit „blindem Gehorsam“ bezeichnet; es kommen Fälle vor, in denen Frauen sich lieber zwecklos opfern, als nur mit einem Schritte das Gesetz verletzen. Zu welchen grausigen Szenen oft dieses übertriebene Pflichtgefühl führt, sei hier an einem Vorgang illustriert, der sich in der Nähe von Tanga, in einem einzeln stehenden Hause abspielte:

Während der Abwesenheit des Besitzers brach in diesem leichtgefügteten Gebäude Feuer aus, das an den trockenen Holzteilen willkom-

mene Nahrung fand und in wenigen Minuten das Ganze in eine einzige Flamme verwandelte. Zu retten war nicht mehr viel, das sah man ein, und beschränkte sich deshalb auch nur auf das Herausschaffen von Wertgegenständen. Doch die allein anwesende Frau wehrte sich verzweifelt auch gegen diese Hilfe und verteidigte wie eine Wahnsinnige ihren Besitz, indem sie ein riesiges Dolchmesser schwang. Auch war sie weder durch gütliches Zureden noch mit Gewalt zu bewegen, die Schwelle zu übertreten, sondern drohte, jeden niederzustoßen, der sich ihr näherte.

Die hilfsbereiten Leute mußten schließlich selbst zurückweichen, um nicht unter den brennenden Trümmern begraben zu werden, und kurz darauf auch, als soeben der Letzte sich durch einen Seitensprung in Sicherheit gebracht hatte, stürzte der Bau krachend über dem unglücklichen Weibe zusammen.

Beim Aufräumen fand man die verkohlte Leiche, über einer Truhe liegend, worin die Frau alle Kostbarkeiten gesammelt und diese mit ihrem Körper schützend, den grausigen Tod erwartet hatte, weil ihr Gatte nicht rechtzeitig eingetroffen war, um seine Zustimmung zum Ueberschreiten der Schwelle zu erteilen.

Diesen Fanatismus erzeugt die gesamte Erziehung, welche ein weibliches Wesen im Elternhause genießt; denn ihm wird von klein auf nur der eigentliche Zweck ihres Daseins in einer Weise geschildert, die es sich ihm wie ein willenloses Geschöpf erscheinen läßt, dem ein selbständiges Fühlen, Denken und Handeln völlig unausführbar und überhaupt unmöglich vorkommt. Es hat in seinem ganzen Leben weder ein Buch gelesen, noch sonst etwas von der übrigen Welt gesehen oder gehört, kann sich also gar keinen Begriff machen, daß es noch andere Dinge im menschlichen Dasein gibt, die zu erlangen es als Mensch ebenfalls eine Berechtigung besitzt, und bleibt infolgedessen die Gesamtausdehnung seines Wissens nur auf den engen Gesichtskreis des Frauengemaches beschränkt.

Eine Aenderung ihrer Lage herbeizuführen, ist einer Frau ebenso unbegreiflich, wie unmöglich; erstens weil sie es einfach garnicht anders kennt, als mit ihrer Verheiratung in den bedingungslosen Besitz des Käufers überzugehen, dem jetzt die freie Verfügung über Leib und Leben des Opfers zusteht, und dasselbe seiner Willkür preisgegeben ist; andererseits aber wäre auch ein Verlassen des Hauses gleichbe-

deutend mit entsetzlichem Elend oder qualvollem, langsamem Tode. Denn die Verbrecherin, die Abtrünnige, Gefallene, Unreine, würde überall, sogar von der Schwelle ihres Vaters gewiesen werden, man würde sie steinigen.

So ist es denn auch verständlich, daß die Frauen bei keiner Gelegenheit auch nur mit einer Silbe erwähnt werden. Sie sind förmlich nur scheinbar vorhanden, völlig abgeschlossen und unsichtbar für jedermann; auch entblödet man sich nicht, sie bei etwa eintretender Krankheit ruhig ihrem Schicksal zu überlassen, ohne zu ihrer Rettung auch nur einen Finger zu rühren. Da eine männliche Person das Frauengemach weder betreten und ein weibliches Wesen noch nicht mal sehen, geschweige denn berühren darf, so ist ärztliche Beihilfe gänzlich ausgeschlossen, und man verdickeet Tür und Fenster, damit das Schreien und Stöhnen nicht zu den Ohren Unberufener dringt oder den Hausherrn in seiner Ruhe stört.

Anders verhält es sich, wenn dieser selbst erkrankt; dann wird die halbe Stadt in Aufruhr versetzt und alles Menschenmögliche aufgeboden, was irgend zu einer Hilfe benötigt werden könnte. Sämtliche vorhandenen Aerzte weilen an seinem Krankenlager, und was ein Tränklein erwirkt, verdirbt ein anderes. Diese Gelehrten stellen ihre Diagnose erst nach der Einwirkung der verabfolgten Medizin, um dann ihre Meinungsverschiedenheiten am Lager des oft Schwerkranken offen und verständlich genug für diesen, auszutauschen. Dabei geraten sie dann oft noch in Hitze und werfen sich in ihrer Erregung die größten Schimpfworte an den Kopf, welche der Patient dann stundenlang mit anhören muß. Daß ein solcher Skandal, bei diesem Gekeife und Gezänk, keine vorteilhafte Wirkung auf die Nerven des mit dem Tode Ringenden ausüben kann, ist leicht verständlich, und daher auch die wenigen Heilungen erklärlich.

Im allgemeinen sind die indischen und arabischen Aerzte — und besonders die letzteren — sehr erfahren, besonders in der Konservierung und Zubereitung von Heilkräutern. Meist ist es Sud, Saft oder Salbe, welche aus denselben hergestellt wird, und zwar sammelt man die Pflanzen — Wurzeln, Stengel, Blätter, Rinde, — zu gewissen Tages- und Nachtzeiten bei verschiedenartigen Formen und Stellungen der Himmelskörper.

Besonders wirksam erweisen sich diese Produkte in ihrer Anwendung bei äußerlichen Verletzungen, und bildet die Behandlung von

Geschlechtskrankheiten eine Spezialität dieser Künstler. Sie machen dabei auch keinen Unterschied in Rasse oder Religion, sondern verabfolgen gern an jeden, der gut bezahlt. Es ist einfach ein Geschäft, und dieses verbietet weder der Koran, noch die Nirvana, und wenn diese es verböten, so fände sich immer noch ein Hintertürchen, welches ein Durchschlüpfen ermöglichte.

Und gerade diese speziell für Feinschmecker und Erwerbssüchtige geschaffenen Oeffnungen werden so viel benutzt, daß sie wohl schon ausgebröckelt sein müssen, solche Unmengen Umgehungen der heiligen Gesetzesbücher werden hindurchgezwängt. Diese göttlichen Schriften verbieten unter anderem Enthaltensamkeit von allen geistigen Getränken. Doch da ein guter Kognak die Verdauung fördert und eine Flasche bestabgelagerten Weines auch einen Moslem in Entzücken versetzt, — was tut so ein indischer oder arabischer Schlaukopf? — Er meldet sich bei seiner Eheliesten krank und läßt sich ein ansehnliches Quantum schnellwirkender — „Medizin“ vorsetzen; denn Mohammed sowie Buddah haben behauptet, daß es Allah angenehm sei, wenn ein frommer Gläubiger sich seine Gesundheit ungezählte Jahre zu erhalten sucht, um immer wieder gute Werke zu tun und Allah zu preisen.

Von der Wirkungskraft der Heilkräuter habe ich mich übrigens am eigenen Leibe überzeugen können, als ich einmal in die Lage kam, einen solchen Halsabschneider aufzusuchen.

Ein Insektenstich am Beine rief einst ein großes Jucken hervor, und hatte ich mir wohl im Schläfe die Haut aufgekratzt. Wie gewöhnlich fängt die Wunde an zu eitern und verschlimmert sich merkwürdigerweise zusehends, trotzdem ich sie sorgsam mit Karbollösung wasche und vorsichtig gegen Staub und Fremdkörper sowie gewaltsame Anstrengung schütze.

Eines Tages erneuere ich den Verband, vergreife mich jedoch in den gleichaussehenden, blauen Karbolflaschen und gieße mir ein tüchtiges Maß der scharfen, ätzenden Säure auf die Watte, um diese mörderische Kompresse ahnungslos auf die Wunde zu drücken. Doch ich versichere hiermit feierlichst, im nächsten Augenblick habe ich etwas im Himmel pfeifen hören, trotzdem ich nicht gerade behaupten kann, daß es ausgerechnet Engel gewesen sein müssen. Ein furchtbarer Schmerz durchzuckte meinen ganzen Körper und hielt tagelang an, während ich mich wie rasend auf meinem Lager umherwarf. Alles Kühlen nützte nichts, und so groß wie das Stück Watte, war ein tiefes

Loch in meine Wade gebrannt, sowie der ganze Unterschenkel gerötet und geschwollen. Eine wahnsinnige Angst packte mich bei dem Gedanken, auf diese unerhörte Art ein Bein zu verlieren, und ich setzte alle Hebel in Bewegung, um Hilfe zu erlangen. Täglich kam der Arzt und verschrieb neue Mittel, doch es sah aus, als ob alles vergeblich sei; die Wunde verschlechterte sich zusehends, und zuletzt konnte ich mich nur noch mühsam, auf einen Stock gestützt, einige Schritte fortbewegen. Das Bein schien verloren.

Mein Unfall war rasch auf der Plantage bekannt geworden und auch mein bejammernswerter Zustand. Täglich erhielt ich Besuche, und unter diesen befand sich ein arabischer Aufseher, welcher meine Wunde zu sehen wünschte. Nachdem er sie lange und eingehend betrachtet, schüttelt er ernst den Kopf und sagt:

„Diese Wunde zu heilen, ist nur einer imstande, der allein auch nur ein Mittel kennt, welches hier wirken würde. Doch du mußt zu ihm gehen, weil er dich nicht besuchen darf. Es ist der alte, hundertjährige Lockmitschan, der neben Souza allein in der kleinen Hütte, abseits der Straße wohnt.“

Ich dankte ihm für seinen Rat und beschloß, mich nach der bezeichneten Behausung des weißhaarigen Gelehrten hintragen zu lassen.

Ohne ein Wort zu sprechen, untersuchte das vertrocknete Männchen mein Bein von allen Seiten, holte ebenso schweigend eine Holzschachtel aus einem Kasten und legte diese vor mich auf die Erde. Ich wußte, was ich zu tun hatte, und daß er meine Hand nicht berühren würde; deshalb legte ich fünf Rupien neben den Behälter, steckte diesen in die Tasche und ließ mich nach Hause tragen. Hier bestrich ich mit der grünen Salbe — denn eine solche war es — die Wunde,verband diese wieder und legte mich nieder, um den Erfolg abzuwarten.

Schon das Bestreichen hatte eine angenehme Kühlung verursacht; ich erstaunte jedoch, als ich nach mehrstündigem Schlaf erwachte, denn es war seit Wochen nicht vorgekommen, daß ich länger, als eine halbe Stunde hintereinander diese Erquickung genossen hatte. Doch mehr noch überraschte mich das Aussehen der Wunde selbst, denn diese hatte sich während einiger Stunden in kaum glaublicher Weise verändert. Anstatt der entzündeten, brandigen Ränder schimmerte hellrosa Fleisch hervor, der Eiter war verschwunden, und die Geschwulst hatte sich teilweise gelegt; auch kam es mir vor, als ob der Unterschenkel nicht mehr so rot aussah, und auch der heftige Schmerz nach-

gelassen hatte, kurzum: nachdem ich die Salbe abgewaschen, erneuert und diese Prozedur ein Dutzend Male wiederholt hatte, war mein Bein heil und gesund, so daß ich bei anstrengendstem Marsche nichts mehr verspürte.

Ein anderer Fall betrifft einen weißen Beamten, der schon längere Zeit an einer Geschlechtskrankheit laborierte, welche ebenfalls trotz aller Mühe des behandelnden Stabsarztes gefährliche Dimensionen anzunehmen begann. Endlich entschloß er sich gleichfalls, einen m'ganga aufzusuchen, und dieser bereitete ihm nach einigen Tagen einen Tee, welcher einen abscheulich widerlichen Geschmack gehabt haben soll. Nach drei Tagen war jedoch der Mann gesund und konnte seinen Dienst wieder aufnehmen, den er schon seit Monaten einzustellen gezwungen gewesen war. Von einer Nachwirkung der Krankheit hat er aber — wie dies so häufig bei anderen Heilungen der Fall ist — nichts wieder bemerkt.

Es müssen also doch wohl eigenartige Kräuter sein, welche diese Kundigen aufzuspüren verstehen, und wohl nur in den Tropen wachsen, weil unsere Wissenschaft sich damit nicht befaßt. Wiederum grassieren die Krankheiten in solchen Stadien auch nur in diesen heißen Gebietsteilen, und sind deshalb unsere heimatlichen Gewächse für diese Zwecke wertlos, müssen infolgedessen durch heimische Pflanzenprodukte ersetzt werden, welche nachhaltiger auf den Organismus einwirken. Die Natur hat also für alle diese Fälle vorgesorgt und jedem Dinge seinen Anteil zugebracht.

Wie so oft werden wir wohl an solchen unscheinbar anmutenden Gebilden vorübergehen, sie achtlos zertreten, ihr Dasein als überflüssig bezeichnen, oder als schädliches Unkraut vernichten, und doch sind es zumeist diese, den Zorn oder die Verachtung des Menschen herausfordernden Gebilde, welche ihm unter Umständen die größten und meisten Vorteile zu bieten vermögen.

Die Regenzeit hat wiederum eingesetzt, und bei der trüben Witterung verspüre ich ein Ziehen und Zerren in den Gliedern, welches mir mit aller Macht andeutet, daß meines Bleibens hier nicht mehr lange

sein kann. Guso ist ständig um mich bemüht, und habe ich ihm das Massieren beigebracht, welche Tätigkeit er bei mir mit großer Gewandtheit verrichtet. Bis jetzt habe ich es noch nicht übers Herz bringen können, ihm meine baldige Abreise anzukündigen, doch habe ich mir schon einen Plan zurechtgelegt, uns beiden den Abschied zu erleichtern.

Ich erzählte ihm eines Tages, daß es in Kilwa wieder unruhig wäre und der bwana Doktor an mich geschrieben hätte, ich sollte zurückkommen; dann könnte er wieder im Lazaret helfen und weiterlernen. Wenn ich inzwischen noch nicht völlig gesund geworden sei, so müßte er vorläufig allein hinüberfahren, während ich besseres Wetter abwarten und nachfolgen würde.

Es wurde ihm schwer ums Herz, das sah ich ihm an, und als ich ihn später rief, bemerkte ich, daß er geweint hatte. Ich durfte jedoch nicht locker lassen und mußte ihn mit dem Gedanken an eine Trennung vertraut machen, wenn ich nicht wollte, daß es bei meiner Abreise unerquickliche Szenen gab. Auch hatte ich den Jungen, der so mit allen Fasern an mir hing, wirklich lieb gewonnen, daß ich ihn gerne nach Deutschland mitgenommen hätte. Denn ich wußte bestimmt, daß es mich dort nicht lange halten würde und ich doch bald wieder in die Ferne zog, nachdem ich mich erholt hätte. Aber was sollte ich mit ihm anfangen? Nützen konnte er mir dort nichts, und die Reise kostete Geld, welches ich nicht in übermäßig großen Summen besaß. Und übrigens wäre es nicht unverantwortlich gewesen, den Knaben in ein ihm unbekanntes Land mit grundverschiedenem Klima und himmelweiten Unterschieden in den Lebensbedingungen hinzulocken? Wußte ich denn, ob er sich dort akklimatisierte und seinen Lebensunterhalt fand? Als Krankenwärter konnte er wohl durchkommen, doch ob er schon genügend ausgebildet war, konnte ich nicht beurteilen, und dann: wer nahm wohl gerne einen Neger als Krankenwärter! Die Europäer hier im Lande hatten sich wohl schon an den Anblick gewöhnt, doch war dies in Deutschland anzunehmen, wo es so gräßlich empfindliche Menschen gab? Die Leute dort hatten ja schon in gesundem Zustande schwache Nerven; um wieviel mehr, wenn sie erkrankten. Sie würden sich dann entsetzen, wenn die schwarze Gestalt an ihr Bett träte, und Zeter schreien, so lange sie ihn sähen.

Und dann waren auch die Kinder dort so ungezogen und gegen Farbige so wenig höflich, daß man sich oft schämen mußte, wenn die

Leute sich ob solcher Roheiten beschwerten. Nein, das ging nicht; wir mußten uns auf alle Fälle trennen, und täglich sprach ich mit Guso darüber, wie er in Kilwa ein fundi werden würde und dann später mit mir auch nach Deutschland reisen könne. Ich mußte schon zu dieser Irreführung meine Zuflucht nehmen, um ihm das Scheiden zu erleichtern, ahnte freilich nicht, daß meine Worte in Erfüllung gehen, und er mir sogar noch in anderen Ländern seine Kenntnisse nutzbar machen würde.

Ermüdet war ich zu Bett gegangen und hatte unruhig geschlafen, wie in Vorausahnung eines Unheils. Gegen fünf Uhr wurde ich durch heftiges Klopfen an meine Tür geweckt und springe im Nachtzeug heraus, um zu öffnen. Eine feuchtkalte Luft weht mir aus der offenen Tür entgegen und zieht mir in einem Schauer über den Leib. Vor dem Eingang steht ein Boy und überreicht mir einen Brief, um sofort wieder eilig zu verschwinden, und als ich Licht gemacht, lese ich erstaunt folgende Zeilen:

Sehr geehrter Herr!

Es ist ein großes Unglück passiert und bedarf dringenden und schleunigen Eingreifens von allen Seiten. Wenn es Ihnen möglich ist, herüberzukommen, so würde Ihre Hilfe uns sehr willkommen sein, denn Eile tut not.

Ihr ergebener

(Unterschrift.)

Sofort kleide ich mich natürlich an und überlege, was denn eigentlich geschehen sein könnte. Guso, der mir hätte Auskunft geben können, schlief drüben, bei dem anderen Dienstpersonal und ließ sich nicht sehen. Der Junge, welcher mir den Brief brachte, war so schnell wieder fortgelaufen, daß seine Eile in auffallendem Widerspruch zu der sonstigen Langsamkeit der phlegmatischen Gesellschaft stand, also mußte es wohl etwas Wichtiges sein. Vielleicht war ein Raubtier in die Plantage eingebrochen und hatte dort gewütet, oder etwa gar ein Todesfall. — So überlegend, eile ich vorwärts.

Näherkommend, höre ich Geschrei, hastiges Umherrennen, Laternen- und Feuerschein und in demselben eine große Anzahl Gestalten, welche hin und wieder etwas zu tragen scheinen. Immer beschleunige ich meine Schritte und rufe nach Guso, der jedoch in dem Trubel meine

Stimme wohl nicht zu hören vermag. Also muß ich mich selbst überzeugen und betrete den Hof. Doch der Anblick, welcher sich mir hier bot, ließ mich wie zu Stein erstarren, denn seit Kilwa, welches mir noch in schreckensvollem Gedenken stand, hatte ich Aehnliches nicht gesehen. — Von dem grellen Scheine der Flammen beleuchtet, lagen im Hofe etwa zwanzig blutüberströmte, schwarze Körper, mit weltklaffenden Wunden bedeckt, die sich die weißen Beamten zu verbinden bemühten, und immer noch mehr solche entsetzlich Verwundeten wurden aus einem Hause herausgetragen, in welchem sich ein Schlafraum für die in entfernteren Dörfern wohnenden Arbeiter befand.

Guso bemühte sich ebenfalls um die Unglücklichen, und sein Anblick brachte mich wieder zur Besinnung, so daß ich garnicht erst lange fragte, was hier vorgefallen — denn das sah ich —, sondern den Rock abwarf und ebenfalls zugriff.

Vor mir lag ein stöhnender Riese, dem Fleischfetzen und Knochensplitter um den ganzen Kopf hingen, und dieser Anblick verursachte mir einige Uebelkeit. Doch ich biß die Zähne zusammen, ergriff eins der in Haufen herbeigetragenen Leinentücher, welches ich in bereitstehende Eimer mit Karbollösung tauchte und versuchte nun, den zerfetzten Schädel desselben zu umwickeln. Es waren gräßliche Wunden, die ich sah, und zweifellos von Axthieben herrührend; tief in den Kopf gedrungen; an einigen Stellen sogar das Gehirn zerschnitten und zerrissen, so daß die ganze obere Hälfte nur ein einziges Gemisch von Haut und Haaren, zersplitterter Schädeldecke, Gehirn und Blut war.

Während ich verband, fragte ich mich unwillkürlich, wie dieser Mann überhaupt noch leben könne, denn von diesen Hieben war jeder einzelne tödlich. Doch ich verband und wandte mich zu einem anderen.

Dieser zeigte drei Axthiebe im Genick. Der Kopf fiel zur Seite; die Wirbelknochen waren zersplittert; der Nacken eine unkenntliche, blutige Masse, und doch lebte der Aermste und atmete, als ob er schlief. Diese Ungeheuerlichkeit verwirrte meine Sinne, und ich bezweifelte fast, daß ich mich in völlig wachem Zustande befand. Und wie im Traum verband ich auch diesen.

Einem Dritten war das Gesicht zerfetzt; man sah überhaupt nichts mehr davon, als Blut, Knochensplitter, Fleischfetzen. — Er starb mir unter den Händen, und ich spürte, daß eine Schwäche mich überfiel. Ich blickte um mich — ich sah nur Blut — Blut. Die anderen starrten von Blut. — Guso kam mir anstatt schwarz — rot vor; ein roter

Klumpen, mit einem schwarzen Fleck oben, aus dem zwei weiße, große Punkte auf mich starrten; ich selbst klebte von Blut — überall sah ich Blut — etwas anderes überhaupt nicht mehr; die Häuser, alles erschien mir rot, — blutig; ein intensiver Geruch nach Schweiß, Karbol, Blut, — ich will mich erheben, doch meine Kniee zittern, — mir wird so übel, — so weh — ich sehe noch wie ein rotes Etwas auf mich zukommt — dann wird es mir schwarz vor den Augen. —

Ein heftiges Nervenfieber hatte mich ergriffen, dem sich eine Lungenentzündung hinzugesellte. Zweifellos hatte ich mir die schreckliche Erkältung beim Oeffnen der Türe im Nachtzeug geholt, und mein ohnehin geschwächter Körper war beim Anblick der grausigen Verstümmelungen zusammengebrochen.

Als ich mich wieder erholt hatte, schilderte man mir den Hergang des Vorkommnisses folgendermaßen: In welcher Weise sich das Drama abgespielt, konnte nicht genau festgestellt werden, weil alle Leute schliefen. Der Täter, ein Mitarbeiter, war offenbar wahnsinnig geworden; in eine jener tierischen Tollwut verfallen, die nach Blut dürstet und nach rauchendem, triefendem Fleische lechzt. In diesem bestialischen Zustande hatte er eine Axt gefunden, welche sich unerklärlicherweise in demselben Schlafräume befand, und hatte nun wahllos auf die Schläfer eingehauen, wohin er traf.

Mit welcher Schnelligkeit die Schläge geführt worden waren, geht daraus hervor, daß vom ersten Aufbrüllen, welches die Beamten weckte, bis zu seiner Entwaffnung — in etwa fünf bis sechs Minuten — achtzehn Menschen zusammen hundertundsechs Wunden erhalten hatten, und das Vorhandensein von Blutspritzern und Gehirnteilen bis an die Decke, läßt auf die Wucht der geführten Hiebe schließen.

Die Wände, bis hoch hinauf, triefen von Blut, und der Fußboden war völlig überschwemmt; der Anblick des Zimmers war schrecklich, und das erste Bild, das die mit klaffenden Wunden bedeckten Körper boten, war nervenerschütternd.

Der Administrator war der erste der Beamten, welcher das Zimmer betrat, und einem weniger ruhigen Menschen wäre wohl der Mut gesunken; um so viel mehr, als der rasende Mörder sich jetzt zu den Helfern wandte und seine Schläge nach hierher auszuteilen versuchte. Man mußte ihn also von zwei Seiten angreifen; und während nun eine Person an der Tür blieb und den Wütenden beschäftigte — man scheute sich, ihn zu erschießen, weil eine Untersuchung zu viele Umständlich-